



Auf Dein Wort!

Herausgegeben
von
S. Keller.

Verlag von Otto Rippel
Hagen i. Westf.



Auf Dein Wort

Monatschrift

Herausgegeben

von

Pastor S. Keller



Neunter Jahrgang

Verlag von Otto Rippel in Hagen i. Westf.

Inhalts-Verzeichniß des 9. Jahrgangs

Vorträge und Predigten

	Seite
Eine kleine Kraft (Janthauser-Bern) - - - - -	5
Gott ist getreu (Prof. D. Ihmels) - - - - -	86
Examen der Seele - - - - -	114
Gott vor Gericht - - - - -	226
Ein sittlich-religiöser Fernblick - - - - -	254
Ein starker Schluß - - - - -	282
Der Trost großer Gedanken - - - - -	310

Bibelstunden

Der erste Petrusbrief - - - - -	30, 98, 142, 198
---------------------------------	------------------

Erzählungen, Skizzen etc.

Zum neuen Jahrgang - - - - -	2
Saat und Ernte (Dr. Fr. Bethge) - - - - -	10, 40
Randbemerkungen für Bibelleser - - - - -	19, 161
Die verlorenen Knechte - - - - -	23
Weltüberwinder (L. N.) - - - - -	34
Wie Frau Flamborg von Zungenreden kuriert wurde (E. Schreiner) - - - - -	42
Gebet am Weihnachtsabend - - - - -	58
Einsame Weihnachten - - - - -	59
Weihnachtsbrief an eine Witwe - - - - -	64
Ein Weihnachtsfest unter „Wilden“ (Rehffer) - - - - -	66
Indische Reisebriefe (Hans Keller) 69, 102, 125, 154, 177, 212, 236, 263, 292	
Die Verantwortung des Glaubens - - - - -	74
Zeitopfer für die Mission - - - - -	78
Wegweiser (Meta Holland) - - - - -	106
Ebbe und Flut - - - - -	108
Zwanzig Jahre in Deutschland - - - - -	119, 149, 185, 203
Ungleiche Geschwister (H. z. Puttitz) - - - - -	132
Warum das Leid auf die Welt kam (E. H. v. Zagorj) - - -	146

	Seite
Eine heidnische Bußpredigt - - - - -	159
Erklärung in eigener Sache - - - - -	164
Gethsemane (Dr. Fr. Bethge) - - - - -	170
Rosen am Kreuzestamm (A. Eitner) - - - - -	189
Grenzen und Zweifel - - - - -	192
Vater Johann von Kronstadt bei den Verwundeten (General Dserow) - - - - -	207
Die alte Brücke (L. N.) - - - - -	232
Ein Briefwechsel - - - - -	244
Die goldene Bahn (A. Eitner) - - - - -	248
Landhaus Heidrich in Dybin - - - - -	274
Erklärung (Hans Keller) - - - - -	276
Eine Tischrede an das junge Paar - - - - -	289
Ein ungeschriebenes Buch - - - - -	298
Nochmalige Erklärung (Hans Keller) - - - - -	302
Ein Echo - - - - -	303
Quittung (Hans Keller) - - - - -	304, 336
Aus rinnender Zeit (St. Haiz) - - - - -	315
Eine russische Erinnerung - - - - -	318
Lichte Wolken (A. Eitner) - - - - -	322
Deutscher evangelischer Volksbund - - - - -	324
Flugblätter für Gebildete - - - - -	327
Des Blattes Abschied von seinen Lesern - - - - -	329

Gedichte

Bergfahrt (Prof. Carl Hilth) - - - - -	1
Im Almenland (Fanny Stockhausen) - - - - -	9
Zukünftige Herrlichkeit (Fanny Stockhausen) - - - - -	24
Jesus selbst (E. v. C.) - - - - -	29
Was sind schöne Seelen (Fanny Stockhausen) - - - - -	39
Am Strom (Fanny Stockhausen) - - - - -	52
Meine Weihnachtsgäste - - - - -	57
Lieder aus dem Krankenhaus (G. H.) - - - - -	63
Neujahr (Gertrud von Hill) - - - - -	85
Fein demütig (M. Feesche) - - - - -	97
Ewigkeitstagwerk (M. Feesche) - - - - -	97
Dein Platz (N. N.) - - - - -	113
Ein Spruch (Stephanie v. Goplar) - - - - -	118

	Seite
Danken (M. Feesche) - - - - -	136
Mit dem Leben (M. Feesche) - - - - -	141
Das hat der Feind getan (M. Simmler) - - - - -	148
Karfreitag (Meta Holland) - - - - -	169
Zum 14. Februar 1911 (H. Schwarz) - - - - -	191
Incognito Christi (B. Z.) - - - - -	197
Der Tröster (Meta Holland) - - - - -	292
Duellendes Leben (M. Feesche) - - - - -	225
Zwei Aerzte (Stephanie v. Goßlar) - - - - -	231
Wer auf den Geist säet (M. Feesche) - - - - -	253
In ihm allein ist Ruh (M. Simmler) - - - - -	262
Ihr seid das Salz der Erde (H. Bergelt) - - - - -	271
Gebet (Berthold Reichel) - - - - -	281
Gott ist die Liebe - - - - -	288
Noch mehr - - - - -	297
Die Wasserrose (M. Simmler) - - - - -	309
Das braune Ackerfeld (P. Menzel) - - - - -	317
Sie soll (Stephanie v. Goßlar) - - - - -	321
 Aus der Briefmappe des Evangelisten - - - - -	 25
53, 81, 109, 137, 165, 193, 221, 249, 277, 305, 333	
 Vom Büchertisch - - - - -	 27
55, 83, 111, 139, 167, 195, 223, 251, 279, 307, 335	





Heft 1

Oktober 1910

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

„Bergfahrt“ *)

„Ich hab's gewagt nun, Herr, in deiner Kraft.
Mein irdisch Erbe ist dahingegeben.
Es fällt die Axt den Baum in vollem Saft,
Der Tod verschlingt jetzt rettungslos das Leben.

Auf Dein Wort, Herr, im Glauben ist's gesch'hn,
Der Antrieb und die Bürgschaft war ein Glauben;
In dichtem Morgennebel steh'n die Höh'n,
Die mir die Aussicht auf das Drüben rauben.

Bis hieher kam ich — rückwärts kann ich nicht,
Des Pfades Spur will bloß mehr aufwärts leiten;
Ein Dunkel seh' ich hinter mir und Licht
Und Ausgang find' ich nur im Vorwärtsschreiten.

Halt ein, mein Herz, Minuten; doch zurück
Schau nicht auf Täler, die du nun verlassen.
Daß fahren das geringe Erdenglück, —
Jetzt auf, die letzte Höhe zu erfassen!“

Prof. Carl Silty †

*) Entnommen dem schönen Gedekbuch: Carl Silty, Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens, gesammelt und zum Kranz gewunden von Heinrich Auer, Verlag von R. J. Wyß.



Zum neuen Jahrgang

Die Werte der Worte wechseln. Früher — vor der Reformation und Renaissance — war „die Wissenschaft“ ein Kind oder eine Magd der Religion. Die religiösen Leiter der Kulturwelt waren zugleich die Inhaber der wissenschaftlichen Erkenntnisse. Dann kam die Zeit der großen, groben Mißverständnisse: Jahrhunderte bitteren Kampfes zwischen freier Forschung, die im Uebermut des wachsenden Erfolges über alle natürlichen Grenzen ging, und einer Religionsauffassung, die auch Irrtümer mit der Wut der Verzweiflung um Gottes Willen verteidigen zu müssen glaubte. Heute läßt sich überschauen, was diese beiden Wildbäche für Verheerungen angerichtet haben.

Die religionsfeindliche Wissenschaft hat lange genug wütend getobt. Ihre Behauptungen wurden von den brutalsten Zeugen, den äußeren Sinnen, laut bestätigt und die Vorteile ihrer Entdeckungen im praktischen Leben ausgenutzt. Wen kann es da Wunder nehmen, daß die Stimmen, die ihr noch widersprachen, übertönt wurden vom Brausen dieses Gießbaches! Wer wollte gegen solche Weltmacht sich noch auf irgend eine andere Autorität stützen? Daß es natürliche Grenzen gab, — Felsen von Urgestein, die vor all diesem Schäumen um kein Haar breit wichen, — daß die Bedürfnisse des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens auf die Dauer nicht einfach negiert werden können, daß es auch eine Wissenschaft der inneren Erfahrung gibt und Realitäten, für die man keinen sinnlichen Maßstab hatte, — erkannte man erst langsam und nicht überall. Aber diese Erkenntnis fordert ihr Recht und setzt sich in den oberen Schichten der geistigen Führerschaft von Jahr zu Jahr deutlicher durch. Der Wildbach kommt damit in ein stilleres Tal. Das Uebertäuben jeder andern Meinung hört auf. Man überzeugt sich, daß man im Namen jener „Wissenschaft“ manchen höchst unwissenschaftlichen Streich gemacht hat; ja, man erkennt, daß die Feindseligkeit der Wissenschaft gegen die Religion ein Unsinn gegen den Menscheng Geist und ein Unrecht an der Volksseele war. Man sucht jetzt nach neutraler Erforschung der Wirklichkeit. Zum Beweis dafür nenne ich nur die Tätigkeit des Keplerbundes! —

Die fanatische Bekämpfung der wirklichen Resultate der Wissenschaft im Namen einer falsch verstandenen Religion scheint sich auch bald ausgetobt

zu haben. Die Wirklichkeit allein hat mit der Zeit hier Wandel geschaffen. Die führenden Vertreter einer Religion, die der Naturwissenschaft vorschreiben will, was in ihrem Gebiete heute Wahrheit sein soll, werden seltener. Man verteidigt sich wohl gegen gewissenlose Freischärler aus jenem Lager, aber man hat viel mehr Interesse, mit Material von daher an seinen eigenen Bauten zu arbeiten. (Psychologie, Wirklichkeits Sinn u. s. w.)

So könnte man weisagen, daß die Zeit vor der Tür steht, wo Wissenschaft und Religion überall Frieden schließen werden, wie sie es in einzelnen Persönlichkeiten bereits getan haben. Aber die Schädigungen der Wildwasserperiode sind noch nicht überwunden. Noch stehen Millionen im grauen Haar da als Vertrauensmänner jener Zeit, wo Wissenschaft und Religion in blutiger Fehde lagen, und diese Millionen verteilen sich auf beide Lager. Man wird auf ihr Aussterben warten müssen, denn Hädel und Papst Pius finden keine Mittellinie des gegenseitigen Verständnisses. Schlimmer für die Gegenwart ist die kritiklose Jugend, die sich noch in den Reusen jenes Irrtums verfängt. Soll diese auch für Gottes Reich und den wahren Kulturfortschritt unseres Volks verloren gehen? Da steht eine Aufgabe meines Lebens, Redens, und dieses Blattes: diesen Irrenden als Warner und Ratgeber zu begegnen und ihnen zurecht zu helfen, bis ihr Wissen und Glauben zusammenklingt!

Aber wenn ich nur an dieser Stelle arbeiten sollte, müßte ich eine andere Arbeitskleidung tragen und anderes Rüstzeug in den Händen haben! Ich sehe aber noch eine andere ebenso wichtige Seite meiner Lebensarbeit in dem Konflikt zwischen Kirche und Gemeinschaft. Auch hier scheint die erste schroffe gährende Kampfzeit ziemlich vorbei zu sein. (Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen: Heißsporne und Einspänner, die vom Galopp des seelischen Menschen nicht lassen können!) In der Kirche gewöhnt man sich vielerorts an diese Zeiterscheinung und versucht sich schiedlich-friedlich nebeneinander einzurichten, während die Gemeinschaft, durch die Irrlehre der Pfingstbewegung aufgeschreckt und nüchterner in ihren Geistes- und Kraftforderungen geworden, den Wert reiner Lehre und fester Ordnung mehr schätzen lernt. Aber im einzelnen bleiben klaffende Gegensätze und ungelöste Fragen genug übrig, die eines Vermittlers Friedensarbeit erheischen. Gibt es nicht Gemeinden genug, in denen suchende Seelen beim Ortspfarrer kein Verständnis finden, auch wenn er nicht durch eine moderne Theologie um die Kraft Christi gebracht worden ist? Was Wunder, wenn sie sich mit ihren Fragen an jemand wenden wollen, dessen Kirchlichkeit ebenso bekannt ist, wie seine Stellung zu den brennenden Problemen der Gegenwart! — Der Gemeinschaftsbewegung gegenüber betone ich stets wieder die drei

Stellen*), wo ihre spezielle Gefahr droht: ihre Vertreter und Führer müssen mehr psychologisch geschult sein, damit sie nicht hart und eng und ungesund mit wunden Seelen umgehen; — sie müssen weiter historisch denken können, um nicht alte Fehler, die die Kirchengeschichte längst gestraft hat, aufs neue zu begehen, und dürfen endlich den volkskirchlichen Charakter in der Kirche Deutschlands nicht übersehen oder sich in bewußten Gegensatz dazu stellen.

Eine dritte Seite meiner Arbeitsaufgabe und damit auch meines Blattes ist so privatim, so zart, daß davon in einer programmartigen Einleitung nicht viel geredet zu werden braucht. Der Mann mit dem Wasserkrug (Luk. 22, 10) geht stille manchen Seelen entgegen, die trinken wollen. Die Hauptsache bleibt hier im Verborgenen; von der Arbeit sowohl, als auch von dem Segen. Die Vorträge und Bibelstunden und das Blatt, — sie bringen uns nur zusammen; der Krug ist mein und das Wasser ist vom Herrn! Ich grüße Euch, die Ihr vom Hause des Herrn seid!

Freiburg i. Br., 1. Okt. 1910.

E. Keller.

*) Darüber folgt in einer späteren Nummer ein ausführlicher Aufsatz.



„Man kann nicht bergauf kommen, ohne bergan zu gehen. Und obwohl steigen beschwerlich ist, so kommt man doch dem Gipfel näher. Und oben ist oben.“
(Clausius).

„Hundert Unglückliche gehen verloren, weil sie niemand zum Gefühle dessen, was sie noch sind, emporhebt.“ (Pestalozzi).

Wenn der heilige Geist ein Menschenherz heimsucht, macht er es offen nach oben, verschlossen nach unten, stille nach innen, milde nach außen. (Sailer).

„Unser Gewissen ist entweder unsere Ehre oder unsere Schande“. (Luther).



Eine kleine Kraft!

Offenb. 3, 4: Denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet.

Dieses Wort richtet unser Herr Jesus an den Engel oder Vorsteher der Gemeinde zu Philadelphia. Aber ich bin überzeugt, vorher ist es hundertmal in den Gebeten des Vorstehers als Seufzer emporgestiegen: „Ach, ich habe eine kleine Kraft! Wie nichts ist meine Kraft den gewaltigen Anforderungen gegenüber, die hier an mich gestellt sind! Was richte ich aus gegen des Satans Stuhl und Schule? Ohnmächtig bin ich gegenüber den halstarrigen Juden, die sich auf ihre Abstammung von Abraham versteifen, aber von Abrahams Glauben keinen Faden an sich haben und nichts wollen von ihrem Messias. Wie schwer ist's, von Wölfen umringt, die Herde Jesu Christi zu weiden! Mein Hirtenstab langt nirgends hin. Und doch bin ich gesetzt zum Leuchter an diesem Ort. O, eine kleine Kraft!“ Und nun tönt dies Wort wie ein Echo zurück aus dem Munde des Herrn; aber nicht als Tadel, wie er es wohl erwartet hatte, nein als Lob. „Es ist wahr, eine kleine Kraft hast du. Aber mich freut's, daß du das einsiehst und demütig bekennst, während so viele, deren Kraft nicht größer ist, sich doch wieviel einbilden über ihrem Können und Vermögen. Dir kann geholfen werden, den Demütigen gebe ich Gnade!“

Ich habe eine kleine Kraft! Wie manche sprechen dieses Wort nach, leichtthin, ohne eine Spur von Trauer, etwa wie einer sagt: „Ich habe ein kleines Hündlein zu Hause!“ — sprechen es nach, weil's guten Klang hat und in der Mode ist unter den Frommen. In ihrem Munde hat es keinen Wert. Jenem Manne drang es als ein Herzensseufzer aus tiefster Brust hervor. Es war ihm das schmerzliche Ergebnis langer Erfahrung. O dies Wort ist ein Glaubensartikel! Oder wem es nur ein Glaubensartikel ist, der weiß nicht, was er sagt. Nein, es kann nur die Lehre der Erfahrung sein, einer Erfahrung, die man freilich sehr ungern macht; denn es gehört wohl zum Einschneidendsten, Schmerzhaftesten, das wir lernen müssen: einsehen, daß man eine kleine Kraft hat. Mit einer staunenswerten Bähigkeit hängt man daran, doch noch etwas auszurichten, etwas zu erreichen. Man will und will sich nicht bankrott erklären. Und doch

muß jeder aufrichtige Christ früher oder später und immer wieder diese Erfahrung machen.

O, ein schwerer Augenblick für den starken Vater, wenn er es mit Händen greifen muß: Mein Einfluß verfängt nicht bei meinen Söhnen. Sie gehen nicht meinen Weg. In den Wind geredet sind meine warnenden Worte! Es bringt ihm vielleicht einen der härtesten Kämpfe des Lebens, einsehen zu müssen, daß er so gar keine Macht soll haben über sein eigen Fleisch und Blut. Ja, das würgt ihn. — Und die fromme Schwester, wie lange hat sie gemeint, mit ihrem Zureden, mit ihrem Wachen, mit ihren Tränen, den weltlichen Bruder zu bewahren und zu befehren. O, des tief einschneidenden Augenblicks, da sie endlich einsieht: Nichts ist getan mit meinem Tun! Meine Worte, meine Tränen sind wie ein Ball, geworfen gegen eine Wand! — Und der gläubige und eifrige Lehrer, die treue Sonntagsschullehrerin, wie lange mühen sie sich und hoffen und hoffen, durch wohl vorbereitete, methodisch fein angelegte Lektionen das Kind zu ziehen, wie man Spalierbäume zieht, in ihm einen sittlich-religiösen Charakter gleichsam zu pflanzen und zu pflegen. Und wie demütigend ist ihnen die aufdämmernde Erkenntnis: Mit meiner Kraft und Kunst ist nichts getan. An Gottes Wirken bin ich gewiesen. Wenn's ihm nicht gefällt, seinen Geist darinzulegen und wenn er durch denselben nicht selbst den Keim zu einem neuen Leben ins Kinderherz hineinsenkt, so verhallt mein Wort wie Glockenschall. Eine kleine Kraft hast du!

Eine kleine Kraft! Wie oft habe ich die Feder ergriffen mit dem Wunsch und Vorsatz, den Herrn Jesus zu malen in seiner Schöne, ihn herrlich und begehrenswert darzustellen. Und immer wieder muß ich einsehen: Ich hab's nicht in meiner Gewalt. Wo er nicht Licht und Segen von oben schenkt, da kommt nichts Rechtes heraus. Und wer erfährt nicht Ähnliches in Bezug auf das gesprochene Wort?

Eine kleine Kraft in der Wirkung auf andere, eine kleine Kraft im Kampfe gegen sich selbst! Ich muß bekennen: jeden Morgen, wenn ich betend den vor mir liegenden Tag überblicke, kommt mich eine Furcht an, eine Furcht vor mir selber. „Dieser Mensch,“ muß ich erfahrungsgemäß sagen, „bietet mir auch gar keine Garantie für ein treues, beständiges Bleiben auf Gottes Wegen an diesem Tage. Er ist nicht nur fähig, sondern auch geneigt, in jedem unbewachten Augenblick mit Augen und Ohren, Gedanken und Gefühlen, Worten und Werken abzuirren. Und ich vermag ihn von mir aus weder zu überwachen, noch zu händigen!“ — Eine kleine Kraft!

Sa, eine kleine Kraft gegenüber den Anforderungen deiner Umgebung, eine kleine Kraft gegenüber dir selbst, deinem Fleisch und Blut, eine kleine, verschwindend kleine Kraft gegenüber den Fürsten und Gewaltigen, dem ganzen fürchterlichen Reich der Finsternis, das beständig wider uns im Kampfe steht!

Aber ist es nicht eines Menschen unwürdig, unmännlich, sich so wenig Kraft zuzutrauen? Die Weltweisen sagen es und die Schriftsteller zeichnen ideale Menschen mit starken Charakteren, Menschen, die die Kraft hatten, hundert schwere Schicksalsschläge zu ertragen und dabei aufrecht zu bleiben, — und das alles ohne Gott, Männer eigener Kraft. Diese Darstellungen sind keineswegs zu verachten, sind vielmehr höchst beachtenswert. Entspringen sie doch dem edlen Sehnen: Ach, wären wir so! Aber mit der Wirklichkeit stimmt es nicht. Nicht zu reden von den lustigen Vögeln, die alles leicht nehmen, gibt es allerdings seltene Menschen, die eine Zeitlang auch ohne Gott im Ertragen von Schicksalsschlägen und von Gegenwind auf der Lebensfahrt eine bewundernswerte Stärke beweisen. Aber wenn viel Schweres und immer wieder Schweres kommt, brechen sie doch zusammen, oder aber — sie verfallen in stoische, stumpfe Gleichgültigkeit.

Stellt sich aber nicht eine gewisse Gleichgültigkeit, verbunden mit völliger Mutlosigkeit gerade da ein, wo man seine Kraft nur gering einschätzt? Ohne Zweifel ist diese Gefahr vorhanden; man sehe sich nur den dritten Knecht im Gleichnis von den anvertrauten Zentnern an, wie ihn z. B. Burnand auf seinem ergreifenden Bilde darstellt. Wie schlaff und schlampig ist seine Haltung, wie dumpf und stumpf sein Ausdruck! „Was fange ich mit meinem einzigen Zentner nur an?“ wird er gesagt haben, „es langt zu nichts!“ — ging hin und vergrub ihn.

Es kann so sein; aber es muß nicht so sein! Beim Vorsteher der Gemeinde zu Philadephia war es nicht so, die Erkenntnis seiner Ohnmacht trieb ihn vielmehr zu der großen Kraftquelle, die außer ihm lag. Und du hast mein Wort behalten! O, nicht von ungefähr steht dieses kleine „und“ da. Es gehört durchaus zwischen diese zwei Sätzlein hinein: du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten. Eben deswegen behielt der Mann Jesu Christi Wort, weil er sich schwach fühlte. Sa, kühnlich dürfen wir sagen: Nur wer sich als eine kleine Kraft fühlt, nur der wird sein Wort behalten. Der Ermattete, der seine Kraft in vergeblichem Ringen aufgezehrt hat, ja der wird sich klammern an den aufstrebenden Fels im Meere, den der starke, kühne Schwimmer verachtet. Anfechtung lehrt auf das Wort merken; Not und Ohnmacht

lehreten, sich an die göttlichen Kraft- und Segensverheißungen anklammern. Wer den sichern Untergang vor Augen sieht, der greift nach der dargebotenen Helferhand Gottes, und krampfhaft hält er sie fest.

Und so betone ich auch das andere „und“: du hast eine kleine Kraft und hast meinen Namen nicht verleugnet! Nie, nie wird dem Starken, Großen der Name des Heilandes so groß und teuer sein, wie er es dem Schwachen, an seiner Kraft Verzweifelnden ist. Dem ist er eins und alles, der wird sich an ihn lehnen, an ihn schmiegen. Wie könnte er dessen Namen verleugnen, mit dem er steht und fällt!

Große Gnade gibt der Herr dem, der aufrichtig bekennt: Ich habe eine kleine Kraft! „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür!“ Was man mit aller Kunst und allem Fleiß nicht vermochte: Menschen erziehen, Menschen bekehren, das geht gar sicher und solid vor sich, wo der Herr die Tür aufthut. Das durfte der Vorsteher zu Philadelphia erfahren. Starke unter den Feinden fielen ihm zu. Er selber wird bewahrt vor der Stunde der Versuchung und bleibt erhalten. — Das darf das schwache Mütterlein erfahren, das sich ob seinem Unvermögen, ob seinen Mängeln in der Erziehung seiner Kinder oft genug vor dem Herrn angeklagt und gewunden hat im Schmerz ob seiner nichtigen Kraft. Es darf's erfahren und eins um's andere seiner Kinder als Frucht in des Herrn Hand fallen sehen, der demütige Lehrer und Seelsorger darf es erfahren: Wenn Jesus die Tür aufschließt, dann ist das jahrlange Harren und Hangen an seinem Wort in einer Stunde reichlich belohnt.

Du hast eine kleine Kraft! Aber doch ist's eine Kraft. Eine indirekte zwar bloß, eine Kraft, um die Helferhand zu ergreifen, eine Kraft, die Gott veranlaßt, seine Macht zu äußern. Hast du schon das elektrische Läutewerk beachtet an den Bahnhöfen? Der Vorstand dreht eine kleine Kurbel herum und alsobald schlagen die Hämmer kräftig an die Stahlglocken. Merke, die schwache Drehbewegung ist's nicht, kann's nicht sein, welche die Hämmer so kraftvoll anschlagen macht. Durch dieselbe wird bloß ein geringer elektrischer Strom erzeugt, der aber genügt, um einen kleinen Riegel zu schieben, wodurch erst die größere Kraft, die in der starken Feder des Mechanismus liegt, entbunden wird. Wohlan, wende deine kleine Kraft an, drehe die Kurbel, und eine geheimnisvolle, große Kraft fängt an zu spielen!

Darum so schäme dich nicht, zu bekennen deine kleine Kraft! Aber treiben laß sie dich zu seinem Wort, in seinen Namen und erhalten in seiner Gemeinschaft, dann besorgt er das Uebrige, schafft Bewahrung und offene Türen.

G. Fankhauser-Bern.



Im Almenland

Liebl'ich ist's, auf grünen Almen
Wandeln zwischen Blütenhalmen,
Wie am sanft bewegten Meer.
Herrlich ist's, von Blumenauen
Auf den Alpsteinkönig schauen
Mit dem Hofstaat um ihn her.

Aber holder ist's, auf Reisen
Zu vernehmen einen leisen
Widerhall von Jesu Wort,
Wie ein stilles Gottessegnen
Ist es, Seelen zu begegnen:
Eines Tons im Grundakkord.

Wie die Gletscherwasser rinnen
Von den weißen Alpenzinnen,
Niederstürzend mit Gebräus,
So, von ew'gen Höh'n hernieder
Fließen Brunnlein hin und wieder,
Breitend sich im Herzen aus.

Fanny Stockhausen.





Saat und Ernte

von Dr. Fr. Bethge.

Matth. 13, 3. Siehe, es ging ein Säemann aus, zu säen.

I.

Der Säemann Jesus Christus.

Siehe! Wir sehen uns um auf den Aekern der Erde und in der Menschenwelt, und wohin wir blicken, überall schauen wir die Segensgestalt Jesu Christi. Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort. Seine Gnade zerstreut die Wolken des Gerichts, die den Mißwachs bringen; seine durchbohrten und gefalteten Hände empfangen das Brot und geben es weiter, wie einst in der Wüste, so immerdar. Sein Herz wurde nicht anders seit der Stunde, da er sprach: „Mich jammert des Volkes, daß ich sie sollte ungeessen von dannen ziehen lassen“. Er wird daher als Gast eingeladen, den Genuß dessen zu segnen, was er beschert hat. Seine Gegenwart ist Weihe jedes Erdenbrotes, dessen höchste Weihe er vollzieht, wenn das Weizenkorn zum Manna des heiligen Abendmahls wird. Aus seinen Händen die Saat und die goldene Aehre! Darum schauen wir auf ihn und durchwandern ohne Brotsorgen Berg und Tal und Feld und Wald hienieden froh an seiner Hand und essen das Pilgerbrot und wandern aufwärts, Pilgerstraßen und Loblieder im Herzen nach der Mahnung des Apostels: Alles, was ihr tut mit Worten und Werken, das tut alles im Namen Jesu Christi und danket Gott dem Vater durch ihn. Jesu Name ist der ewige Introitus und das Leitmotiv aller Lobpreisungen Gottes. Jemehr Christus im Herzen wohnt, desto mehr Verchen über den Weizenfeldern, desto mehr zwitschernde Schwalben an den Altären. Den wartenden Augen, dem belenden Mund rief Gott sein allmächtig Amen zu um seines Sohnes willen.

Die Seinen essen kein anderes Brot als Bittbrot des Glaubens. Und daß so sie glauben, bitten und danken, ist die Frucht seiner Geistes-saat. Jeder Geisthauch, der durch die Welt geht, ist ein Odemzug seiner göttlichen Seele; jedes Licht, das den Tag der Menschen erhellt und zu einer höheren Zukunft voranleuchtet, ist ein Funke seiner Augen;

jede Flut, die klar wie der Bergquell und gewaltig wie ein Weltstrom dahinströmt — und die Auen grünen und die Wandrer trinken und die Schiffe tragen, — ist ein Lebenstropfen aus seinem Herzen. Christus hebt immer klein an und dann wächst er progressionsmäßig; und der Funke wird zur Sonne und der Quell zum Weltmeer und der Hauch zum Pfingststurm; er ist es, der das Senfkorn säet, das zum Weltenbaum wird.

Welch eine Saat! Welch eine Ernte! Anbetend sagen wir: Gelobet seist du, o Säemann Christus! Wir schauen auf die große Völkervelt. Da schlagen über 60 000 Menschenherzen, die sich in seinem Dienst verzehren, das Licht den Heiden zu bringen. Sie sind durch ihn das Licht der Welt. Und in jedem Jahr werden viele Tausende aus der Heidenwelt hinzugetan zu dem großen Erntefranz am Fuße seines Kreuzes. Vom 14. bis 23. Juni war in Edinburg Weltmissionskonferenz. Unter den 1200 Delegierten aus der ganzen Welt stand neben dem Negerpastor im Luthertrock der indische Professor mit dem langen weißen Bart, in schwarzem Kasten, das rote Samtkläppchen auf dem Kopf; neben dem Japaner in modernster europäischer Kleidung der Chinese in blauem Kittel; aber alle im weißen Hochzeitskleid des Lammes, lassend ihre Liebesflammen lodern auf den Heiland zu. Wie wirst du geliebt, Herr Jesu Christ, du Säemann der Tränen am Delberg und der Blutstropfen auf Golgatha! Liebst du ihn?

Wir sehen auf die Werke der Liebe und des Erbarmens, das finnende Augen, klopfende Herzen, tausend Wege und tausend Hände hat, die Hungrigen zu speisen und die Durstigen zu tränken, das Elend zu mildern und die Freude zu mehren, die Verlorenen zu retten, die Geretteten heimzuleiten. Woher das alles? Wuchs es auf den dürren Sandfeldern der Selbstsucht? Ist es Menschen Art? Ist es Gottes Art. Er war der Weinstock und trug die Reben; er war die Sonne, und die Trauben reiften. Er ist noch immer das Weizenkorn, das in den Seinen verweist, damit goldene Aehren alle Wegemüden stärke.

Wir sehen auf das Wachstum der christlichen Persönlichkeiten und Gemeinden. Er drückte sein Bild recht tief in vieler Sinn. Er war der Sauerstoff, den die Seele einatmete zur Gesundheit und Kraft. Er machte die Aehren reif für die Stunde des Schnitters. Er legte auf die Lippen des Kindes: „Mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein“; sein Odem war der Seufzer der sterbenden Königin: „Herr Jesu, mach es leicht“*). Er regte an das Wollen und schuf das

*) Nach gewöhnlicher Ueberslieferung „kurz“.

Vollbringen. Er einte die Väter in heiligen Gemeinschaften und durchglühte die Evangelisten. Er weckte evangelische Bewegungen vom Ebro bis zur Wolga. Auf den Bergen, auf denen die Hirten weiden, in den Tiefen, in denen die Bergleute schürften, offenbarte er seine Gegenwart. Er gab das Wort und den Erfolg im Dom und im Zirkus, auf der Kanzel und der Tribüne. Ueberall er und immer nur er!

Er ist der fleißigste Säemann. Er muß wirken, solange es Tag ist. Er hat keine Zeit, an seine Königskrone zu denken; er hat nur Ewigkeit, sie armen Seelen zu schenken. Niemand soll die Seinen aus seiner Hand reißen, und wie viele Hände hält er fest!

Er ist der geduldigste Säemann, der weiter sät, obwohl er weiß, daß von vier Feldern nur drei Frucht tragen; der das Unkraut unter dem Weizen wachsen läßt zur Heiligung der Seinen, zur Rettung der Verlorenen; denn Unkraut kann wohl nicht Weizen, aber Sünder können Heilige durch ihn werden. Er grub auch um dich, und sein Geist arbeitete an dir, daß du Frucht brächtest und singen könntest: Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.

Er ist der dankbarste Säemann. Er vergilt den Wassertropfen, der den Halm tränkt; er setzt den geringen Knecht über viel und giebt den Arbeitern von der ersten Stunde an auch den vollen Tageslohn. Er zählt am großen Gerichtstage alles auf, was man ihm getan und vergißt nichts.

Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht! Mehr dankbare Anerkennung dessen, was der Geist Christi schafft! Weniger sorgen und klagen, mehr sich wundern und lobpreisen! Mehr Lobgesänge dem Säemann Jesus Christus!

II.

Der Säemann „Geist“.

Die an Jesus Christus Gläubigen sind Geistesmenschen, Kultur-land des heiligen Geistes. Die Frage: Habt ihr den heiligen Geist empfangen? beantworten sie mit Paulus: „welchen er über uns ausgegossen hat reichlich durch Jesus Christus unsern Heiland“. Ihr Kennzeichen als Gottes Kinder ist es, daß der Geist sie treibt. Er treibt nicht von außen, sondern ist Triebkraft von innen. Das Ergebnis ist daher nicht Werk, sondern Frucht.

Und das ist die rechte Frucht: Der Glaube, der immer inniger mit Christus verbindet und immer treuer ihn bekennt. Nur dort ist Fortschritt, wo Wachstum in der Gemeinschaft mit Jesus; wo die Klage: „noch immer nicht genug mit dir vereinigt“, wohl der Unterton bleibt;

aber der Oberton klingt so: „Ich bin dein, du bist mein, niemand soll uns scheiden, daß der Tod uns selbst nicht scheide; meine starke Glaubenshand wird in ihm gelegt befunden“. Da findet sich auch die Krone aller Glaubensfrüchte: die Versiegelung der Seligkeitsgewißheit im heiligen Geiste.

Wer glaubt, der bekennt. Auf den Dächern soll verkündet werden, was der Herr im Kreise der Seinen offenbarte. Da ist nichts zu verbergen vor irgend einer Kontrollstation des göttlichen Samens; es ist alles heilig, gut, schön, Vollkommenheit und Fortschrittskraft zu allen idealen Menschheitshöhen. Zeit oder Unzeit, es ist immer hohe Zeit, diesen Samen auszustreuen, wo immer es sei, wo Menschen dürsten oder verschüttete Quellen aufzugraben sind oder ein Damm aufzuwerfen ist gegen wilde Wässer. Schweigen ist Unglaube und Sünde. Und wie eine Fanfare, die zum Sieg bläst und nicht wie einer durchschossenen Trompete Klage ton auf dem Rückzuge muß es klingen. Wie viel gute Worte sprachst du von Jesus Christus, und legtest du für ihn ein dein Geld, deine Ehre, dein Leben?

Die Ernte davon siehst du oft nicht, aber der sieht sie und zeigt sie dir am jüngsten Tag, der sprach: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater“. Beneidenswerter, vielmehr nachahmungswerter Apostel: „Wer ist unsre Hoffnung oder Freude oder Krone des Ruhms? Seid nicht auch ihr es vor unserm Herrn Jesu Christo zu seiner Zukunft?“ Wird in deiner Garbe auch eine gerettete Menschenseele sein, lieber Leser? Welche Ernte! Als der Sohn des Grafen Shaftesbury mit 16 Jahren heimging, sagte er: „Ich muß dir danken, liebster Vater, daß du mich so religiös erzogen hast. Jetzt fühle ich den Trost davon, dir verdanke ich mein Heil.“ „Nein,“ liebstes Kind, „Gottes Gnade verdankst du es,“ war die Antwort. „Ja es ist wahr, aber du bist das Werkzeug dafür geworden.“

Die zweite Frucht der Geistes Saat ist die Liebe. Als Gottesliebe wurzelt sie tief im Herzen und wird zum Halm und zur Aehre, deren Körner lauter Menschenliebe. Sie ist Hingabe des Ich und Gabe aller Güter. Ohne Hingabe ist die Gabe wertlos. Hingabe ist die Seele und Duft jeder Gabe. Wie es ein seelisches Spiel gibt, so ein seelisches Geben. Sie ist vielgeschäftig, wo Dornen und Disteln wachsen. Sie geht in alle Dunkelheiten hinein und bringt Licht und gießt Del in alle Wunden und über alle Wellen. Sie ist Regen und Sonnenschein für das Wachstum des Menschenglücks. Sie hat nie leere Hände; und kann sie es auf Erden nicht beschaffen, so holt sie es herab vom Himmel.

Und wie sie reich säet, so erntet sie auch reich. Gott vergilt Nickel mit Gold. Das hast du mir getan! So heißt es am großen Erntetag. Und Matth. 26, 13: „Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat“. Im stillen Gemach geschehen,— und nun ein Stück Weltgeschichte! Und darnach die Hütten im Vaterhause und das Reich! Luc. 16, 9. Matth. 25, 34: Hast du auch etwas zu erwarten? wirst du einen Schatz im Himmel haben? Luc. 18, 22. Merkst du gebend es schon hienieden an deiner Freude, welche Seligkeit dir zuteil wird, wenn du kommen wirst mit Freuden und bringen deine Gaben an den Dankaltar des Vaterhauses? Wo betender Glaube und arbeitende Liebe, da heißt die Frucht Freude! Ueberall in der Welt Freudenarmut, Unzufriedenheit, Schwermut, Verzweiflung. Aber in Christi Weg und Werk heißt es, auch wenn die Sonne heiß brennt und Ketten klirren: Ich bin überschwänglich reich an Freude. Und bis alle Wolken schwinden, heißt die köstliche Saat „Geduld“. Geduld ist die Kraft, zu ertragen und bis zum Ziele zu tragen. Geduld ist die Uebertwindungskraft. Geduld wartet, arbeitet, leidet bis zur Ernte.

Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfahe den Frühregen und Spätregen. Jac. 5, 7. Geduld verläßt nicht den Wachtposten und schauet nach Osten, wo die Sonne aufgeht; giebt nichts auf, geht keinen Schritt zurück. Es sind unveräußerliche Kronrechte des Herrn und unersetzbare Heilmittel für Menschenseelen, die festgehalten werden müssen. Es handelt sich um Ewigkeitswerte; da mag es währen bis in die Nacht und wieder bis zum Morgen, Geduld harret Gottes. Und Geduld arbeitet. „Und bringen Frucht in Geduld“. Aus kleinstem Senfsorn entsteht die schattenreiche Senfstaupe. Geduld ist Kleinarbeit; Stundentreue und Tagesgewinn. Der Taler wird zum Baustein des großen Waisenhauses. Geduld bessert im Kleinen. Ohne Schweißtropfen im Kleinen entsteht nichts Großes. Auch steter Tropfen des Evangeliums höhlt den Stein des Menschenherzens. Es verdrückt nichts. „Ich habe jeden einzelnen vermahnt“. In Kleinigkeiten aufgezehrt und doch groß in Gottes Augen! Endlich leidet auch Geduld. Sie empfindet jeden Widerstand gegen Jesus in sich und in der Welt als Seelenschmerz und predigt mit nassen Augen Tag für Tag das Evangelium in Jerusalem. Es ist ihr ein verlorener Tag, an dem nicht eine Aussprache mit Jesus und dann ein Spruch für Jesus gegen den Widerspruch der Welt stattfand. Geduld trägt ein Dreikreuz im Herzen, auf dem Rücken, in der Hand. Sie zeigt der Welt, wie unzerbrechbar und wie

getröstet Jesus Christus am schweren Tage macht. Wie reich sind die Früchte solcher Geduld am Erntetag! Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld. Offenb. Joh. 2, 2.

Von allen Arbeiten des Säemanns Geist ist die seligste das Gebet. Mit gefalteten Händen wird alles gesät. Gefaltete Hand säet auf Gottes Vaterherz, in Jesu Namen, getrost und mit aller Zuversicht. Es geht kein Körnlein verloren, am allerwenigsten das mit Blutschweiß gerötete; wie Hebr. 5, 7 geschrieben steht: „Er hat in den Tagen seines Fleisches Bitten und Flehen mit lautem Geschrei und Tränen gebracht vor den, der ihn aus dem Tode retten konnte, ist auch erhört worden aus seiner Angst“. Inbrünstig Gebet ist blutig gefärbter Schweiß der Seele und ist nie fruchtlos. Beten wir so? Oder ist unser Gebet Tändelei, halb Gott, halb Welt im Herzen? Wie hoch dachte ein Luther von der Frucht des Gebets! „Das Gebet ist stärker als alles Unglück“. „Satan weiß wohl, was das Gebet für Kraft und Nachdruck hat, daß kein stärker Behre und Gewalt ist der Christen wider alle seine Macht“. „Es falle, wie es wolle so werden wir mit Gebet alles erlangen, unsre Gebrechen in Besserung bringen und was nicht zu bessern ist, leiden können, alles Gute erhalten, wie wir bisher erfahren, daß das Gebet kräftig und allein herrschet über alle menschlichen Dinge“. „Das Wort des Glaubens und das Gebet des Gerechten sind die gewaltigsten Waffen“.

Das beste Saatkorn, das Jesus Christus in die Menschenwelt durch seinen Geist säet, sind geheiligte, im Glauben treue, in der Liebe brennende, in der Geduld ausharrende, im Beten beständige Persönlichkeiten. Der 19. Juli brachte uns die hundertjährige Todesfeier der Königin Luise. Sie war auch ein edles Weizenkorn, das verwesete und viele Frucht brachte. Nur etliche Blicke in ihre Seele! „Nur im Glauben finde ich einen festen Haltpunkt. Nichts Irdisches kann die Leerheit des Herzens ausfüllen. Ich habe Jesum Christum unaussprechlich lieb. Das höchste und reinste Ideal ist in ihm Leben und Tat. In Ehrfurcht betet man ihn an, und doch fühlt man sich zugleich zu ihm hingezogen. Seine unendliche, sich aufopfernde Liebe hat eine sanfte, wunderbar gewinnende Kraft“. — „Wir sind kein Spiel des Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns, wenngleich durch Finsternis, doch am Ende zum Licht, denn sein ganzes Wesen ist Licht“. „Ich weiß, die Zeiten machen nicht sich selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohlthätig auf ihr Zeitalter

zu wirken". „Es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten". „Ein reines Herz bedarf keiner Philosophie". Reiche Frucht brachte einer solchen Königin Leben. Ihre Schwester Therese schreibt: „Der Umgang mit ihr läutert einen; denn man würde sich fürchten, in ihrer Nähe mit unlauterem Herzen einherzugehen, vielmehr es wäre unmöglich." Was für fromme Christen waren ihre Kinder, Fr. Wilh. IV. und Kaiser Wilhelm I.! Und wie hat der Gedanke an sie die Flammen geschürt und die Schwerter geschärft zum Freiheitskampf! Ein Blücher ruft auf den Höhen des Montmartre aus, angesichts des besiegten Paris: „Luiſe, du biſt gerächt." Wieviel Segen kann doch ein durch Jeſum geheiligtes Menſchenkind über die Familie, Heimat, Volk und Zeitgenossen, über ein Jahrhundert bringen! Willſt nicht auch du ſolch ein Segen werden im Kleinen? Durch Gottes Gnade kann auch dein Senfforn ein Baum werden.

III.

Der Säemann „Fleisch".

Der lichten Frauenmajestät der Königin Luise ſelen zwei dunkle Majestäten gegenüber geſtellt. Zuerſt Ludwig XIV. von Frankreich mit ſeinem Wort: „Der Staat bin ich", und „Sonnenkönig" genannt. In unaufhörlichen Kriegen und grausamſten Verwüſtungen, in Vertreibung von 200 000 Proteſtanten, in der frivolſten Sittenloſigkeit iſt er ein Säemann des Fleiſches erſten Ranges. Und die Frucht? Zubelebend, ſchimpfend und fluchend verfolgt das Volk ſeinen Leichenwagen und wirft mit Steinen darnach. Ein ſittenloſer Enkel Ludwig XV. läutet mit ſeinem Wort: „Nach uns die Sintflut" die Sturmglocken der Revolution, in der am 21. Januar 1793 Ludwig XVI. dem Henker verfällt. Sein in Unglaube und Zuchtloſigkeit verderbtes Volk findet keinen Frieden mehr. Ganz Europa ſetzt in Brand Napoleon I. Aber der Mann, der „ſich den Teufel um das Leben einer Million Menſchen ſcherte" und am erſten Schlachttage von Leipzig ausrief: „Noch dreht ſich die Welt um uns", muß auf dem Wege nach Elba in öſterreichiſcher Uniform und weißer Koſarde mit größter Heimlichkeit reiſen, um der Wut ſeines Volkes zu entgehen. Größenwahn Fleiſch hat tönernen Füße und das Ende iſt Schutt, auf dem nur Brenneſſeln gedeihen. Immer wieder gehen Herrſchſucht und Neid durch die Welt und entzündeten 1870 unter dem Titel „Rache für Sadowa" den deutſch-franzöſiſchen Krieg — und Napoleon III. vertauschte den Kaiſerthron mit dem Biſenſtuhl vor vor Sedan. Die Gottesgerichte über das Fleiſch gehen noch durch die Welt! Was hat es Spanien genügt, daß es in den neuentdeckten Ländern Gold und Blut in Strömen trank! Werden die Kongogreuel über

Belgien und der Opiumbau Indiens, der Fluch Chinas über England nicht eine Gerichtsernte herbeiführen, von der die Verblendung heute nichts träumt, und wär's nur das Gericht der Genußsucht des Reichthums, woran auch einst Rom und Griechenland zu Grunde gingen? Buße würde das Gericht aufhalten und Gnade den Fluch sühnen. Lasset euch weisen, ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden. Ps. 2, 10.

Noch eine Majestät mit dreifacher Krone aus lauter Glittergold, der fluchende Bileam, der römische Papst! An dem Tage, an dem die Unfehlbarkeit erklärt wurde, wurde das Papsttum verstockt. Denn Unfehlbarkeit schließt die Buße aus. Und es beging die Sünde wider den heiligen Geist, da es das Licht der Reformation Finsternis nannte und die Männer, die mit Luther sangen: „Du werthes Licht, gib uns deinen Schein, lehr uns Jesum Christ erkennen allein, daß wir an Ihm bleiben, dem treuen Heiland“ — als Feinde des Kreuzes Christi verleumdete. Aber Gott hat es gut gemacht, und wärmer klingt in den evangelischen Landen: „Er der Meister, wir die Brüder; Er ist unser, wir sind Sein“. Das Papsttum aber muß weiter fluchen und verleunden, bis der Erntetag kommt, bis die große Flutwelle einer Geistesbewegung wieder durch die Völker rauscht und das größte Unglück der Christenheit, das Papsttum, in den Abgrund hinabstürzt. Herr, wie lange? Klingt die Sichel schon? Sie hebt an zu klingen.

Doch das Gericht über das Fleisch muß am eigenen Hause beginnen. Wie üppig wuchert die Fleischesaat der Unzucht! Mit dem Ernst des Gerichtes muß man in das Land hineinrufen: Ihr Reichen und Hohen, haltet ein mit den Aergernissen, die ihr unserm Volke bereitet! Schämt euch des Schmutzes, durch den ihr watet und dessen trübe Fluten durch die Kanäle der Presse in jedes Haus geleitet werden; ein raffiniertes System von Kanälen des Teufels, bazillenerfüllte Giftluft, wehend über Stadt und Land! Soll es heißen: Erst verseucht, dann versunken? Sollen die Kinder unseres Volkes dürres Holz und Spreu für das Feuer des Erntetages werden?

Welche Fleischesaat des religiösen und staatlichen Umsturzes! Man untergräbt die Fundamente jeder Autorität! Man zerreißt das Evangelium, die verbrieft und versiegelte Urkunde jedweden Friedens in Herz und Haus und Volk. Man reißt die Blätter der Wahrheit heraus und behält nur den Einband mit dem Titel: „Entwicklungsgeschichte der Religion“. Auf weiße Blätter kann dann jeder seine Torheit niederschreiben. Und der eine, der in der Weltgeschichte allein groß zu nennen ist und alles groß macht, muß klein werden und aus der Mitte gestoßen werden. Und seine

Freunde schlafen nur zu oft und arbeiten und kämpfen nicht. Denn dadurch geht das Evangelium der Welt nicht verloren, daß es angegriffen wird, sondern dadurch, daß es nicht recht bekannt wird. Nicht die Feinde, die Freunde Jesu verschulden seine Niederlagen. Aber Gott sei Dank! Christus lebt noch, und er ist der Aufhaltende, und sein Evangelium, wie es in der gläubigen Gemeinde lebendige Gegenwart ist, das Aufhaltende, solange es Gott gefällt, Geduld zu haben und den Gerichtstag aufzuschieben. Aber die Gerichte werden um so härter werden, jemehr eine ungläubige und gottlose Welt die Genüsse der Erde zuvor aufhäuft. Erst alle Tage herrlich und in Freuden und dann kein Wassertropfen für die heiße Zunge!

Inzwischen gehen weiter durch die Welt die fleischfarbenen Gestalten: der Meid mit Kains Keule und dem Kaufgeld für Joseph, der Geiz mit Judas' Geldbeutel; der Haß und die Rachsucht mit Soabs Schwert (2. Sam. 20, 10); die Habsucht und Ungerechtigkeit mit Naboths Steinen; die Falschheit mit dem zerrissenen Gewande des Hohenpriesters inmitten der Meineidszeugen, die tanzende Unzucht im Palast mit der blutrinnenden Schüssel, der spottende Unglaube mit dem Narrenkleid in des Charfreitags Frühe, wie einst um Mitternacht der zechende König mit den heiligen Gefäßen. Von ihnen allen gilt, was Isebel sich selbst auch zum Gericht dem Jehu von dem Siebentagskönig (1. Kön. 16) sagt: „Ist es Simri wohlgegangen, der seinen Herrn erwürgte?“ 2. Kön. 9, 31. Wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleisch das Verderben ernten. Und sie wurden sehr betrübt und huben an, ein jeglicher unter ihnen, und sagten zu ihm: Herr, bin ich's?

(Schluß folgt.)



Theologische Schule Bethel. Wintersemester 1910/11. Anfang 24. Oktober.
 I. Pflichtübungen: 1. Genesis, 4 St., P. Destreicher; 2. Apostelgeschichte, 4 St., Miss. Simon; 3. Eschatologie, 4 St., P. Jaeger. II. Wahlübungen: 1. Hebr. Grammatik für Anfänger, 4 St., P. Destreicher; 2. Assyrisch, 2 St., P. Destreicher; 3. Kleine Propheten, 2 St., P. Destreicher; 4. Christentum und Islam, 1. St., Miss. Simon; 5. Apokalypse, 2 St., P. Jaeger. III. Vorträge: Äußere Mission, Miss.-Zusp. Trittelwig; Innere Mission: 1. Bethel, P. F. v. Bodelschwingh; 2. Sarepta, P. W. v. Bodelschwingh; 3. Nazareth, P. Goebel; 4. Senne, P. Dietrich; 5. Moor, P. G. v. Bodelschwingh; 6. Arbeiterheim, Sektr. Behrendt; 7. Pflege der Epileptiker; 8. Behandlung der Geisteskranken.

Anmeldungen sind zu richten an die Theologische Schule Bethel b. Bielefeld.



Randbemerkungen für Bibelleser

Dies den Text durch und laß ihn aufgeschlagen vor dir liegen, damit du bei meinen Bemerkungen bisweilen hineinsehen kannst, ob das wohl mit dem Zusammenhang stimmen mag. Es ist außerdem keine Prämie darauf gesetzt, daß du blitzschnell diese Zeilen durchfliegen kannst. Je schneller man einen Artikel durchgelesen, desto weniger pflegt man davon zu behalten. Da möchte ich am liebsten, daß du gleich am Anfang stolperst und der Länge nach in solch ein Rasenstück des himmlischen Gartens hineinfällst; bleib nur eine Weile liegen und komm zur Ruhe. Nach dem Hasten des modernen Lebens ist jede Ruhepause, auch eine unfreiwillige schon heilsam. Gibt es Worte in meinen Randbemerkungen, die gegen eine herkömmliche und darum langweilig ausgeleierte Auffassung gröblich verstoßen, dann lege das Blatt hin und denke etwas drüber nach, ob da nicht doch ein berechtigter Kern in der auffallenden rauhen Schale drinsitzt. Bitte, tu mir nicht unrecht: ich will nicht um jeden Preis originell sein; aber ich will auch auf keinen Fall langweilig sein. Die Langeweile ist eine Totfeindin der menschlichen Seele, des Reiches Gottes und des praktischen Christentums. Sie wird am besten überwunden durch das Interesse, das unsere Seele an Gedanken, Vorgängen oder Darstellungen nimmt. Nun will ich meine Seele in diese Randbemerkungen legen; — sei so gut und lege deine auch hinein!

* * *

I.

Zu Luk. 14, 16—24.

Das Abendmahl in B. 16 u. 17 ist nicht die ewige Seligkeit. Für unsere heutige Betrachtung soll es einmal buchstäblich verstanden werden als ein Sitzen an Gottes Tisch; daß man sich von ihm nähren und erquickten läßt und sich mit ihm köstlich unterhält. Wenn da außerdem steht „Mensch“, kann man uns nicht verbieten, an Jesus selbst zu denken, der alles aufgeboten hat, um solch wunderbaren Verkehr mit ihm möglich zu machen. Denke jetzt nicht an das Sakrament des Altars, sondern an den täglichen persönlichen, lieblichen Umgang mit Jesus, an eine Gemeinschaft unserer Seele mit ihm, die sich in allerlei Erdenbeziehungen durchsetzt und unser geheimes Glück und unsere Freude wird. „Habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz begehrt!“ „Jesus, meine Freude!“

Zu solchem Leben mit Gott oder Jesus (was im letzten Grunde dasselbe ist) werden die Leute berufen — und — sie greifen nicht entzückt mit beiden Händen zu, sondern sie weigern sich und lassen sich entschuldigen, als ob sie fühlten, daß hier eine Schuld vorliegt. Dahinter muß doch etwas stecken. Sehen wir die Entschuldigungsschilde, die sie vorhalten, daraufhin näher an. B. 18 meint den Besitz, B. 19 die Arbeit, B. 20 das ungeheuer wichtige Geschlechtsleben; aber das sind lauter Gottesachen, lauter gottgewollte Verhältnisse, lauter Aufgaben Gottes, in denen der Mensch besondere Wünsche des Willens Gottes tun sollte. Wenn man da nur die rechte Stellung zu Gott einnimmt und sich dann mit der Lösung dieser einzelnen Aufgaben abgibt, könnten sie einen Gläubigen unmöglich hindern, am „Abendmahl“ teilzunehmen. Nur Möncherei und Schwärmerei hält Besitz und Berufsarbeit und Ehestand für Hindernisse wahren Christentums. Es muß also bei den Erstgeladenen die Schuld ganz wo anders liegen. Nicht diese Etiketten am vorgehaltenen Entschuldigungsschild sind die Ursachen ihres Nichtkommens, sondern ihre innere Stellung zu Gott. Sie wären nicht gekommen, auch wenn kein Land, keine Ochsen, kein Weib dagewesen wären. Ihre Schuld liegt darin, daß sie sich lieben und jene Erdenaufgaben in selbstsüchtigem Genuß nur für sich ausschachten. Gottes Einladung stört sie in ihrem Selbstgenuß, ihrer Selbstzufriedenheit, ihrer Selbstvergötterung. Und weil heimlich in ihrer Seele Tiefe eine alte Inschrift des Gewissens nicht auszulöschen war, „Ihr gehört Gott und könnt nicht zum Frieden kommen und zum Glück, ohne an Gottes Herzen!“ — darum schlägt ihnen bei jener Einladung das Gewissen. Sie wollen sich aber nicht ummachen lassen — nicht befehren, — statt dessen strecken sie ihre Hände aus und wollen die Pastoren umkrempeln. Die kamen nach ihrem Ordinationsgelübde und der Kirchenordnung und Gottes Wort zu ihnen mit einer Botschaft Gottes an sie; das soll's nicht mehr geben! Wofür bezahlen sie Kirchensteuer! Sie machen die Pastoren zu Botschaftern, die sie zu Gott hin schicken: „Ich bitte dich, entschuldige mich!“ An manchen Grabreden kann man merken, daß manche Pastoren auf diesen Schwindel hereingefallen sind! Sie drehen sich und wenden sich, um irgendwie aus dem Leben des reichen Lüderjahns noch eine Art Bravheitsbild mit frommen Entschuldigungslichtlein zu Stande zu bringen! Vor den Leuten, die den Schurken kannten, hilft das nichts; der Pastor macht sich nur lächerlich oder verächtlich, — und daß Gott solche Entschuldigung nicht annimmt, ist aus unserem Text klar.

Die Erstgeladenen wollten nicht kommen, um an Gottes Tisch glücklich zu sein, weil sie sich für viel glücklicher hielten, wenn sie recht

weit von Gott weg waren und sich an seinen Gaben so berauschen konnten, daß sie seiner darüber vergaßen. Da muß eine innere Abstumpfung und Verhärtung eintreten; das Organ für Gott, das religiöse Bedürfnis, ist verkümmert. Solche Leute brauchen gar nicht in eine mittelalterliche Hölle verstoßen zu werden, wo Leiber in Flammen brennen, — sie sind ja ihr Lebenlang schon an der Arbeit gewesen, ihre Hölle einzurichten und luftdicht gegen Gott zu verpichen. Wenn ihre Seele aus der Markose von Besitz, Arbeit und Genuß erwacht, dann ist das schon Hölle genug zu wissen: „Von Gott abgeschieden für immer! Nichts bleibt dir, seit die Erdenfreunden im Tode wegschmolzen, als dein eigenes nacktes, hungerndes, frierendes, unzufriedenes Ich!“ — Das gibt den andern Tod.

Aber der Zorn Gottes schlägt nicht nur jene albernen Entschuldigungen bei Seite, daß ihre Urheber in ihrer selbstgewollten Richtung ihres eigenen Unglücks Schmied werden müssen, — nein, selbst wenn wir stammelnden Menschen vom Zorne Gottes reden, ergibt sich dabei eine Aeußerung von Liebe: denn jetzt schafft der Zorn über die Erstgeladenen einen großen weiten Gnadenraum und eine Gnadenzeit für die Zweiten.

Was sind das für Leute? Nun, sieh dich mal in unsern Kirchen und Versammlungen um! Die meisten unserer regelmäßigen Hörer sind doch solche, die in jenen drei Entschuldigungsgründen kein Hemmnis fanden. Die Reichen sind mit sich, ihrem Gelde oder ihrem Vergnügen so vollauf zufrieden, daß sie den „Armen“ gern ihre Plätze in der Kirche lassen. Die Vielbeschäftigten, — Aerzte, Juristen, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Politiker, — sie haben fünf Ochsen gekauft! — ihr Kirchenplatz bleibt den „Krüppeln“, die in der Lotterie des Lebens eine Miete gezogen haben. Diese haben in ihrer Lebensarbeit kein Gift, keine Gefahr, kein Surrogat gefunden, wodurch sie von Jesus ferngehalten wurden; im Gegenteil, ihre Erfahrungen in der Arbeit und im Beruf haben sie erst recht hungrig und durstig gemacht nach den geheimen Erquickungen der Seele mit dem verborgenen Manna! Und die Lahmen und Blinden haben kein Weib gefunden! Das heißt, es gibt Leute, die für die Jagd nach dem Glück des Genusses nicht so schnell laufen konnten wie andere; oder die so blind waren, daß sie das gleißende Glück nicht sahen, als es ihnen nahe war und nachher, da ist diese Seite ihres Wesens (einerlei ob sie schließlich geheiratet haben oder nicht) unbefriedigt und unbeschrieben geblieben. Wie viele unter ihnen sind gerade deshalb mit brennender Sehnsucht dem Rufe Jesu gefolgt, als er sie zu seiner Gemeinschaft rief.

Alle diese Zweiten sind von der herzbetörenden Hochflut im Besitz, Arbeit und Genuß verschont geblieben, der die Erstgeladenen zum Opfer

fielen, weil sie Fanatiker der Selbstsucht waren. Aber das war bei den Zweiten mehr eine Schickung, — kein Verdienst und keine Schuld. Wohl ihnen, wenn sie sich dergleichen blässere Erdenfarben dazu dienen ließen, das leuchtende Leben mit Jesus zu suchen und zu nehmen; dann ist von ihnen keiner für die Ewigkeit zu unbedeutend und zu gering: Das Samenkorn von oben wird aufgehen und herrliche Frucht schaffen. Das Glück unserer Erdengemeinschaft mit Jesus ist das Samenkorn, — was soll das noch einst für eine Ernte geben!

Aber Gottes Räume werden so leicht nicht voll. Es gibt noch Dritte, die sind heimatlos, arbeitslos, obdachlos, unglücklich durch eigene Schuld. Sie waren scheinbar schlimmer als die Ersten, die der Erfolg und das Glück endgültig von Gott getrennt haben; denn diese Dritten hatten sich in all diesen Erdenbeziehungen so versündigt, daß man sie aus der Gesellschaft der ehrbaren Streber hinauszies. Wem in solchem Zusammenbruch seines Erdenglücks die Einsicht aufging: „Das hast du verdient an Gott, weil du seiner nicht gedacht und seiner nicht geachtet hast“ — und wen in solcher Stimmung an den Landstraßen und Zäunen der Ruf des Evangeliums trifft, dem wird solche Gnade in solcher Lage besonders groß. Darum erleben wir Anechte es immer wieder, daß die schnellsten und auffallendsten Bekehrungen sich bei massiven, groben Sündern einstellen. Da rücken die Kontraste oft haarscharf aneinander und schwarze Schlagschatten stehen dicht neben blendendem Licht.

Nur eine Art von Menschen kommt weder zeitlich, noch ewig zum Genuß der lieblichsten Tischgemeinschaft mit Jesus: jene Erstgeladenen, die keine Gnade wollen. Wer sein eigener Gott sein will, wird mit dieser schätzbaren Gesellschaft vorlieb nehmen müssen, gerade dann, wenn in seiner Seele die Sehnsucht nach etwas anderem mit Schreien erwacht. Ihr wolltet nur euch selbst: nun sollt ihr euch haben zum Ueberdruß!

Wir aber wollen an Jesu Tisch sitzen, — heute noch! Denn es muß etwas neues werden, damit wir unser altes „Gewese“ los werden! Daß wir über Jesus Lieblichkeit unsere Häßlichkeit vergessen! Selig ist, der dieses Brot isst, — jetzt im Reiche Gottes, — und einst im Reiche Gottes!





„Die verlornen Knechte“

In alten schweizerischen Chroniken und Schlachtberichten kehrt der Ausdruck oft wieder: „Die verlornen Knechte“. Darunter verstand man ein Häuflein todesmutiger Krieger, die entweder den Rückzug des andern Heeres zu decken hatten, bis sie aufgerieben waren oder sonst die freiwillige Besatzung eines Postens, die im Interesse der Sache geopfert werden mußte. Das deutet auf die Denkart hin, die im Schifferhause zu Bremen an die Wand schrieb: *navigare necesse est, vivere non est necesse**). Daher stellte die Schweizer Geschichte einen Arnold Struthahn von Winkelried, der sich selbst in den Tod gab, um der Freiheit eine Gasse zu machen oder jene todesmutige Schar in dem Treppenhause der Tuilerien, die dem König von Frankreich die gelobte Fahmentreue bis in den Tod hielt, als das eigene Volk von ihm abgefallen war.

Solche Gefinnung muß es immer wieder geben, sonst geht ein Gemeinwesen zu Grunde. Wenn es keine „verlornen Knechte“ mehr in diesem Sinn gibt, sondern der Mammonsinn und das selbstsüchtige Genießenwollen ein ganzes Volk durchseucht haben, werden sowohl die wichtigsten Kulturaufgaben, wie die Führung der Reichs-Gottes-Kriege, andern Nationen übertragen. Dann ist aber der eigentliche Wohlgeschmack, der Sinn eines Volkswesens und seine Existenzberechtigung verloren. Man wird da zur Alternative gedrängt, seinem Volk zu sagen: Entweder stellst du solche „verlorne Knechte“, oder du selbst gehst verloren und wirst andrer Völker Knecht.

Natürlich darf man dann nicht nur an opferfreudige Krieger denken, die um des Vaterlandes willen in den sichern Tod gehen, sondern an jeden, der auf sich selbst und die Durchsetzung seines augenblicklichen selbstsüchtigen Glückes verzichtet, um der andern willen. Mancher Fortschritt der Wissenschaft, manche Beherrschung der Natur, manche Lösung von Kulturaufgaben ist nur gelungen durch die heroische Aufopferung einzelner „verlorner Knechte“. Galt es nicht immer buchstäblich das leibliche Leben in die Schanze zu schlagen, — man vergleiche die vielen Todesfälle der Luftschiffahrt im letzten Jahr! — so hatten solche Diener

*) „Seefahren ist notwendig, leben ist nicht notwendig.“

der Allgemeinheit auf andere Güter zu verzichten, wie das japanische Sprichwort sagt: „Wer Tausenden ein Heim bauen will, muß auf sein eigenes Heim verzichten.“ So nahm die Sorbonne in Paris dreihundert Jahre lang keine verheirateten Männer in die Reihen der wissenschaftlichen Forscher auf, weil man meinte, ihr Interesse müsse ungeteilt der hohen Sache dienen. Auch der Zölibat der römischen Priester mag zu einem Teil solchen Vorstellungen seine Einführung verdanken, wie wir es in der evangelischen Kirche bei unsern Diakonissen auch handhaben.

In der allgemeinen Wehrpflicht ist der Gedanke schon zu einem Gemeingut geworden, daß jeder Pflichten für sein Volk habe, die über oder gegen seine Privatinteressen durchgesetzt werden müssen. Ist es da so unerhört, wenn man nun noch einen Schritt weiter geht und fordert; irgend etwas für die Allgemeinheit muß jeder tun, sonst hat er das Recht auf Achtung und Leben verwirkt? Ist nicht unser Leben eine Mission, eine bestimmte Aufgabe, die erfüllt werden muß, wenn man nicht den Eindruck des Parasiten hinterlassen will: der hat vergeblich gelebt? — Nun, das wird mehr und mehr zur Ueberzeugung der Christenheit, der Kirche und der Gemeinschaft, daß die soziale Pflicht nicht länger stiefmütterlich behandelt werden darf, wenn man nicht den letzten Rest von Zusammenhang mit der Zeitentwicklung will fahren lassen.

Aber wenn solche Forderung sich durchsetzt, wird nicht nur das Volk und die Kultur und die Zukunft gesegnet sein, sondern auch den einzelnen schafft nichts so voran, als die Aufopferung selbstsüchtiger Träume. Davon gilt's: Und setzt ihr nicht das Leben ein, wird nimmer das Leben gewonnen sein.



Zukünftige Herrlichkeit

Wo die Alpe schimmert im rosigen Schnee,
 Wo die Gemse klettert, der Bergewelt Reiz,
 Wo die Wettertanne am Abgrund schwebt,
 Wo der Königsadler zum Horste sich hebt,
 Wo die Blume sich wiegt mit dem flockigen Stern,
 Wo von Ferne zu Fern flammt die Ehre des Herrn —
 Da möchte ich atmen, da möchte ich steh'n,
 Hinüber ein wenig in's Himmelsland seh'n. —
 Doch Gott macht im dunklen Tal uns bereit
 Für's Schauen zukünftiger Herrlichkeit.

Fanny Stodhausen.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

Frau Dr. S. Sie schreiben: „Ist das nicht eine Frechheit ohne Gleichen, Gott immer wieder um Christi willen um Vergebung zu bitten, wenn man nach der erlangten Vergebung doch wieder in denselben Fehler fiel?“ Wenn Sie Kinder haben, die Sie lieben und richtig erziehen, werden Sie zugeben, daß derselbe Fehler sich im Laufe der Jahre zehn, zwanzigmal wiederholen kann und dennoch war im einzelnen Fall die Reue des Kindes, die Abbitte und die erlangte Verzeihung — alles echt. Gewiß wird Gott den leichtfertigen Sünder seine Zucht spüren lassen, aber was bleibt dem Reumütigen denn anders übrig, als stets wieder um Verzeihung zu bitten? Würde Gott nicht mehr helfen, wäre alle vorher erfahrene Gnade vergeudet und im letzten Grunde Christus vergeblich gestorben. Es muß eine tägliche Reinigung von Sünde geben und Gott sei dank, daß in Christo solch ein offener freier Born gegen alle Unreinigkeit vorhanden ist. Je echter unser Schmerz über eine Sünde war, je ernster wir es mit der Buße nehmen und je treuer wir im Umgang mit Jesus bleiben, desto mehr Garantie mag es geben gegen einen neuen Fall.

S. St. Ueber die Dreieinigkeit nachzugrübeln, hat keinen Sinn. Wir geraten immer in einen der beiden Gegensätze: Drei Götter uns vorzustellen oder jeden Unterschied in Gott zu verwischen. Zum Seligwerden haben Sie über solche Probleme keine Klarheit nötig. Als Theologe versichere ich Sie, daß mich alles Studium solcher Frage nicht gefördert hat. Gott muß geliebt werden; dann erkennt man soviel von ihm, als uns hier heilsam ist. Alles Uebrige bleibt bis zur großen Offenbarung der Kinder Gottes ein Geheimnis.

K. Nein, — Sie gehen in diesem Zustande nicht verloren! Lesen Sie nochmals die zweite Hälfte meiner Broschüre „An der Schwelle des Glaubens“; da finden sich auf Ihre Fragen deutliche Antworten. Das Gefühl der Gewißheit kann kommen und gehen. Die Ueberzeugung des Glaubens hängt von solchem Gefühl nicht ab und ist doch ganz gewiß. Glauben Sie Ihrer Mutter, daß sie Sie lieb hat? Solcher Glaube braucht auch keine Gefühle zu seiner Begründung. Es gibt doch ein inneres Zeugnis des Gewissens und des Geistes, worin Gottes Geist uns zusichert: Du bist Gottes Kind!

Dr. N. Da ich von allen Seiten Aufrufe der verschiedensten Art mit der Bitte um Abdruck zugesandt erhalte, muß ich sie alle ablehnen; sonst würde ich mein Blatt in einen halben Jahr um seinen Leserkreis bringen! Von Ihrem Aufruf teile ich darum nur mit: Die deutsche christliche Studenten-Bewegung wächst und wirkt mit großem Eifer unter den 50000 Studenten Deutschlands. Sie möchte in diesem Wintersemester ihren Sekretär Dr. G. Niedermeyer und den Evangelisten Fritz Binde speziell vor Studenten reden lassen. Wer sich getrieben fühlt, bete um Segen für diese Arbeit und wer kann, sende seinen Geldbeitrag für diesen Feldzug an H. Dr. G. Niedermeyer in Gehlendorf-Berlin, Auguststr. 12.

„Zehnten“. Ob Sie ihn geben oder mehr oder weniger, das hat mit der alttestamentlichen Forderung des Zehnten nichts zu tun. Wir kennen nur ein Gebot: das der Liebe und die Liebe wird sich in den meisten Fällen mit dem Zehnten nicht begnügen.

Dresden. Hat der Herr Sie aus dem elenhaften Gefängnis der geheimen Unkeuschheit erlöst, dann tat er das wahrlich nicht dazu, daß Sie in andern Sünden wieder sich verirren und verlaufen, sondern „wer ein Licht anzündet, der setzt es auf einen Leuchter, damit es denen leuchte, die im Hause sind?“ Trauen Sie dem Herrn zu, daß er Ihnen weiter helfen und Ihr Leben noch Andern zum Segen setzen werde. Mich pflegt wenigstens das Wort am schärfsten zur Buße zu mahnen, wenn er heimlich zu mir sagt: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein!“

N. N. In meinen beiden kleinen Broschüren „An der Schwelle des Glaubens“ und „Naturtrieb und Sittlichkeit“ finden Sie die Antworten auf Ihre Fragen. — Als Arbeiter, der den Frieden seiner Seele und das Wohl seines Standes sucht, sollten Sie sich den christlich-sozialen Verbänden anschließen. Der Christushaß der „Roten“ verbietet uns mit ihnen zu gehen! — Alles Unrecht wird man nicht eher aus den menschlichen Veranstaltungen schwinden sehen, als bis Jesus wieder kommt, um sein Herrlichkeitsreich aufzurichten.

W. N. Ihr Brief, in dem Sie fragen, wie ich die Kindertaufe biblisch begründe, kostete mich in Schweibentalp 25 Cents Extraporto, wie leider dieses Jahr wieder so viele unbedachtame Absender mich in Unkosten gestürzt haben! — Meine Antwort lesen Sie in meinem Buche: „Wildes Taufen“, Verlag von D. Rippel in Hagen i. Westf.

N. N. Einige der Gedichte sind ansprechend. Honorar zahlen wir für nicht bestellte Gedichte nicht, da sehr viel mehr eingehen, als wir brauchen können. Soll ich das Manuskript zurücksenden oder können Sie warten, bis der Abdruck erfolgt?

N. N. Wo läme ich mit meinem Raum hin, wenn ich alle solche Programme abdruckte! Genug, wenn ich hier mitteile, daß am 9. und 10. Oktober in Hannover die 5. Mitgliederversammlung des Deutschen Bundes evangelisch-kirchlicher Blau-Kreuz-Verbände stattfindet.

G. B. Herzlichen Dank für den Brief!

G. N. Skizze dankend erhalten. Wann sie abgedruckt wird, kann ich bei der Ueberfülle des vorhandenen Stoffes nicht sagen.



Prof. Dr. Carl Hilty. † Das Evangelium Christi. Mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Bei seinen Lebzeiten hatte mein seliger Freund eines Abends mit mir über diesen literarischen Nachlaß gesprochen und eine Art „Bekenntnis“ in Aussicht gestellt. Jetzt, wo ich mit begreiflicher Spannung das soeben erschienene Buch durchgelesen, habe ich nicht nur eine vielseitige Anregung für das eigene Nachdenken empfangen, sondern auch den Eindruck gehabt: Die ganz Orthodoxen und die ganz Liberalen werden sich an manchen Stellen stoßen. Alle beiläufigen Urteile in den Anmerkungen kann natürlich auch ich mir nicht aneignen, dafür ist Hilty zu originell, aber er hat doch stets etwas zu geben. Andere machen nur die Bewegung des Samenausstreuens, — aber ihre Hand ist leer! Der Geist des heimgegangenen, großen Bibelforschers und christlichen Ethikers haucht einen an, daß man mehr als einmal tief ergriffen einem angeschlagenen Akkorde nachsinnen muß. Wie geistesmächtig und originell sind doch diese Fingerzeige unter dem Texte! Wie gern hätte man noch zehn Mal mehr als vorhanden sind. Das Andenken des Gerechten wird durch dieses schöne „Bekenntnis“ in meinem Herzen weiter leben und mich segnen.

Lili von Hadenwiz. Grüne Auen und finstere Täler, eine Bildermappe für Kranke und Gesunde. Kaiserswerth/Rhein, Buchhandlung der Diakonissen-Anstalt. Brosch. Mk. 1.30, kart. Mk. 1.60.

Sonst müssen die Gesunden die Kranken pflegen und versorgen; im geistlichen Leben ist's anders. Da ist schon aus mancher Krankenstube Licht für Gesunde ausgegangen und das ist auch in diesem Büchlein der Fall. Humor und Tiefe, Kraft und Freude, — Gedankenbilder, auf denen doppelter Glanz liegt: der Schimmer von Tränen und der Widerschein von der glühnen Aue der Ewigkeit!

Dr. Albert Nahtigal. Wenn das Leben erwacht. Gedanken beim religiösen Verfall unserer Zeit. Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W. Fein kartonniert Mk. 1.50.

Wenn wir nicht so blasiert und überernährt wären mit geistiger Kost, müßte dieses Büchlein das größte Aufsehen machen. In glänzender Sprache und straffer Gedankenführung, die den Leser zur Aufmerksamkeit zwingt, wird nicht nur an unsern Zuständen, Kirchen und Parteien Kritik geübt, sondern die positive Lösung des verflachten Garns der religiösen Frage angebahnt. Vom geistreichen Feuilleton zur

Gewissen treffenden Streitschrift! Jemand, mit dem ich heute über das Büchlein sprach meinte: Endlich jemand, der auf dem Grunde von Dr. Joh. Müller und Dr. Thohly weiter baut und dabei praktischer und verständlicher ist, als sie beide zusammen. Ich verspürte beim Lesen die Lust diesem Mann zu begegnen und mich über die angeschnittenen Probleme weiter mit ihm zu unterhalten! Gebildete nachdenkende Leser werden das Buch selbst weiter empfehlen.

Ernst Bunte. Vater Bodelschwingh. Blätter der Erinnerung. Berlin, Buchhandlung der Stadtmission.

Eine Sammlung von kleineren oder größeren Bruchstücken aus Nachrufen, Reden und Briefen über Bodelschwingh, die den Vorzug der persönlichen Wärme haben. Man hat ein Bedürfnis in tausenden von christlichen Vereinen seiner zu gedenken, — da ist solch eine kleine, warmherzige Stoffsammlung vor allem zu empfehlen. Wer ihn gekannt, verehrt und geliebt hat, der kann diese Aussprüche und Gedächtnisworte nicht ohne Rührung lesen.

Johannes Holz, Divisionspfarrer. Hat Jesus gelebt? Apologetischer Vortrag. Königsberg i. Pr., Buchhandl. der inneren Mission. Pr. 50 Pf.

Aus der Flut der Broschüren, die durch Drew's Leugnung der Existenz Jesu hervorgerufen sind, ragt diese kleine Schrift hoch empor. Gedanken und Sprache sind einander ebenbürtig: schön!

Mein Reiseplan

9. Oktober Berlin, Missionsversammlung
im Zirkus Busch.

10.—14. Oktober Wiesbaden.

16.—23. Oktober Bielefeld.

2.—11. November Leipzig.

13.—16. November Döbeln.

21.—24. November Freiburg i. Br.

27. November bis 7. Dezember Köln.

8.—22. Januar 1911 Berlin.

25.—31. Januar Lübeck.

9.—17. Februar Braunschweig.

19.—28. Februar Duisburg.

Später: Kiel, Breslau, Hirschberg, Liegnitz, Görlitz.

Micha 5,4: Und er wird unser Friede sein.

⌘⌘⌘⌘⌘⌘⌘ Bezugsbedingungen ⌘⌘⌘⌘⌘⌘⌘

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.
Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.



Heft 2

November 1910

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

Jesus Selbst!

Jüngst im Traume sah ich wandeln
 Jesum auf der Erde noch einmal,
 So wie einst, umringt von Scharen
 Hilfsbedürftiger Armer ohne Zahl.
 Ja, auch seine Gläub'gen nahen
 Bittend sich dem Meister, der sie liebt
 Und der Jedem gerne reiche Gaben
 Von der Fülle seiner Schätze gibt.
 „Schenk mir Glauben,“ hört ich einen sagen,
 „Der des Zweifels Macht bestiegt,
 Der mit adlerstarker Schwinge
 Des Verstandes Höhen überfliegt.“
 „Gieb mir Liebe,“ fleht des andern Stimme,
 „Liebe, die das Beste in der Welt,
 Die das Ganze wie mit einem Bande
 Der Vollkommenheit zusammenhält.“

„Gieb mir Demut“, hör' ich einen klagen,
 Der an Gaben reich, Gefahren sieht,
 Und der, seiner Hoffart inne werdend,
 Zu des Meisters Füßen flieht.
 „Schenke mir Geduld im Leiden“,
 Bittet schüchtern ein gequältes Herz,
 „Lieb' und Freude mir,“ ruft ein Gebeugter,
 „Daß den Blick ich hebe himmelwärts.“
 Und der Meister reicht mit güt'gen Händen
 Jedem die erbetene Gabe gern —
 Doch dabei verhüllt ein Zug von Wehmut
 Das geliebte Antlitz uns'res Herrn.
 „Alle wollt Ihr meine Schätze haben,“
 Spricht er trauernd, „und ich geb' sie Euch,
 Aber um mich selber hat noch keiner
 Und nur ich allein — ich mache reich.“

E. v. G.



Der erste Petrusbrief in Bibelstunden *)

1. Petri 4,12—19

Süße Schmach

Von Anfang an hat Leiden zum Christentum gehört; denn der Jünger, ist nicht über seinem Meister. Wie Jesus nicht hat vollendet werden können ohne Leiden, so ist das Leiden auch dem Stande seiner Jünger nichts Seltsames, Fremdes. Verfolgung leiden hat stets zum Evangelium gehört, wie Schatten zum Licht. Es kann nur möglich sein, daß der Apostel im ersten Verse unseres Textes eine besondere Tatsache oder Zeit meint, wo die Glut der Verfolgung durch den fanatischen Pöbel geschürt wurde. Dann sagt der Vers 12: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden (die euch widerfährt, daß ihr versucht werdet), als widerführe euch etwas Seltsames“. — Wenn dergleichen so selbstverständlich zur Sache gehört, sollen sie sich nicht darüber wundern, sondern vielmehr im voraus mit dem wunderbaren Segen des Leidens rechnen. Wenn man weiß, daß eine Eisenstange auf dem Gipfel des Berges sich in Gold verwandelt, — wieviel solcher Eisenstangen wolltest du da wohl gern hinauftragen? Nach dem Maß des Leidens soll das Maß der Herrlichkeit bemessen werden. Dann kann der Apostel wirklich die Mahnung aussprechen: „Sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget“. Was wirds wohl für Wonne sein, wenn der jetzt verborgene Christus in Herrlichkeit offenbar werden wird und damit alle seine Treuen mit ihm erhöht sein müssen!

Unwillkürlich hat dieser Gedanke den Schreiber des Briefes selbst ergriffen und so fährt er in einer Art gesteigerten Gefühles fort: „Selig seid ihr, wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi; denn der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruhet auf euch. Bei ihnen ist er verlästert, aber bei euch ist er gepriesen“.

*) Für neu eingetretene Abonnenten sei darauf hingewiesen, daß der Anfang des Petrusbriefs in den beiden letzten Jahrgängen besprochen worden ist.

Das Wort erinnert an die letzte Seligpreisung aus der Bergpredigt. Wir werden nichts Anstößiges daran finden, wenn wir irgend etwas davon selbst erlebt haben. Als kleiner Junge von 8 Jahren kam ich einst weinend aus der Schule heim. Meine Kameraden hatten über das Beten meines Vaters gespottet und ich konnte mich vor Schmerz darüber garnicht beruhigen. Da war es das erste Mal in meinem Leben, wo mir von meinem Vater die Wichtigkeit und Größe jedes wirklichen Leidens um Christi willen klar gemacht wurde. Wieviel tausend solcher Fälle sind mir in meinem Amtsleben nachher zur Gelegenheit geworden, die süße Schmach Christi auf die verschiedenste Weise zu tragen! Seither finde ich in dem Worte Petri keine Uebertreibung. — Warum sagt der Apostel, daß gerade während der Erfassung der Schmähung der Geist der Herrlichkeit und Gottes auf den Geschmähten ruht? Nun, die Schmähung erzeugt eine Erregung der Seele, die sich am natürlichsten in Widerschelten und Zurückschlagen Luft schaffen möchte. Geschieht das aus Sanftmut nicht, dann ist also ein Sieg erfolgt über diese natürliche Erregung und zum Zeugnis oder zur Bestätigung dieses Sieges sendet Gott eine besondere Geistesgabe: es schwebt feierlich der Geist der Herrlichkeit über den erregten Seelen, die sich unter der brennenden Schmach beugen, als wäre das ein besonderer Tempel Gottes, der jetzt gerade besonderer Ehrung wert ist.

Der Apostel ist ein Menschenkenner, wie wir uns schon manchmal bei der Besprechung dieses Briefes haben eingestehen müssen. Darum fürchtete er, es könnte jemand vorschnell allerlei Leiden, die er sich sonstwo und wie zuzieht unter den Ehrennamen dieser süßen Schmach stellen. Darum lautet der nächste Vers: „Niemand unter euch leide als ein Mörder, oder Dieb, oder Uebeltäter, oder der in ein fremdes Amt greift“.

Wer sich in fremde Dinge mischt — von dem griechischen Ausdruck, der hier steht, kommt unsere Redewendung: *Alotria* treiben her — darf sich nicht wundern, wenn man ihm auf die Finger klopft; noch viel weniger natürlich jemand, der für ein Verbrechen bestraft wird; das hat mit dem Leiden Christi nichts zu tun. Es wird aber praktisch wichtig sein, das stets wieder zu betonen.

„Leidet er aber als Christ, so schäme er sich nicht; er ehre aber Gott in solchem Fall“. Hier ist eine von den wenigen Stellen des neuen Testaments, wo der Ausdruck „Christ“ als Name der Anhänger Jesu vorkommt. Einst ein Scheltwort, dann ein Ehrenname! Heutzutage muß man erst genauer zusehen, ob sich die Leute bei diesem Namen überhaupt etwas denken. Wird er in vielen unserer Gesellschaften wirklich zum

vollen Kurse berechnet, dann pflegt es an der Verhöhnung nicht zu fehlen und wir können es im christlichen Deutschland heute wieder erleben, daß die Mahnung des Apostels uns gilt, sich über dergleichen Angriffe nicht zu schämen, sondern Gott darüber zu ehren. Höchstens bringt uns solch ein Fall die andere Scham, daß wir uns schämen, nicht noch viel treuer und eifriger „Christ“ gewesen zu sein; macht uns doch manchmal erst dieser Angriff klar, wie wenig wir diesen Ehrentiteln wirklich verdient haben.

„Denn es ist Zeit, daß anfangs das Gericht an dem Hause Gottes. So aber zuerst an uns, was will es für ein Ende werden mit denen, die dem Evangelium Gottes nicht glauben?“

Auf den ersten Blick scheint uns hier wieder einmal der logische Zusammenhang zu fehlen. Wenn wir aber schon im vorausgehenden die leidenden Christen als diejenigen ansahen, die die geistige Führung der jetzt lebenden Menschen haben, ist der Zusammenhang hergestellt. Dann muß ein etwaiges Gericht zuerst die Avant-Garde treffen und darin liegt eine besondere Langmut Gottes gegenüber der ungläubigen Welt. Diese soll sich im Gewissen getroffen fragen: „So das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden?“ Mit anderen Worten spricht es auch Vers 18 aus: „Und so der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Gottlose und Sünder erscheinen?“

Unterstreichen müßten wir nur in Vers 18 das Wörtchen „kaum“. Da denkt offenbar der Apostel an einen psychologischen Vorgang. Das anhaltende schwere Leiden raubt dem Gerechten ein Stück seines christlichen Besitzes nach dem andern. Man reißt ihm erbarmungslos alle geistigen Kleider vom Leibe, bis er im letzten äußersten Augenblick, wo des Leidens Hitze vorübergeht, nur das nackte Glaubensleben rettet. Dann wird sich keiner mehr mit früheren schönen Erfahrungen trösten oder an große Gebetserhörungen anklammern, sondern die letzte kleinste Planke zur Rettung heißt dann „Gnade“.

„Darum, welche da leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen, als dem treuen Schöpfer, in guten Werken“.

„Leiden nach Gottes Willen“! Wenn man das glaubt, ist das schon im Leiden ein süßer Trost. Also kein blindes Schicksal, nicht ein alberner Zufall, nicht die bittere Lücke herzloser Feinde, sondern Gottes Wille schickt uns dieses Leiden! Da hatten schon die alten Römer einen schönen Ausdruck: „Amor fati“, das heißt „Liebe zum Schicksal“. Daß man das Leiden als eine gottgesandte wichtige wertvolle Aufgabe ansieht, hilft einem schon, sich damit auseinander zu setzen. Dann lernt man es so

zu tragen, daß man es im Vollesinn erträgt und überwindet und es so zwingt, uns noch süße Früchte zu tragen. — „Treuer Schöpfer“ wird Gott hier genannt, das soll wohl heißen: die Seelen, die er geschaffen und erlöst, will er auf alle Fälle auch in Treue bewahren. Er ist treu, er kann und wird sich selbst nicht leugnen. Dann wird er auch aus diesem nach seinem Willen uns gesandten Leiden für unsere Seele das Beste entstehen lassen. — Auch das ist ein guter menschenfreundlicher Rat des Apostels, der zum Schluß sagt: Solche Leidende mögen durch gute Werke ihren Zustand gleichsam Gott in Erinnerung bringen. Nicht klagen und jammern oder bei Menschen Hilfe suchen, sondern Gutes tun, vielleicht gerade den Verfolgern zeigen, wie man das Böse mit Gutem vergilt; denn dadurch wird das Interesse der Leidenden von der Beschäftigung mit dem eigenen Schmerz abgelenkt. Zu den vornehmsten Kraftmitteln der Leiden gehört also eine intensive Beschäftigung mit fremder Not, die man zu mildern bemüht ist. Und sind die Seelen Gott, dem treuen Schöpfer befohlen, dann braucht in aller Verfolgung und allem Leiden keine Sorgen um diese Seelen die Christen zu ängstigen: sie sind ja wie ein stilles schönes Heiligtum, auf dem der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, feiernd und Weihend ruht. Und sie haben mitten in jener Verfolgungsheize noch soviel Ruhe, sich um gute Werke an Anderen zu kümmern und da ihr ganzes Interesse hineinzulegen. Wenn die ersten Christen in ihrem Leiden solche große Worte des Apostels wahr machten, dann kann man begreifen, daß ihr Martyrium zu der lautesten und eindringlichsten Predigt des Christentums geworden ist und das Blut der Märtyrer der Same der Kirche hieß. Und wir? Stehen wir nicht betroffen vor der Tatsache, daß wir so wenig um unseres Christennamens willen verfolgt werden? Dann sehen wir zu, genau und ehrlich, ob unsere innere Stellung zum Herrn echt und gesund ist. Sobald man an uns etwas von himmlischer Art spürt, wird die Verleumdung und Befeindung sicher bald einsetzen. Nur, wenn wir ganz Welt sind, gibts gar keine Feindschaft der Welt, denn die Welt hat das Ihre lieb! Amen.





Weltüberwinder

Selten hat unser Vaterland Tage solcher ungeteilten Freude und solcher nationalen Begeisterung gesehen wie die, da der Mann, dessen Name für alle Zeiten mit der Erfindung des lenkbaren Luftschiffes verknüpft sein wird, in seinem wunderbaren Fahrzeug die ersten Fahrten machte hoch über Berge und Täler, Wälder und Ströme, über Dächer und Türme der Städte, mit leichtem Druck des Steuers ihm die Richtung gebend, die es nehmen sollte, während von unten vieltausendköpfige Menschenmassen in phrenetischem Jubel ihm zujauchzten und die Glocken von Turm zu Turm verkündigten, daß eine neue Zeit ihren Einzug halte.

Freilich, noch würden es viele nicht wagen, sich diesem Fahrzeug anzuvertrauen, und doch, was für ein erhebendes einzigartiges Gefühl muß es sein, so losgelöst von der Anziehungskraft der Erde, hoch über ihrem Dunst und Staub in der reinen stillen Luft dahingleiten zu können, ohne befürchten zu müssen, ein Spielball von Wind und Wetter zu werden, weil das Schiff, jeder Steuerung gehorchend, imstande ist, auch sie zu überwinden.

Wie wunderbar muß es sein und die Seele weitend, von dort das Auge in endlose Fernen schweifen zu lassen, während nur gedämpft der Lärm des Tages heraufdringt, mit einem Blick viele Quadratmeilen Landes in immer neuer Folge zu überschauen, die Flüsse in ihrem Lauf zu verfolgen, das Netz der Straßen und Eisenbahnlinien, die Gebirge in ihrer Gruppierung und die Städte in ihrer Anlage zu erkennen, den Verkehr der Menschen zu beobachten, ja in stille Höfe und Gärten zu schauen, deren Inneres sonst fremden Augen entzogen ist. Da gewinnt man einen völlig neuen Eindruck von der Welt, in der man lebt. Die kleinen Dinge verschwinden gegenüber den wirklich großen. Der Blick bleibt nicht mehr an Einzelheiten haften, sondern übersteht das Leben in seinen weiten Zusammenhängen. Und über dem allen gleitet das Schiff stetig und sicher dahin, dem Ziel entgegen, das es erreichen soll.

Ist der, der es erfand, nicht auch ein „Weltüberwinder“ im eigentlichen Sinne des Wortes, mehr als jene, die in einem steuerlosen Ballon durch die Wolken segeln?

Wie ist er es geworden? — Wie hat er es erreicht, das seit Menschengedenken unmöglich Scheinende doch möglich zu machen?

Mir kommt das sonderbare Wort in den Sinn, das einst Jesus seinen Jüngern gegenüber aussprach in einer Stunde, da ihre Ohnmacht so recht zu Tage trat: „So ihr Glauben habt als ein Senforn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Heb' dich von hinnen dorthin! so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.“

Ebenso gut hätte er damals sagen können: So ihr Glauben habt, so möget ihr ein Schiff besteigen und es wird sich auf euern Befehl gen Himmel heben und euch tragen, wohin ihr wollt — es würde auf seine Zuhörer wahrscheinlich nicht anders gewirkt haben, und der Ungläubige würde noch vor kurzem genau so wie jenem Wort gegenüber achselzuckend gesagt haben: Eins seiner paradoxen Worte, die den Phantasten und Schwärmer veraten. — Heute würde er nicht mehr so sprechen. Er müßte also konsequenterweise zugeben, daß Jesus recht hatte, daß es u. a. W. doch einen Glauben gäbe, dem nichts unmöglich ist.

Was ist das Geheimnis des Glaubens? — Ich denke, das Lebenswerk jenes Mannes kann uns eine Antwort darauf geben, denn was er wurde und was er erreicht hat, dankt er letztlich der Kraft dieses Glaubens.

Was hat ihm denn schließlich den Erfolg gegeben, oder was hat in seinem Fall das unmöglich Scheinende doch möglich gemacht? — Zunächst wohl dies, daß er unverrückt an der Erreichbarkeit seines Zieles festgehalten, das er sich gesteckt hatte, wenngleich er es nicht vor Augen sah.

Als er vor Jahren mit seinen Ideen und Plänen an die Oeffentlichkeit trat, hat ihn alle Welt ausgelacht und verspottet und noch bis zuletzt haben selbst Gelehrte und Fachmänner sein Unternehmen für aussichtslos erklärt. Aber er hielt trotz allem fest an der Möglichkeit des Gelingens und hat sich durch kein Urtheil und keine Ueberredung von der Verfolgung seines Zieles abbringen lassen. — Das ist Glaube, oder doch wenigstens eins der Geheimnisse des Glaubens, dem nichts unmöglich ist: Dies zähe Festhalten an der möglichen Erreichung eines Zieles gegenüber allen Behauptungen und Gründen der Unmöglichkeit.

Jrgend jemand hat es einmal dahin definiert: Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.

Dieser Glaube ist imstande, das Herz mit einer stillen großen Freude zu erfüllen, weil er sich die Verwirklichung seiner Sehnsucht immer wieder vor Augen hält, als wäre sie schon gegenwärtig; und Freude wiederum weckt Kraft und Energie und treibt zur Arbeit an.

Wie hat jener Mann gearbeitet, unermüdlich, mit zäher Geduld und Ausdauer sechzehn Jahre lang, um das Ziel zu erreichen. — Glaube — wie er erst beschrieben — und Arbeit waren unzertrennlich für ihn, ja die Arbeit war ein Stück seines Glaubens, vielleicht das größte und ausschlaggebendste. — Und ob er hundertmal Enttäuschungen erlebte und wer weiß wie oft er von vorn anfangen mußte, er warf seinen Glauben nicht weg, indem er nach dem Motto des großen Engländers handelte: Weiterarbeiten und nicht verzweifeln! — Tausend andere hätten in der Hälfte der Zeit die Arbeit aufgegeben. Er harrte aus und langsam zwar, aber Jahr für Jahr kam er dem Ziel näher, bis er siegte.

Da liegt das zweite Geheimnis des Glaubens, dem nichts unmöglich ist. Glauben heißt Arbeiten und wieder Arbeiten, allen gegenteiligen Erfahrungen zum Trotz Schritt für Schritt weiterbringen auf dem dornenvollen Weg, scheinbar Unmögliches doch zu ermöglichen. — Ist nicht Arbeit Leben? — Darum gehört sie zum Glauben, denn das Kennzeichen echten Glaubens ist Leben, ist Fortschritt, Bewegung auf ein Ziel hin.

Es gilt auch in dem Sinn, was einer in anderem Zusammenhang sagte: Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist tot an ihm selber.

Und noch ein Drittes. — Er hätte schwerlich je sein Ziel erreicht, wenn er nicht auch sein Vermögen und schließlich seine eigene Person, sein Leben dafür eingesetzt hätte. — Wie oft war er nahe daran, es zu verlieren und doch setzte er es mit immer neuen Versuchen auf's Spiel.

Vielleicht liegt hier eins der tiefsten Geheimnisse des Glaubens, dem nichts unmöglich ist. Wenigstens lehrt uns die Geschichte, daß, wo sie besonders hervorragende Glaubenstaten zu verzeichnen hat, diese fast immer ein gewisses Maß von Selbstentäußerung und Opferwilligkeit, nötigenfalls bis zum Verzicht auf das eigene Leben zur Voraussetzung hatten — schon auf rein profanem Gebiet. Es sei nur an die Geschichte der Entdeckungen erinnert, die in gewissem Sinne alle Glaubenstaten sind, sofern sie nicht gerade auf irgend einen Zufall beruhen.

Und war er nicht auch ein Entdecker, den dieselbe unsichtbare Kraft trieb, der alte Patriarch, von dem wir lesen: Durch den Glauben war gehorsam Abraham, da er berufen ward, auszugehen in das Land, das er ererben sollte; und ging aus und wußte nicht, wo er hinkäme?

Doch damit sind wir bereits auf religiöses Gebiet hinübergetreten.

Sollen wir nicht Nachfolger dessen sein, der sagte: Ich habe die Welt überwunden? — Das ist unser Ziel: Wir sollen gleich ihm Weltüberwinder werden im Reich des Geistes. Wir sollen lernen wandeln wie er als Bürger des Gottesreichs, das er uns erschloß. Menschen

sollen wir werden, die höheren Gesetzen gehorchen als denen von Fleisch und Blut, die nicht mehr der Anziehungskraft dieser Welt unterworfen sind, sondern fähig, sich jederzeit über den Dunst und Staub der Erde, über die vergänglichen Interessen dieses Lebens, über Lust und Leid, Not, Anfechtung und alles das, was die Seele an diese niederen Regionen fesseln will, zu erheben in höhere und lichtere Sphären, folgend den Gedanken und Wegen Gottes, von wo aus wir allein den rechten Blick und die rechte Beurteilung für die Verhältnisse des irdischen Daseins gewinnen und unsere Stellung zu ihnen. Unsere Seele soll jenen höheren Flug nehmen, der es uns ermöglicht, die verschlungenen und sich kreuzenden Wege des Lebens in ihrem Zusammenhang und ihren Zielen zu erkennen und das Kleine als klein und das Große als groß zu beurteilen. Sie soll sich halten und bewegen in der reinen Luft der Gottesnähe und alle gegen sie anstürmenden feindlichen Mächte überwindend, stetig und sicher zum Ziel ihrer Berufung vordringen in dem frohen Bewußtsein: Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist.

Das war es, wozu er jene Fischer aus Galiläa bringen wollte, die sich ihm anschlossen. Und es war ihm soweit gelungen, daß er am Ende seines Lebens sagen konnte: Sie sind nicht von dieser Welt, gleichwie auch ich nicht von dieser Welt bin. — Das war es, worauf Paulus und seine Mitarbeiter immer wieder ihre Gemeinen wiesen: Wandelt im Geist! — Stellet euch nicht dieser Welt gleich! — Trachtet nach dem, das droben ist, nicht nach dem, das auf Erden ist! — Das ist unser Ziel.

Wenn je etwas unmöglich, unerreichbar scheint, so ist es dies, geistig frei zu werden von dem Gesetz der Anziehung, das uns mit tausend Banden an diese Erde fesseln will, sich nicht mehr niederhalten und regieren lassen durch die persönlichen Interessen des täglichen Lebens, seine Lust und Freude, sein Leid und Kreuz, sondern sich über das, was zeitlich und vergänglich ist, erhebend, der Seele einen festen sicheren Kurs zu geben, unabhängig von Wind und Gegenströmung, den Kurs, den ihr Jesus weist.

Es scheint unmöglich. — Und doch hat es immer wieder solche gegeben, für die das unmöglich Scheinende möglich geworden ist. Das sind jene Weltüberwinder, deren Namen mit leuchtenden Buchstaben in der Geschichte des Reiches Gottes geschrieben stehen, von dem ehemaligen Zelzweber in Tarsus an bis auf die Helden Jesu in unseren Tagen; aber auch jene vielen, deren Leben hier verborgen war mit Christus in Gott, um einst offenbar zu werden mit ihm in der Herrlichkeit. — Was hat sie dazu gemacht? — Wenn wir sie fragen könnten, sie würden uns alle die gleiche Antwort geben: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Freilich nicht der Glaube an die eigene sittliche Kraft und Willensstärke. Wer sich allein darauf verläßt, wird nach kurzem Aufschwung mit gebrochenem Flügel im Sande liegen — wie einst Paulus auf der Straße nach Damaskus. — Sicher auch nicht das, was man Kirchen- oder Bekenntnisglaube nennt. Wie mancher schon, der sich damit zuversichtlich erhob, ist vom „Wind der Lehre“ erfaßt und steuerlos in den Wolken religiöser Meinungen und theologischer Ansichten umhergetrieben worden und hat damit zugleich den Blick verloren für die realen Aufgaben des Reiches Gottes auf Erden — gerade auch in unsern Tagen.

Oder ist es jener schnell zum Himmel sich erhebende Glaube, der sich in schwärmerisch gesteigerten Gefühlsempfindungen kundgibt, wie das so oft bei religiös leicht erregbaren Naturen und zumal bei sogenannten plötzlichen Bekehrungen der Fall ist? — Die Erfahrung sagt, daß hier in den meisten Fällen der Auftrieb zu stark und die vorwärtsbewegende Kraft zu schwach war und daß vor allem die Steuerung nur zu bald versagte, wenn es galt, gegen Wind und Wetter den Kurs zu halten.

Nein, der Glaube, der uns löst von dem „vergänglichen Wesen dieser Welt“, der uns über sie erhebt und es uns ermöglicht, unserer Seele den Kurs zu geben, den sie nehmen muß, um Gottes Ziele und Zwecke in der Menschenwelt im Auge zu behalten und zugleich ihre eigene Bestimmung zu erreichen — der Glaube ist kein anderer als jener Senfkorn Glaube, von dem wir sprachen, dem nichts unmöglich ist. — Wohl ist die erste Bedingung seiner Kraft die, daß er wurzelt in der völligen Hingabe der eigenen Person und des eigenen Willens an Jesus, den Gekreuzigten; denn erst wenn der eigene Wille gebrochen ist durch die göttliche Lebensmacht, die sich am Kreuz auf Golgatha offenbart, oder mit Paulus zu reden: Wenn wir von Jesus Christus ergriffen sind, — werden wir empfänglich für die Glaubenskräfte aus einer höheren Welt, die er uns vermittelt. — Hat es der Apostel nicht selbst bezeugt, aus seiner eigenen Erfahrung: Ich danke Gott durch Jesus Christum, unsern Herrn?

Und doch versichert derselbe Mann: Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei. — —

Nein, niemand denke, daß ein Mensch, der die Wiedergeburt zu einem neuen Leben an sich erfahren hat, damit schon ein Weltüberwinder wäre. — Sie ist ja erst der Anfang seines Glaubens. Langsam, stetig wächst sich dieser Glaube aus zu einer weltüberwindenden Macht, wie allmählig aus dem Senfkorn die große Staude wird.

Von Golgatha hinab ins Leben gehend, müssen wir täglich lernen, was die Geheimnisse dieses Glaubens sind, sowie es auch Paulus gelernt

hat: Immer das Ziel im Auge behalten in der festen Gewißheit, es doch zu erreichen — „Ich jage ihm nach, ob ich es auch ergreifen möchte“. Immer unermüdlich an sich selber und an der uns von Gott gestellten Aufgabe arbeiten — „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn“ und „Wir werden nicht müde“. Immer entschiedener in der Selbstverleugnung und Aufgabe dessen, was geopfert werden muß — „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden gerechnet“ — und sollte es das eigene Leben sein — „Sterben ist mein Gewinn“.

Und hinter dem allen muß als tiefstes Geheimnis unserer Glaubenskraft stehen die unerschütterliche Ueberzeugung: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“.

So sind Paulus und seine Nachfolger zu Weltüberwindern geworden. — Das ist auch unser Ziel.

Was stehen wir und schauen mit Bewunderung immer wieder zu ihnen empor? Was heuften wir über unser Unvermögen, es ihnen gleich zu tun? — Und wenn wir auch nie ihren hohen Flug erreichen werden, wir sollen und können doch Weltüberwinder werden im Blick auf unsere eigene Seele und den kleinen Kreis des Lebens, in den uns Gott gestellt.

Oder ist es Furcht, was so viele zurückhält? Furcht und — Trägheit? — — Ach ja, das Sicherste scheint es ja und bequemer ist es jedenfalls, hier unten im Straßenstaub weiter zu trotten, nur darauf bedacht, mit recht viel Freud und möglichst wenig Leid durchs Leben zu kommen und im übrigen für sein tägliches Brot zu sorgen.

Wir aber wollen unsere Hand in Jesu Hand legen und ihn bitten: Herr, führ' uns immer mehr hinauf zu der Höhe deines Lebens! Zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes! Laß uns Weltüberwinder werden in der Kraft des Glaubens, dem nichts unmöglich ist! E. K.



Was sind „schöne Seelen“?

Sie, die Gottes Weg erwählen,
Nicht mit Sorgen sich zerquälen,
Starkem Glauben sich vermählen,
Sich in heil'ger Stille stählen,
Gerne eig'nes Leid verhehlen,
Betend nur es Gott erzählen,
Die im Staub noch seh'n Jewelen:
— Das sind „schöne Seelen“.

Fanny Stockhausen.



Saat und Ernte

von Dr. Fr. Bethge.

Schluß.

IV.

Der Säemann „Ackerzmann“.

Die Ernte ist zu Ende, der Segen eingebracht. Der alte Gott lebt noch; man kann es deutlich merken an so viel Wunderwerken. Aus kleinsten Zellen bauet Gott den Halm wie den Eichbaum auf. Als ich die Theorie der Zellen studierte, wurde ich voll anbetender Bewunderung Gottes, und es war mir lange Zeit, als ob unwillkürlich die Bewegung der Seele die Kniee beugte bei Nennung des Namens Gottes, des Großmeisters im Kleinsten, und ich verstand mitsühlend des Naturforschers Wort. „Ich sah den ewigen, allwissenden und allmächtigen Gott flüchtig und von weitem vorübergehen und ich staunte. Ich fand etliche Spuren desselben in den Schöpfungen der Dinge, und in ihnen allen, auch den geringsten, ja fast nichtigen: welche Gewalt, wie große Weisheit, welche unerforschbare Vollkommenheit!“ Darum endet der Lobgesang nicht am Erntedankfest. Das „allein“ Gott in der Höh sei Ehr; ist der Monismus der Christen. Der treue Gott versorgt auch in diesem Jahr unser Volk reichlich. Wie es grünte und reifte auf weiten Fluren des Vaterlandes und der Welt, und der Weltverkehr das mannigfaltige Gewächs der einzelnen Länder den Völkern vermittelt! Millionen Hände geben und nehmen. Gott hat so viele, fruchtbare Stoffe und Kräfte durch sein Wort: Die Erde bringe hervor! in die Ackerkrume gelegt, daß immer reichlich da sein kann, wo immer nur Menschen sind, die in Arbeit und Gebet sich die Erde untertan machen. Der Klügling, der vor hundert Jahren Minderung der Kinderzahl als notwendiges Mittel gegen künftige dauernde Hungersnot ansah, ist als Tor erkannt. Wie ist die Menschheit gewachsen und gewachsen zugleich ein mannigfaltiger Ueberfluß an allem, was Brot heißt! Abgesehen von besonderen Gerichten Gottes, verschuldet der Mißbrauch der Erde den Mangel an Brot. Wenn Korn und Kartoffel sich nicht in Alkohol verandelten, wären alle Vorrathshäuser stets gefüllt; wenn die Opiumfelder

Indiens nicht wären, man würde dort nicht so viel von Hungersnöten hören. Solange Gott will, daß die Menschheit sich mehrt, weil die Vollzahl der oberen Gemeinde noch nicht erreicht ist, wird auch die Erde Brot genug geben, bis der Gerichtstag kommt, wo das schwarze und das sahle Pferd über die Aecker stürmen. Offenb. Inh. 6, 5 f.

Die gläubigen Gotteskinder aber arbeiten und sind getrost; sie werden säen und ernten. Gott gibt ihnen Speise und Freude. Apg. 14,17. Sie sind reicher wie der Kornbauer mit vollen Scheunen; denn sie haben ewige Freude im Herzen, wenn Gott sie sättigt. Die Augen, die auf Gott warten, haben Augenweide an seinen Gaben. Es sind alle Gaben Taotropfen, in denen Gottes Liebe funktelt, und es ist Wanderbrot auf dem Weg zur Heimat.

Und sie sind um so dankbarer, als sie bekennen: Bei den Treibern des verlorenen Sohnes und bei den Dornen und Disteln des verirrtten Schafes in der Wüste und unter dem Schwerte Esaus wäre unser rechter Platz; aber nun sind es zwei Herden Jakobs, nun heißt es: „Du schenkest mir voll ein.“

Darum fließt auch das Herz über von Dank. Und der Dank ist in der Tat und Wahrheit dreifach. Gottes Güte leitet zur Buße und heiligt. Da mißbraucht man nicht die Güter der Welt und hängt sein Herz nicht dran. Auch hangen an den Aehren nicht die Seufzer der Witwen und Tränen Unterdrückter; denn man übt Liebe, weil man zuerst geliebt ist. Man nützt nicht die Menschen aus, seien es Weiße, seien es Schwarze. Man gibt vielmehr, die Reichen reichlich, die Witwen den Heller. Man tut Gutes und wird nicht müde im Rückblick auf das Kreuz Christi, im Hinblick auf die Ernte ohne Ende. Und man wirkt endlich Speise, die nicht vergänglich ist und die da bleibt bis in das ewige Leben; man ißt sich satt an dem Brot des Lebens, Jesus Christus (Joh. 6,27) und teilt dies Brot aus an alle, die nach Wahrheit, Gnade und Leben hungert und dürstet. So wird auf den Feldern ein Altar errichtet, vor dem die gläubige Gemeinde mit Wort und Werk anbetet: O Herr, dreieiniger Gott, dir sei Lob, Preis und Ehr!





Wie Frau Flammberg vom Zungenreden furiert wurde

Von E. Schreiner

I

„Heute abend müssen Sie aber endlich einmal mitgehen, liebe Frau Abler. Länger können Sie doch unmöglich dem Wirken des heiligen Geistes widerstehen. Das ist einfach überwältigend, sage ich Ihnen. Gestern abend waren wunderbare Enthüllungen über die Zukunft Jesu zu hören, die ganz nahe bevorsteht. Unbedingt ganz nahe. Wenn Fräulein Barris in Zungen redet, dann spürt man den Boden nicht mehr unter den Füßen. Man wird emporgehoben, o so wunderbar, so wunderbar. Man schwebt schon in höheren Regionen.“

Frau GERALDINE Flammberg hatte das gesagt. Ihre Wangen glühten und die Augen leuchteten vor Begeisterung. Die Hände aber, die eben die Hutnadel im Haar befestigen wollten, zitterten in nervöser Unruhe.

„Sind Sie nicht ein wenig aufgeregt, Frau Flammberg,“ wagte die Hausfrau zu fragen mit einem Blick auf die zappelnden Hände. „Ich? Aufgeregt? Nein, meine Liebe. Auch von der Aufregung erlöst gegenwärtig der Herr die Seinen vollkommen. Es geht alles unter in dem herrlichen Geistesstrom. Aber Sie rüßten sich ja gar nicht und es ist doch schon sieben Uhr. Wenn Sie wüßten, wie die Massen strömen, wie man froh ist, auch nur an der Tür einen Stehplatz zu bekommen, Sie würden eilen. Ich kann es nicht verstehen, wie Sie noch zögern können. Nun, der Herr wird auch bei Ihnen noch Sieger werden, ganz gewiß.“

„Aber liebe Frau Flammberg! Mein Mann, der nun jeden Augenblick von der Arbeit kommen kann, darf doch kein leeres Heim finden!?“

Frau Flammberg hob den Zeigefinger in die Höhe. Ihr Gesicht wurde ernst, sehr ernst, als sie sich nun am Treppengeländer hoch aufrichtete. Und der Ton ihrer Stimme hatte etwas Feierliches, als sie nun sagte: „Hüten

Sie sich, Frau Adler. Ihren Mann müssen Sie auch noch opfern. Jawohl! Nur keine Götzen! Christus spricht: Wer irgend etwas mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Daß die Seele Ihres und meines Mannes gerettet wird, das ist doch wichtiger, als daß er ein gutes Abendessen bekommt."

"Und ich halte beides für wichtig," erwiderte nun Frau Adler ruhig. "Zum Götzen ist mir mein Mann gottlob noch nicht geworden, um deswillen, daß ich ihm zu dienen suche. Christus hat doch auch gesagt: Nun suchet man bei den Haushaltern nicht mehr, denn daß sie treu erfunden werden."

"Da schlägt es schon sieben Uhr," rief nun Frau Flammberg. Die hastigen Hände fuhren in die Tasche und nestelten dort eine Weile herum. "Wo hab ich denn nun den Schlüssel, ach ja so, der steckt ja noch im Schloß; wenn Sie dann wenigstens einmal nach den Kindern sehen wollen, Frau Adler?"

Sie stürzte mit Eile vollends die wenigen Stufen der Treppe hinab, schloß die Tür noch einmal auf und fuhr in die Wohnung hinein. Drinnen ertönte dreistimmiges Kindergeschrei, das sich indes bald beruhigte. Offenbar hatte die Mutter sie mit einer außergewöhnlichen Kraft beruhigt. Nun trat sie mit einem Aufatmen wieder heraus.

"Mein Mann wird ja doch kaum vor mir nach Hause kommen. Der Alkoholteufel hält ihn immer noch gefangen. Aber der Herr wird schon noch Sieger werden. Er soll ja auch die Starken zum Raube haben. Hier ist der Schlüssel, liebe Frau Adler. Gott segne und erleuchte Sie."

Fort war sie. Eben als sie zur Haustür hinausschlüpfte, kam Herr Adler herein. Er sah ziemlich müde und abgearbeitet aus und stieg die Treppe langsam empor. Doch da kam ihm schon seine Frau ein Stück entgegen. Mit sonniger Freundlichkeit streckte sie ihm die Hand entgegen. "Feierabend!" sagte sie und legte dann ihren Arm um seinen Hals.

Der Gruß klang dem müden Manne so mild und frisch zugleich ins Ohr, daß er den Kopf schon ein wenig höher hielt. Ja, nun lag die tosende Welt der Arbeit hinter ihm. Hinter ihm das Geklirr der Hämmer, die den harten Stahl bearbeiteten und deren Gedröhn auch die Herzen der Arbeiter härtete. Er blickte in die freudig leuchtenden Augen seiner Frau und ein Lächeln spielte um seinen Mund. Bei aller Müdigkeit, was war er doch für ein glücklicher Mann. Es war ja ein Königreich des Friedens und der himeligen Ruhe, das seine lieblichen Pforten da

vor ihm öffnete. Die Lampe, welche den Flur beleuchtete, schien etwas abbekommen zu haben von dem Augenglanz der Hausfrau. Sie funkelte mit klarem Licht durch das wasserklare Glas. Eine Küchenlampe ist eigentlich die Verkörperung des ganzen Hausgeistes: sie spiegelt alle Hausfrauentugenden wieder. Und wenn sie das nicht vermag, nun, dann sind sicherlich auch keine vorhanden. Wenn der Zylinder trübe ist, ist es auch die Seele der Hausfrau.

Als der Vater zur Stubentür hineintrat, flog ihm mit einem Jubelruf das vierjährige Töchterlein entgegen. Der heimkehrende Papa schien für das kleine Wesen eine Art von Himmelsleiter zu sein. Wenigstens begann sie mit lachendem Munde und zappelnden Händen und Füßen an ihm empor zu klettern.

„Nicht, Hilde, Papa ist müde,“ wehrte die Mutter. Daraus machte sich aber Hilde vorerst doch nicht so viel, obwohl sie sonst nicht zu den Kindern gehört, denen das Folgen schwerer wird als das Erlernen grammatikalischer Regeln. Wie kann ein Papa noch müde sein, wenn er in ein solches Heim kommt! Der Tisch funkelte in appetitlicher Schönheit und trug als Krone einen Strauß violetter Asters. Der ganze Zauber einer geordneten, deutschen Häuslichkeit lachte und lächelte aus jedem Eckchen und dieser Zauber ist ja das Lebenselement aller guten Geister. Herr Adler spürte diesen Zauber wohl. Und er spürte nicht nur die guten Geister, er empfand auch vor allem den stillen Friedenshauch des Königs aller guten Geister, des heiligen Geistes. Noch kämpfte er äußerlich etwas an gegen diesen stillen Sieger in seinem Haus, der in dem Herzen seiner Frau thronte und von da aus das ganze Heim verschönte. Aber innerlich, da war er doch schon ein Gewonnener, einer, der überzeugt worden war von der Wahrheit des Christentums, nicht durch schöne Vorträge, sondern durch die gepuzten Zylinder seiner Küche, durch den Tisch seiner Wohnstube und die stille, alles verwandelnde Liebe seiner unbezahlbaren Frau. Sie waren ja beide dem Glauben fern gestanden, als sie heirateten. Aber dann war seine Frau eines Tages von dem Wort eines wandernden Predigers getroffen worden. Nicht nur Pfeile haben Widerhaken, auch Worte, die getragen und begleitet werden von der Macht der Wahrheit, haben welche und sitzen so tief und fest im Herzen, daß keine Macht der Welt sie wieder lösen kann. Frau Adler aber bekam nicht nur einen Pfeil von oben in die Seele, sie fand auch das heilende Del der Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Weil sie eine überaus praktische Natur war, beschloß sie den aller sichersten Weg einzuschlagen, den es gibt, wenn eine Frau ihren noch ungläubigen Mann gewinnen will. Sie verlegte sich

weber auf das Predigen, noch auf das Ermahnen, noch auf das allerschlimmste Befehrungsmittel — das Prophezeien. Vielmehr beschloß sie mit ihres Gottes täglicher Aufmunterung und Hilfe, ihr Hauswesen zu einem kleinen Musterstaate zu machen und faßte des Apostels Wort welches von dem stillen Wandel der Weiber redet, tief zu Herzen.

Vielleicht war sie sich selber noch nicht so recht bewußt, wie mächtig ihr Einfluß schon gewesen war, den sie auf ihren Mann ausgeübt hatte, Der einzige, sichtbare Erfolg war der gewesen, daß er aus dem sozialdemokratischen Verein ausgetreten war. Nun, damit konnte Frau Regina schon zufrieden sein. Sie war es aber auch und hatte an diesem Tage ihrem Gott mit Tränen der Freude gedankt dafür, daß sie ihrem Mann wenigstens wieder für das Heim zurückerobert hatte. Und ihm hatte sie in einem weißen Briefumschlag 3 blanke Zwanzigmarsstücke überreicht. Das waren die Haushaltungsersparnisse des letzten Jahres gewesen.

Beinahe wäre er ihr schon an diesem Tage um den Hals gefallen und hätte gesagt: Frau, liebe, fleißige, treue Frau, dein Glaube muß der echte sein. Daß uns von heute an miteinander dem Gott dienen, der aus dir eine Musterfrau gemacht hat. Aber da drinnen im Herzen hatte der männliche Stolz noch eine Barrikade errichtet, die mußte erst noch fallen.

Mit leisem Singen trug die Hausfrau das Abendbrot auf. Mit einem Seufzer der Befriedigung setzte sich der Mann an den Tisch. Er faltete die Hände mit, als klein Hilde das Tischgebet sprach und streichelte die Hand seiner Frau, als sie ihm herausschöpfte.

II

Nach dem Essen fand sie einen Augenblick Zeit, hinunter zu gehen, um nach den Kindern zu sehen. Es war nicht das erste Mal, daß Frau Adler dies tat, und sie wußte schon, nach welchem Winkel die Haushaltung der Hausfrau gebaut war. Daß es ein schiefer Winkel war, sah sie auch heute Abend wieder zu ihrem lebhaften Bedauern. Nein, diese Küchenlampe war kein Spiegelreflektor. Diese Küche gemahnte nicht an ganz außerordentliche Wirkungen des heiligen Geistes. Denn dort tropfte die Wasserleitung und hier lagen die kleinen Schuhe der Kinder so regellos, wie die Gefallenen eines Schlachtfeldes. Einige ungespülte Teller vollendeten das Genre und eigentlich schämte sich Frau Adler an Stelle der abwesenden Hausmutter über den traurigen Anblick, den diese Küche bot. Die Kinder schliefen glücklich, nachdem die Rissenschlacht zu Ende war. Zwischen ihrem Gesichte und den ungewaschenen Tellern draußen bestand, wenn auch keine Familienähnlichkeit, so doch eine solche der Farbe und Garnierung. Das

wird zur Orientierung ebenfalls genügen. So gut sie vermochte, schaffte die fleißige Nachtwandlerin etwas Ordnung, da und dort. Dann ließ sie sich unwillkürlich auf einen Stuhl nieder und stützte das Haupt gedankenvoll in die Hand. Sie mußte an den Mann dieses Hauses denken und ihn von tiefster Seele bemitleiden. Nein, das war kein Wunder, daß es ihn nicht nach Hause zog. Schmutz und Unordnung waren doch keine Magneten, um einen Irrenden heimzuziehen. Und dann war es ihr ein tiefes, ungelöstes Rätsel, wie die Frau, die hier als Königin walten und herrschen sollte, es fertig bringen konnte, den Namen des Heilandes überhaupt vor anderen Ohren zu nennen als vor den eigenen. Nach ihrer Ansicht mußte das Christentum doch erst zu sehen sein, ehe man es wagen konnte, davon zu reden. Und dann vollends noch diese Extravaganzen. Was denn diese Frau nicht in der Bibel? War sie noch nie auf das Wort gestoßen: So ihr im Irdischen nicht treu seid, wer will euch das Himmlische geben? Wußte sie nicht, daß es für eine Frau ein größeres Werk ist, ein Kindergesicht zu waschen und einen Messinghahn blank zu putzen, als in Zungen zu reden und ein frommes Nervengaukelspiel zu treiben?

Sie konnte nicht anders, sie mußte ihre Hände falten und inbrünstig beten, daß Gott diese verblendete Frau in Wahrheit erleuchten möge mit einem Lichte, das auch in die Ecken und Winkel leuchtet.

Aber horch, da war ja jemand außen an der Tür. Jetzt kam ein schwerer Männerschritt den Gang herein. Der Schritt war diesmal nicht unsicher, deshalb zweifelte sie beinahe, ob es der Vater der Familie sein könne. Es dauerte indes nur noch einen Augenblick, da stand Herr Flammberg vor ihr und sah sie mit erstaunter Miene an.

„Sie wundern sich, mich hier zu finden,“ sagte Frau Adler, nachdem sie freundlich begrüßt hatte. „Ich wollte nur nach den Kindern sehen.“

„Sehr freundlich von Ihnen.“ Der Ton dieser Antwort war kalt.

„Und meine Frau, wo ist sie?“

„In der Versammlung.“

„Aha. Daran dachte ich gerade nicht. Das ist allerdings wichtiger, als zu Hause zu sein und . . .“ Er vollendete den Satz nicht, sondern trat ans Fenster und fing an, heftig mit den Fingern an die Scheibe zu trommeln. Dann ging er wieder zurück an den Tisch und ließ sich gleichgültig auf einen der schadhafteu Rohrstühle fallen. Er stützte den Kopf in die Hand und sah mit finsterem Blick auf die Tischplatte.

Frau Adler stand an der Tür. Sie wollte gehen und vermochte es doch nicht, denn sie empfand es tief in der Seele, wie sehr der Mann

da am Tische ein Wort der Aufmunterung bedurfte. Aber was war da zu sagen! Ihn zu trösten darüber, daß seine Frau fort war, das vermochte sie nicht. Sich anzubieten, ihm ein Abendbrot zu bereiten, das ging gerade so wenig. Das hätte ja nur seine Erbitterung gesteigert. Da kam er ihr zuvor.

Er drehte sich um und sah ihr ins Gesicht. An seinen Augen sah sie wohl, daß er nicht betrunken war diesen Abend.

„Ich verstehe nicht viel vom Glauben,“ hub er an mit eigentümlicher, fast feierlicher Betonung, „aber bitte, sagen Sie mir einmal, ob das Christentum ist, Frau Adler? Es mag sein, daß ich das ja nicht verdiene, daß meine Frau mich noch liebt, denn ich habe es getrieben darnach. Aber sehen Sie, heute ist es mir eingefallen, daß wir vor sieben Jahren Hochzeit hatten. Die ganze, schöne Feier ist mir eingefallen und die schöne Zeit vom Anfang, wo wir noch glücklich zusammen waren. Weiß der Ruckuck, wie es kam, daß ich das alles so total vergessen konnte, jahrelang. Aber dann, auf einmal. Wie ich heim, ging fuhr eine Hochzeitsgesellschaft an mir vorbei und da war's. Und so genau, sage ich Ihnen, so genau Sogar die Glocken habe ich läuten gehört von damals, die tiefen, feierlichen Glocken, die da hineingreifen in's Herz, ins tiefe Herz . . .“

Herr Flammberg schwieg und fuhr sich mit der verben Hand so über die Augen hin. Es war ein eigenartiger Augenblick. Doch dann fuhr er gleich wieder fort:

„Da ist mir weich geworden ums Herz und ich weiß selbst nicht, wie es kam; aber als wir an den kühlen Keller kamen, sagte ich mit aller Bestimmtheit: Nein. Heute nun nicht. Ich will heim und einmal sehen, ob wir denn nicht doch noch einmal anfangen können mit einander. Bei diesem Gedanken wurde ich wirklich ganz froh, so wie ich es schon lange nicht mehr war. — Aber nun — ist sie ja nicht einmal da. Da kann ich also ruhig wieder gehen.“

„Nein, Herr Flammberg, tun Sie das nicht.“ Frau Adler sprach es mit klopfendem Herzen. „Verzeihen Sie Ihrer Frau, wenn sie nicht da ist und reden Sie mit ihr, wenn sie kommt.“

Er stützte wieder den Kopf in die Hand und sein Angesicht wurde düster.

„Das tu ich eben nicht,“ sagte er dann mit neu erwachendem Trost. „Sie will eine Christin sein und sagt ich, sei verloren. Mag sein, daß das letztere wahr ist, das erstere ist es nicht. Sagen Sie meiner Frau, daß ich so ein Christentum verachte.“

Hastig stand er auf. Frau Adler aber wagte es und trat ihm noch einmal in den Weg.

„Lieber Herr Flammberg,“ sagte sie weich und bittend, nicht wahr, Sie gehen nicht mehr fort? Kommen Sie ein wenig zu uns herauf und unterhalten Sie sich mit meinem Mann. Er wird sich freuen, Sie zu begrüßen.“

Es war wertlos. Er nahm seinen Hut vom Tische und machte mit einer eifigen Ruhe die Tür auf. „Ich danke Ihnen,“ war seine Antwort. „Aber sehen Sie, zu meinem Unglück, da paßt ja doch Ihr Glück so wenig, wie der Tag zur Nacht.“

Mit festem Manneschritt ging er zur Tür hinaus und schlug draußen die Glastür zu. Ein Kind weinte auf im Schlafe. Auch der Frau, die ihn so gern gehalten hätte, war es zum Weinen.

III

Während dessen ging es im Versammlungs-saal hoch her. Himmlische Botschaften wurden in Zungen gegeben und alle Anwesenden waren tief davon überzeugt, daß der Sohn Gottes selbst zu ihnen redete an diesem Abend. Frau Flammberg schwebte in seligen Höhen der Ent- und Verzückung und betete mit wahrer Leidenschaft, daß auch sie die Gaben der ersten Pfingstgemeinde empfangen möchte. Sie hoffte mit Zuversicht, daß es ihr gegeben werden sollte, noch in dieser Nacht das wunderbare Zungenreden zu empfangen. Dann aber würde der Herr selbst durch sie mit ihrem Manne reden, würde ihn überzeugen, daß seine Zukunft so nahe vor der Tür stand, daß sie in dieser Nacht noch erfolgen konnte.

Es schlug $\frac{1}{2}$ 12 Uhr, als sie mit glühenden Wangen und mächtiger Begeisterung endlich den Heimweg antrat. Aber, dachte sie, was tut das? Vor der Ewigkeit hat ja die Zeit keinen Wert. Vor dem Himmlischen zerrinnt alles Irdische und verliert seinen Wert. Und jene klugen Zungenfrauen, die zur Entrückung berufen waren, sie wachten ja auch noch zur Stunde der Mitternacht. Mit solchen Gedanken beschäftigt, bog sie in die Straße ein, in der ihre Wohnung sich befand. Von der anderen Seite her kam ihr ein Wagen entgegen. Die Pferde hielten einen scharfen Trab und da, — da hielt der Wagen gerade vor ihrem Hause. Ein seltsames Gefühl durchzuckte sie, als sie bemerkte, daß der Wagen dort große Ähnlichkeit mit einem Sanitätswagen hatte. Von einer dunklen Vorahnung erfaßt, eilte sie mit rascherem Schritt voran. Sie kam gerade recht, um dem Beamten sagen zu können, daß sie die gesuchte Frau sei, deren Mann in bewußtlosem Zustande auf der Straße gefunden worden war.

„Ist er nur betrunken?“ fragte sie, während sie mit zitternden Händen den Schlüssel ins Schloß steckte.

„Wunde am Hinterkopf,“ gab der Mann lakonisch zurück.

Jetzt öffneten sie die Tür des Wagens. Ein ernst dareinblickender Arzt saß bei dem Verletzten drinnen. Vorsichtig hoben die Männer die Tragbahre heraus und folgten der laut jammernden Frau. Der Arzt bedeutete ihr zu schweigen, mit dem Gejammer sei gar nichts zu ändern. Er bitte um klares Wasser in einer ganz reinen Schüssel. Frau Flammberg mußte sich erst besinnen, ob sie eine solche habe. Endlich war das Gewünschte da. Schweigend tat der Mann der Wissenschaft seine Pflicht. Es war gut, daß der Verletzte bewußtlos war.

Als der Arzt fertig war, sagte er sehr ernst: „Der Kranke bedarf der äußersten Ruhe, denn er hat sich einen Schädelbruch zugezogen, bei seinem Fall auf den Randstein. Wollen Sie das beachten bitte? Morgen früh sehe ich wieder nach.“ Fünf Minuten später war die Frau mit ihrem Manne allein. Alles deuchte sie nur ein dumpfer Traum zu sein, der mit schwerer Wucht auf ihrer Seele lastete. Doch nein, es war die traurige, niederschmetternde Wahrheit. Draußen hallte ja eben der Glockenschlag der Mitternacht von den Türmen. Draußen verklangen noch die Hufschläge der enteilenden Pferde.

Drinnen in der Stube war tiefe Stille. Das Gesicht des Mannes war marmorblaß. Seine Hände waren kalt. Sie legte die Hände auf die Decke und lief dann einigemale planlos in der Stube hin und her. Was sollte sie tun? Sollte sie nicht Gott danken, daß er dem Manne züchtigend in den Weg getreten war? Natürlich war er wieder auf dem gewohnten Gange gewesen und hatte dem Alkoholteufel geopfert. Aber nun hatte Gott geredet mit ihm. Nun würde es wohl anders werden.

Dann aber kam auf einmal eine mächtige Angst über sie und warf sie beinahe auf die Erde. Was sollte werden, wenn er nicht mehr aufwachen würde, wenn der Tod

Dann wären ja alle ihre Gebete um ihn umsonst gewesen. Dann würde sie mit ihren drei Kindern rat- und hilflos dastehen. Dann, o dann

Nein, so ganz schlecht war er doch nicht gewesen. Er hatte doch auch seine guten Seiten gehabt, hatte für sie gearbeitet und in den nüchternen Stunden ihnen auch manche Liebe erwiesen. Nur dieser Alkohol, dieser dämonische, furchtbare Alkohol, den schon hunderttausende von armen, elenden Frauen verflucht, dieser Satansstrick, der alle erdroffelte, die einmal in seine Schlinge gerieten.

Sie hätte plötzlich mögen hinausschreien in der beklemmenden Angst ihrer Seele. Aber sie mußte ja schweigen, mußte ihre Zunge beherrschen.

Es war doch sonderbar. Sie hatte mit neuen Zungen zu ihm reden wollen, um ihn zu überzeugen und nun konnte sie ihm nicht einmal in der ganz gewöhnlichen Sprache ein Wort sagen. Gott hatte ihm das Ohr und ihr den Mund geschlossen. Aber beten konnte sie doch noch. Und so ließ sie sich denn am Bettrand auf die Knie nieder und grub ihr Haupt in die Decke, um zu beten. Doch wo war die Gebetsglut hingeschwunden, die noch vor einer Stunde ihr ganzes Gemüt bewegt hatte? Auch da drinnen im Herzen war eine geheimnisvolle Stille, die sie nicht verstand. Der bange Druck lag wie ein Fels auf ihr und die Thür des Himmels, die sie in der Begeisterung des Abends so weit geöffnet gesehen hatte, sie schien wie mit einem ehernen Riegel verschlossen zu sein.

Eben wollte sie sich wieder erheben, als sich eine sanfte Hand auf ihre Schulter legte. Ausblickend sah sie in das Gesicht von Frau Adler. Aber dieses Gesicht war auch so ganz anders, als es sonst zu sein pflegte. Die milde Freundlichkeit, die sonst aus diesen lieben, braunen Augen blickte, schien ganz weggewischt zu sein. Ernst, fast schmerzlich blickten diese Augen sie an.

„Ist das Unglück groß?“ fragte die Hausfrau.

„Groß genug,“ gab Frau Flammberg leise zurück. „Er ist im Rausche gefallen und hat sich am Hinterkopf schwer verletzt.“

„Armer Mann,“ erwiderte Frau Adler.

„Das unselige Trinken. Nun ist es einmal bestraft worden. Ja, Gott läßt sich nicht spotten.“

Frau Adler schwieg auf diese Antwort hin. Sie sah nur die Sprecherin traurig an. Diese aber fuhr fort: „Wenn er das gewußt hätte, wäre er wohl heute nicht dorthin gegangen, wo die Spötter sitzen.“ Immer noch schwieg Frau Regina.

„Es ist ja gut, daß ich in der Versammlung war,“ fuhr Frau Flammberg noch einmal fort. „So kam ich gerade recht, als der Wagen ankam. Der liebe Gott hat das wunderbar gefügt.“

„Frau Flammberg, Sie wissen nicht, was Sie da reden,“ begann nun die andere mit trauriger Stimme. „Sie wissen auch nicht, daß Sie schuld sind an dem ganzen Unglück.“

„Was, ich schuld?“ Hoch auf richtete sich die Erstaunte und blickte die Redende mit großer Verwunderung an.

„Es tut mir leid, daß ich das sagen muß,“ sagte nun Frau Adler noch einmal. Ja, Sie sind selbst schuld. Und Gott hat heute abend ebensowohl mit Ihnen geredet als wie mit Ihrem Manne.“

Frau Flammbergs Hände begannen zu zittern. Ihr Gesicht wurde stark gefärbt von der Röte der Scham und des Aergers. Wie kam nur Frau Adler dazu, eine solche Sprache zu reden?

„Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen,“ gab sie erregt zurück. „Sie wissen doch, daß ich schon lange an meinem Manne arbeite, um ihn zu retten.“

„Ja, das weiß ich. Aber wissen Sie auch, daß Ihr Mann heute abend da war und nur in der Verzweiflung und im Troß wieder fortgegangen ist? Und wissen Sie, daß er heute, an Ihrem Hochzeitstage, ein neues Leben beginnen wollte?“

„Wie — was?“ Frau Flammberg knickte ordentlich zusammen bei diesen Worten. Sie blickte mit scheuen Augen hinüber zu dem Manne im Bett und dann wieder ins Gesicht der Sprecherin.

„Ja, so ist es, meine liebe Frau Adler. Gott hatte das Herz Ihres Mannes gerührt heute abend, daß er sich vorgenommen hatte, zu brechen mit dem alten Leben. Aber was soll ein Mensch tun, wenn er nach Hause kommt mit liebehungrigem Herzen und findet nur einen leeren Tisch und kalte, schweigende Wände? Während Sie sich erbauten, da hatte er die Empfindung, als stoße ihn Gott zurück. Und dann kam der Arge wieder und warf ihm aufs neue die Schlinge über den Kopf.“

Bei diesen Worten war Frau Flammberg auf den Stuhl gesunken. Wie um diese furchtbare Anklage abzuwehren, streckte sie die eine Hand aus, während die andere das Gesicht bedeckte. Es folgte eine Pause. Aber auch diese Pause redete. Sie rief mit gewaltiger Stimme wie ein Echo noch einmal die Worte: „Sie sind schuld!“ Was sollte sie aber auch antworten auf diese niederschmetternde Botschaft! So war es nun einmal gewesen.

Ganz allmählich sank der Kopf auf den Arm herab und so saß sie dann regungslos und wagte kaum zu atmen. Es war ihr, als sitze ein zürnender Engel Gottes ihr gegenüber, einer, der vom Herrn den Auftrag hatte zu verkünden: Mene, mene tekel upharsin. Frau Adler aber, die sonst so stille, zurückhaltende, war wie verwandelt. Sie mußte reden jetzt und ihr Herz ausschütten, ob auch die Welt dem neuen Tag entgegenschlummerte. Mit heiligem Ernst hielt sie der Hausgenossin den Spiegel vor, in den sie noch nie so voll und ganz geblickt hatte.

„Eine Frau muß vor allen Dingen dem Mann ihr Christentum zeigen, nicht vorschwätzen. Eine Freude und Wonne muß es ihr sein, auch dem ungläubigen Mann das Heim zu einer Zuflucht zu machen, zu einem Vorgarten des Paradieses.“

Das Ecken- und Winkelchristentum, meine liebe Frau Flammberg, ehen Sie, das ist der eigentliche Juwel des göttlichen Lebens und überragt das Versammlungschristentum hoch. Schweigen ist wahrlich tausendmal besser als alles Reden und die stille, dienende Treue als die lärmende Begeisterung. Ich glaube nicht, daß Ihr Mann stirbt, ich glaube, daß diese Trübsal eine Mitternacht ist, die einem neuen Tag entgegengeht. Aber nicht wahr, dann versuchen Sie es doch einmal mit vollem Ernste des Willens, Ihre Wohnung — zu befehren, wenn ich so sagen darf. Und die umgewandelte Wohnung wird dann mithelfen, daß auch er den findet, der alle Ketten zerreißen kann.“

Frau Flammberg weinte leise vor sich hin. Ob auch die Worte dieser Frau ihr wie lauter Spieße und Nägel ins Herz drangen, sie fühlte doch, daß sie recht hatte, daß sie auf einem falschen Wege das Ziel zu erreichen gesucht hatte. Ja es war tiefe, göttliche Wahrheit. Nach den höchsten Höhen der Heiligung hatte sie gerungen und dabei die elementarsten Pflichten versäumt. Nun hatte der barmherzige Gott sie von den falschen Höhen gestürzt. Im Staube der Zerknirschung erkannte sie das.

Frau Adler spürte wohl, daß ihre Worte diesmal die rechte Wirkung gehabt hatten. Darum setzte sie weiter keine Ermahnungen hinzu. Sie trat leise an das Bett des Verletzten. Dort sprach sie ein stilles Gebet. Als sie damit fertig war, sah sie, daß der Mann seine Augen geöffnet hatte. Da ergriff sie voll Freude die Hand seiner Frau und zog sie heran an das Lager.

„Sehen Sie, wie Gott geschlossene Augen öffnen kann?“ sagte sie leise.

„Ja das kann er, nur er allein,“ gab Frau Flammberg zur Antwort, „er hat sie uns beiden wieder geöffnet.“



Am Strom

Der du über Stromes Bogen
Sonnengoldne Brücken schlägst
Und hoch deinen Friedensbogen
Schimmernd über Wolken legst,

Herr, du kannst auch Brücken schlagen
Ueber einen Strom von Leid —
Wollst die hange Seele tragen
Heimwärts durch die Flut der Zeit.

Fanny Stockhausen.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

A. S. Sie sind nicht die Erste, die durch einen einzigen solchen kleinen Pfeil, wie das Wort war: Jesus liebt Sie! für ihn gefangen wurde. Nun, bleiben Sie ihm treu und suchen Sie Anschluß an gläubige Gemeinschaften oder, wenn an Ihrem Ort sich keine landeskirchliche Gemeinschaft befindet, an einzelne gläubige Persönlichkeiten. Im Diakonissenhaus finden Sie sicher Anschluß. Dann suchen Sie eine Arbeit für Jesus; sonst bleibt Ihr junges Christenleben nicht gesund. Von Zeit zu Zeit, — (aber nicht zu oft) dürfen Sie wieder von Ihrem Seelenleben schreiben. „Durch Gottes Macht bewahrt zur Errettung!“

A. Brief erhalten. Gedenken Sie all des Großen und Guten, das der Herr an Ihnen getan hat und bleiben Sie Jesu treu.

Prediger August Stocker zeigt mir an, daß er ein freies evangelisches Liebeswerk an den hunderttausenden in Deutschland weilenden Italienern begonnen habe. Wer näheres wissen will, wende sich selbst an ihn. Düsseldorf, Brunnenstraße 55.

M. S. Sie bitten um Erklärung von zwei Bibelstellen: 1) Matth. 16, 28. Man hilft sich entweder aus der Schwierigkeit heraus, daß man Jesu Kommen im Geist zu Pfingsten oder zum Gericht über Israel bei Jerusalems Zerstörung als die Erfüllung ansieht, oder man gibt zu, daß Jesus in den Tagen seines Fleisches nicht irrtumslos in Betreff solcher Zukunftsangaben gewesen sei. Hatte er die göttlichen Eigenschaften für jene Zeit niedergelegt, — so auch die Allwissenheit. Vergl. Apostelg. 1, 7. Da hat er nach Dniern schon anders über die Zukunft gesprochen. — 2) Matth. 15, 5. Vater und Mutter zu versorgen, war Kindespflicht. Gab man nun dasjenige, was zu ihrem Unterhalt dienen sollte, dem Tempel oder den Priestern zum Opfer, so durfte man nach den Erklärungen der Ältesten bei den Eltern sich entschuldigen und sagen: „Korban, — es ist zum Opfer, d. h. Gott gegeben worden! Sehet zu, wie ihr ohne meine Unterstützung durchkommt!“ Als ob Gott nicht zuerst wollte, daß man seine Pflicht gegen die Eltern täte. Charity begins at home!

W. in G. Sind die übersandten drei Mark Abonnementsbetrag für den neuen Jahrgang meines Blattes? Wenn ja, bitte ich um Kartenbescheid, da ich sie dann an den Verlag senden muß.

W. P. Herzlichen Dank für Ihren Brief vom 7. Sept. nebst der Einlage!

A. L. Die ersten Christen nahmen jeden Sonntag das Abendmahl; warum sollten Sie es nicht nach Ihrer Gewohnheit jeden Monat nehmen? Darüber entscheidet kein Gesetz und keine Vorschrift. Jeder muß darin ganz frei nach seinem persönlichen Bedürfnis handeln. Mancher kommt mit zwei bis drei Abendmahls-
gängen im Jahr aus, ohne ein Bedürfnis nach häufigerem Genuß zu spüren; andere würden damit die gesunde Entwicklung ihres Innenlebens stören. Also lassen Sie sich nur nicht von äußeren Gründen abhalten, alle vier Wochen es zu nehmen.

L. K. in B. Trauen Sie dem Heiland zu, daß er die Leute viel lieber hat, als wir sie haben und daß er an ihren Seelen alles tun wird, um sie zu sich zu ziehen. Bleiben Sie in der Fürbitte und im „Wandel ohne Worte“, daran Ihre Angehörigen lernen können, was wahres Christenleben bedeutet!

J. B. Ihre verschiedenen Fragen über die Erbsünde kann ich in einer Briefkastennotiz nur kurz beantworten. Erbsünde ist, wie der Name andeutet, ein Erbteil aller Menschen (Röm. 11, 32, Gal. 3, 22). Nach der körperlichen und seelischen Anlage des Einzelnen kann auch eine bibelfeinblische Wissenschaft von „Vererbung“ reden. Die Sünde der ersten Menschen hat dieses Verhängnis in die Menschheitsgeschichte hineingebracht, aber was der Einzelne von uns als sündliche Veranlagung erkennt, ist ihm natürlich durch seine Eltern vermittelt. Es ist die Erbsünde ein Rassenfehler geworden, der aber in Gottes Hand dazu dienen muß, den Menschen zum Empfang des Heils vorzubereiten, insofern als Gesetz und Gewissen jetzt ein schmerzliches Echo im Herzen des Menschen wecken und ihn nach Gnade schreien lehren. Unser natürlicher Leib (körperliche und seelische Anlagen) hat unter den Folgen eines solchen Verhängnisses gelitten, sodaß ein berühmter Professor sagen konnte: „Ich habe in meinem Leben dreißigtausend Säuglinge untersucht, aber ich habe darunter kein ganz normales Kind gefunden: irgend ein Todeskeim steckt schon im Säugling!“ Solche Folgen können durch die Taufe nicht beseitigt werden, denn sie hat keine magischen, mechanischen Segnungen. Die Wirkungen unserer Kindertaufe kommen erst für fremde Beurteilung an den Tag, wenn der Mensch an jenen Gnadenbund Gottes mit ihm gläubig geworden ist. Zu begründen habe ich das nicht weiter, denn das Heil in Christo wird im ganzen neuen Testament an den Glauben des Empfängers gebunden.

Einer oft geängstigten Seele. Brief erhalten, Fürbitte soll weiter gelten! Jesus lebt und hilft!





Pastor Keller's neues Andachtsbuch „Mein Abendsegen“, Betrachtungen für jeden Abend nach einem biblischen Text, erschien soeben in meinem Verlag. Fein geb. kostet es Mk. 3.50, mit Goldschnitt (sehr geeignet für Geschenke) Mk. 4.50. Ebenso wurde sein Roman „Dr. Vorwärts' zweite Trauung“ zum 2. Male aufgelegt. In der vorliegenden einbändigen Ausgabe, die besonders hübsch ausgestattet ist, dürfte dieser Roman, in dem ja bekanntlich Pastor Kellers Erlebnisse aus der Jugend- und Studentenzeit in reichem Maße verwebt sind, seinen vielen Freunden sehr willkommen sein. Ich bitte um gefällige Beachtung der einliegenden Karte.

Der Verleger: Otto Rippel, Hagen i. W.

Dekonomierat Detken. Wie erhalten und gewinnen wir der Kirche unsere Jugend. Oldenburg, Verlag von Eschen & Fasting, 30 Pfg.

Von dem Jugendbund für entschiedenes Christentum, wie der Arbeit in den Gymnasialten-Bibelstränzchen sagt der Verfasser nichts. Sonst ist der Vortrag warm und ernst; dem Manne ist die Not der Kirche ans Herz gegangen.

Paul Blau. Am Wegsaum. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. 2. Jahrgang. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 2 Mk. 50 Pfg.

Wie es mit solchen Büchern, die Beiträge von vielen verschiedenen Mitarbeitern bringen müssen und darin gerade ihren Reichtum sehen, gewöhnlich geht, ist es auch hier: einiges gefällt dem Einen über alle Maßen und stößt den Andern vor den Kopf. Die Verschiedenartigkeit ist Vorzug und Angriffsfläche, wie man will. Hier sind für den Geschmack der verschiedensten Leser die besten Erquickungen auf den Tisch gestellt. Die Erzählungen sind frisch erzählt, die Abhandlungen treffen den rechten Ton für eine christliche Familienlektüre, so daß man das Jahrbuch gern empfehlen mag. — Der Preis ist sehr gering, bei guter Ausstattung.

Hanna Gleiß. Fröhlich, frisch und voll Frieden. Blätter und Blüten aus dem Nachlaß von Elise Averbied. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 2 Mk. 50 Pfg.

Aus Briefen, Bibelerklärungen, Tagebuchblättern der selig Vollendeten ist hier noch ein letzter Strauß gewunden und er bietet neues Zeugnis für den mütterlichen und echt evangelischen Geist, der Elise Averbied erfüllt hat. Es sind viele edle Goldkörner in diesem Büchlein. Für ernste Mädchen ein schönes Geschenk und für ernste Mütter nicht minder!

Dr. Johannes Niem. Natur und Bibel in der Harmonie ihre Offenbarungen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gebunden M. 5.—

Ein altes Wort sagt: „Der Teufel ist ein Hühler“, d. h. er arbeitet oberflächlich, leichtsinnig, lieberlich. Daran möchte ich bei den Unterhaltungen mit unzähligen jungen Männern in der Eisenbahn oder an der Hoteltafel denken. Sie haben meistens nur Häckels Welträtsel gelesen und damit war ihre Weltanschauung fertig! Kein Studium wissenschaftlich neutraler Werke, keine Apologie des Christentums, sondern nur „gehudelt“! Solchen Verirrten werde ich von nun an vorliegendes Werk empfehlen können. Das schlimmste Vorurteil ist die Unkenntnis! Hier können solche Leute kuriert werden. Auch manchem jungen Sekundaner wünsche ich dieses Buch als Weihnachtsgeschenk. Es könnte dem vorschnellen Spott der Kameraden, der wie Giftpatina die Seele überzieht, als Gegengift bester Art entgegenwirken.

Ch. C. Sheldon. Die Kreuzigung des Philipp Stark. 2. Aufl. Bielefeld Buchhandlung der Anstalt Bethel. Kart. M. 1.80, geb. M. 2.80.

Dieses Buch ist in Amerika in ca. einer Million Exemplaren verkauft worden! Wenn wir auch das Amerikanische abstreifen, bleibt viel Schönes und Wahres übrig. Ich habe auch schon seit Jahren verlangt, man sollte in Deutschland endlich einen Verein gegen den Geiz gründen! Der Prediger Stark hat den Kampf gegen den gewissenlosen Mammonsdiener in seiner Gemeinde aufgenommen und sich zu Tode gearbeitet. Jedenfalls dient ein solches Buch zur Gewissensklärung für viele!

Huna. Der alte Pfarrer zu Hornsjö. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 2 M. 50 Pfg.

Ergreifende Erzählungen der rühmlichst bekannten Schriftstellerin. Das ist alles plastisch, lebendig gesehen und mit Liebe dargestellt. Den alten Pfarrer dürfte jeder christliche Leser, der ein Verständnis für Charakteristik hat, mit herzlicher Freude kennen lernen.

Mein Reiseplan

2.—11. November Leipzig.

13.—16. November Döbeln.

21.—24. November Freiburg i. Br.

1.—11. Dezember Köln.

8.—22. Januar 1911 Berlin.

25.—31. Januar Lübeck.

9.—17. Februar Braunschweig.

19.—28. Februar Duisburg.

Pf. 62, 9: . . . schüttet euer Herz vor ihm aus, lieben Leute! . . .

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.

Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.



Heft 3

Dezember 1910

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

Meine Weihnachtsgäste

Und wenn das ganze Jahr mir keine Muße ließ,
Um rückgewandt die grausam-süße Qual zu kosten, —
Ich weiß es schon nach dem Erlebnis manches andern Jahrs —
Die Zeit und auch den Zauber bringt dazu die Weihnacht!
Die Andern Jubellaut und heller Freude Schein verschent,
Mir legt sie auf mit wehem Herzen zu bewegen
Vergangner Zeiten längst entschwund'nes Glück und alte Schuld
Drum kommt zuerst in weichem, wallendem Gewand
Von Trauerfarbe die Wehmut als ein anspruchsvoller Gast.
Sie ist noch immer eine wortgewandte, schöne Frau,
Doch scheint mir, daß sie altert; vertiefte Runen in den Zügen
Verschaffen, daß sie ihrem Bruder ähnlich wird, dem Gram.

Wir plaudern leise. Den Lichterbaum, den sie nicht mag, im Rücken,
Bespricht sie wieder alles, was mir weh tut, wie in jedem Jahr.
Und wieder werd' ich schwach und schlucke an heimlichen Tränen,
Die nie ich geweint; drum kommen sie grad und wollen ihr Recht.
Doch still! Die Kinder singen von der „guten, neuen Mär“, —
Was soll ich denn des alten bösen Schmerzes heute noch gedenken?

Da geht die Tür und Wehmut weicht erschrocken dem neuen Gast.
Es ist der Heiland meiner Kindertage und meines Manneslebens.
Auch er weiß alles, davon die Wehmut so mürbe machend spricht,
Doch er hat alles längst vergeben und seine Gegenwart ist Licht
Und Freude und Kraft und volles Genügen der Seele!
Ein liebes Wort von ihm und ich kann weinen, aber es sind linde, leichte,
Berklärte Tränen, Tränen des Glücks, daß ich ihn habe und er mich liebt!
So habe Dank, o Jesus, daß du kamst! Was wäre Weihnacht ohne dich!



Gebet am Weihnachtsabend

Lieber Vater im Himmel! Wir danken dir, daß du uns heute wieder dieses schöne Fest hast erleben lassen und für alle Liebe, die Menschen uns angetan, damit wir Freude hätten. Ueber allem wollen wir aber nicht vergessen, was du uns bescheert hast: daß ein jeder von uns, reich oder arm, jung oder alt, sich heute freuen darf, daß er einen Heiland bekommen hat. Ja, Herr Jesu Christe, wir machen dir Platz unter dem Christbaum, der nach dir heißt, und jeder gibt dir ein Geschenk: sein eigen Herz und Willen. Segne uns alle mit deiner süßen Liebe und strahle deiner Freude schönen hellen Glanz in unser Beisammensein hinein. Gedenke unserer Lieben in der Ferne und grüße sie mit deiner Liebe. Besuche du die Armen und Traurigen, die Einsamen und Heimatlosen, die Bekümmerten und Verzagten und sprich nur ein Wort zu ihnen, so fangen sie an, noch einmal zu hoffen. Geh auch durch die Krankenhäuser und gieb den Leidenden eine stille Nacht voll erquickenden Schlafs. Erbarme dich aller Heiden, die dich noch gar nicht kennen und haben und laß ihnen dein Licht aufgehen mitten in ihrem Dunkel. Nun nimm uns alle in deine Hände und reinige uns, damit wir wie schöne Harfen seien, auf denen du spielen kannst, daß alle unsere Herzen wie Kerzen brennen für dich und alle unsere Lieder wie Verchen dich loben und du an uns deine Freude habest und wir an dir! Dein Name sei der Duft im Hause und der Glanz am Fest und die heimliche Melodie alles Tauchzens der Kinder! Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit! Amen.





Einsame Weihnachten

Man soll nicht abergläubisch sein, aber gewisse Spuren von zähem Aberglauben finden sich doch irgendwo in den Dunkellammern, wo wir die im hellen Licht gewonnenen Platten unserer Vorstellungsbilder ohne Zeugen entwickeln. So kann ich zwei solcher Gedanken nicht los werden, die in früher Jugend mir aus der erlauchten Unterhaltung der alten Leute haften geblieben sind. Was der Mensch in seiner Jugend am heissesten begehrt, davon bekommt er in seinem Alter so viel, daß er darüber seufzt, hieß es da und wovor dem Menschen in seiner Jugend am meisten graut, das kriegt er im Alter gewiß auch zu erleben. Zum ersten Satz gab es wirklich viele Beispiele. Es scheint das also eine Art geheimer Grundregel für's Erleben zu sein. Welcher Knabe hat nicht beim Lesen von Reisebeschreibungen und ähnlichem den brennend heißen Wunsch gespürt, auch mal reisen zu können; manche alte Männer kenne ich, die haben das viele Reisen gründlich satt und würden am liebsten des trauten Heimes süße Stille genießen, aber Pflicht und Beruf treibt sie fort und fort in die Ferne.

Was den zweiten Satz betraf, war mir von Jugend auf nur ein Gedanke gekommen: Ich möchte am Weihnachtsabend und im Sterbestündlein nicht einsam sein. Jahre waren vergangen und die ersten grauen Haare schlichen sich schon in meine Flechtenkrone, aber ich hatte wirklich kein Weihnachten einsam zu verleben gebraucht. Zuerst war es unsere zahlreiche Familie, in der sich des Kindes Weihnachtsfeste abspielten; später, als die Eltern heimgegangen waren, konnte ich entweder bei einem verheirateten Bruder oder in einer Familie, deren Kinder ich unterrichtete, inmitten fröhlicher Menschen unter dem strahlenden Lichterbaum Weihnachten feiern.

Heute wird's zum ersten Mal anders. Der Aberglaube behält Recht und es graust mir schon jetzt, wo noch die Winter Sonne durch die gefrorenen Scheiben blüht, vor dem Abend: einsam zu Weihnachten! Und das ist so gekommen: Meine letzte Stelle als Erzieherin habe ich vor einem halben Jahre aufgegeben, weil zwei Umstände merkwürdig zusammentrafen: ich erbe in demselben Monat von einer entfernten Tante ein kleines Vermögen, dessen Zinsen bei bescheidenen Ansprüchen zum Leben

reichen, in welchem ich mir durch einen Fall von der Trambahn einen Hüftschaden zugezogen hatte. Jetzt mußte ich mich pflegen und hatte ja, Gott sei Dank, wenigstens das nötigste Geld und die Zeit dazu. An meinem früheren Wohnort riet mir der Arzt, hierher, nach K., zu ziehen, wo ich bei Herrn Professor B. die beste fachmännische Behandlung haben könne. Leider war aber seine Klinik besetzt und ich mußte unweit derselben ein möbliertes Zimmer mieten. Professor B. kommt dreimal die Woche und ist sehr freundlich; er gibt auch Hoffnung, daß ich in sechs Wochen werde aufstehen und vielleicht wie früher gehen können. Aber jetzt über Weihnachten bleibe ich liegen! Einsame Weihnachten! Und ich altes, verständiges Menschenkind fürchte mich vor den Abendstunden heute — so zwischen fünf und acht Uhr, wo in kinderreichen Häusern der schönste Trubel um den Baum herrscht! Ich fürchte mich vor den Erinnerungen an frühere schöne Feiern und vor der Wucht der Wehmut, die dann mich niederschmettert

Einsame Weihnachten! Dabei will ich doch ein Kind Gottes sein und weiß, daß mein Heiland mich lieb hat. Aber die Nerven sind eben nie bekehrt und ihr Einfluß ist lauter, rücksichtsloser, als der des Glaubens . . . Dann sage ich mir, daß ich allen Grund habe, zu danken. Keine körperlichen Schmerzen, wie manche Kranke heute Abend sie durchmachen müssen. Ob wohl auch jemand stirbt am Weihnachtsabend? — Keine Geldsorge, kein banger Druck aus der Zukunft herüber, wie es einem in neuer Arbeitsstellung gehen wird, sondern wie so oft seit einigen Monaten kann ich behaglich gedenken: Du hast nur Ferien vor dir!

Aber einsame Weihnachten! Hätte ich die alte Gärtnerwitwe, der ich dieses Zimmer abgemietet, bitten sollen, wie vorigen Sonntag-Abend mit dem Strickstrumpf ein paar Stunden bei mir sitzen zu wollen? Nein, sie hat ihre verheirateten Kinder und die Enkel im Hinterhause; denen gehört sie zu Weihnachten. O, über das schwache „deutsche“ Herz, das gefühlige Ding, das zu Weihnachten Angst hat, allein zu sein! Warum muß nun gerade ich, die sich davor stets gefürchtet hat, so etwas erleben?

Es dunkelt heute so schnell. Meine Lampe kann ich selbst anstecken und vor halb acht Uhr kommt meine Wirtin nicht, die mir mein Abendbrot bringt. Bis dahin allein! Ich spüre, wie albern ich mir selbst vorkomme und doch, — und doch, ich gedenke der früheren Zeiten und muß mich zusammenraffen, um nicht mein Gesicht in das Kissen zu drücken und zu weinen, wie ein Badsfisch!

Vom nahen Kirchturm der katholischen St. Laurentiuskirche schlägt es fünf Uhr. Unten im Hausflur wird eine Tür ziemlich heftig zugeworfen.

Gleich darauf höre ich fremde Stimmen auf der Treppe, die plötzlich in gedämpftes Flüstern übergehen. Unwillkürlich lausche ich und höre jetzt ganz deutlich ein Kind lichern. Im nächsten Augenblick öffnet sich meine Thür und — ich hätte aufschreien können vor Ueberraschung! — im Thürahmen erscheint ein etwa zehnjähriges Mädchen, das ein kleines Weihnachtsbäumchen, an dem die Lichter brennen, vorsichtig vor sich herträgt. Ihr folgen noch einige etwas größere Mädchen und ein paar junge Damen. Alle haben vom Frost gerötete Gesichter und jetzt eben vor Freude strahlende Augen. Jetzt ist das Bäumchen auf den großen runden Esstisch vor dem Sofa gestellt, die Thür geschlossen und meine fünf unerwarteten Weihnachtsengel fangen an, zweistimmig die bekannten Weihnachtslieder zu singen:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her . . .“ „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ und „Es ist ein Ros entsprungen . . .“

Jetzt war ich nahe daran, vor Freude zu weinen. Wie sie schließen, bedanke ich mich, — anzubieten wagte ich den gut gekleideten Kindern und Damen nichts, — und frage nur, wie sie darauf gekommen wären, mich, die absolut Fremde, so zu erfreuen.

„O, wir gehen jedes Jahr am Weihnachtsabend singen, weil bei uns die Bescheerung erst nach dem Abendbrot ist,“ plaudert die Kleinste, die zutraulich an mein Bett gekommen ist, „und wie wir heute bei dem gelähmten Mädchen im Hinterhause sangen, meinte die, hier vorn liege auch eine Dame, die nicht aufstehen kann und . . .“ plötzlich verlor sie den Faden, sah mich forschend an und fragte:

„Warum kannst Du denn nicht aufstehen?“

„Aber, Rita!“ berief die älteste Schwester empört.

Nun mußte ich aber doch zuerst Red' und Antwort stehen, — die alte Gouvernante erwachte in mir, oder war es der Drang des redseligen Alters? — und ich erzählte zum Dank den Kindern schnell von einem Weihnachten, das ich in Egypten verlebte, und einem andern schönen aus meiner Kinderzeit. Dann gaben sie mir alle die Hand und gingen zur Thür. Dort schienen sie sich zu beraten und die kleine Rita erklärte:

„Weil Du doch hier so allein liegen mußt, sollst Du das Bäumchen behalten; wir haben draußen noch eins mit . . .“ und ehe ich mich versah, waren sie hinaus.

Wie ein Traum! Da habe ich mein Weihnachtsbäumchen und die Wachskerzen brennen und der Duft dringt herüber bis zu mir und ich kann mich freuen, wie ein Kind. Jetzt habe ich wirklich nasse Augen bekommen, denn ich gedachte des dummen Aberglaubens, daß er nicht Recht

behalten hatte und mußte danken, daß Jesus mir solchen kleinen Wunsch so großartig erfüllt hatte. Jetzt waren meine Gedanken in der rechten Richtung und ich hatte keine — einsamen Weihnachten! Wie betete es sich jetzt so viel leichter und wie konnte ich jetzt alle meine Lust an dem Herrn haben, wo er mir die kleine Erdenfreude so freundlich geschenkt hatte.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gebetet hatte für mich selbst und all meine Lieben, — nur an den Kerzen sah ich, daß sie bald heruntergebrannt waren, da stieg eine neue Sorge auf: wenn da beim Abbrennen der Kerzen ein Zweiglein Feuer fängt! Ich kann ja nicht aus dem Bett. Es ist wohl keine Gardine in der Nähe, aber wenn das Bäumchen brennt, ist auch der Tisch gefährdet. Mein etwaiges Schellen wird wohl nichts helfen, denn meine Alte wollte die Bescheerung ihrer Enkel mitmachen und erst gegen halb acht kann ich sie erwarten. Hilflos und aufgeregt zugleich bete ich: Herr, laß mir das, worüber ich jetzt eben noch so dankbar war, nicht zum Schrecken und Unglück werden!

Da klinkt jemand leise die Tür auf: meine kleine Rita von vorhin.

„Verzeih,“ sagt sie stockend und in reizender Verlegenheit, „ich dachte, weil wir hier vorbei mußten, ob ich nicht dürfte morgen das Bäumchen holen! Ich wollte dann morgen abend mir von der Mutter neue Lichter ausbitten; die gibt sie mir sicher! Und dann wollte ich meinen Puppen einen Weihnachtsbaum machen!“

Ich mußte gerührt das Kind in die Arme schließen, bat es, erst alle Lichtlein auszulöschen und doch ja morgen wieder zu kommen, um sich das Puppenbäumchen zu holen: so hatte ich doch morgen nochmals den lieben Besuch zu erwarten und konnte bis dahin etwas zum Geschenk für die kleine Rita richten. Wie ein Wirbelwind war sie hinaus!

Nun habe ich nochmals Grund gehabt zum Danken und zum Feiern meiner schönen — einsamen Weihnachten!



„Wissenschaft ist nichts anderes als die Summe der Meinungen der heute lebenden Forscher. Soweit die Meinungen der älteren Forscher von uns aufgenommen sind, leben auch sie in der Wissenschaft weiter. — Sobald eine Meinung verworfen oder vergessen wird, ist sie für die Wissenschaft tot. Nach und nach werden alle Meinungen vergessen, verworfen oder verändert. Daher kann man auf die Frage: Was ist eine wissenschaftliche Wahrheit? ohne Uebertreibung antworten: Ein Irrtum von heute!“

Hertäl, „Umwelt und Innenwelt der Tiere“, Berlin 1909.



Lieder aus dem Krankenhaus

(Von einer Kranken)

Weihnachten vor der Tür

Weihnachten kommt nun bald herbei,
Da wünscht sich Mancher mancherlei:
Puppen, Spielzeug, Bilderbücher,
Schöne Kleider und Spitzentücher.
Jugend wünscht sich voller Hoffen
Einen Freudenhimmel offen.
Alter ist froh, wenn im tiefsten Innern
Ihm erblüht ein hold Erinnern.
Und mein Herz muß heimlich denken:
„Was wird dir Christkindlein schenken?“
Neue Gesundheit, frisches Leben
Hat 's verheißen mir zu geben!
Kann mir unter allen Geschenken
Schöneres nicht und Lieberes denken!



Wunschzettel

Was ich mir wünsche zum heiligen Christ? —
Daß mein Herze voll Freuens ist,
Meine Füße sich versteh'n,
Stets auf rechtem Weg zu geh'n,
Meine Hände nimmer ruh'n,
Lieben Menschen Lieb's zu tun.
Und die Augen sei'n bereit,
Zu freu'n sich aller Herrlichkeit,
Aller Herrlichkeit der Welt,
In die Gott mich eingestellt.
Zumeist, daß in mir sterbe nie
Ein Stückchen Märchenpoesie,
Das in den Alltag dann und wann
Ein heimlich Leuchten bringen kann.
Dann wandr' ich wohl fröhlich ins Leben hinaus,
Dann reicht auch mir das Glück einen Strauß!

G. S.



Weihnachtsbrief an eine Witwe

Liebe Frau Direktor!

Zum ersten Mal seit vielen Jahren müssen Sie in diesem Jahr ohne Ihren lieben Mann Weihnachten feiern. Das ist schwer und bringt frisch vernarbte Wunden leicht zum Ausbrechen und Bluten. Weihnachten, wie wir Deutschen es feiern, hat es so an sich, daß da eine Schar alter süßer Erinnerungen aufsteigt, nur daß bei Ihnen sie jetzt den bitteren Schmerz der Scheidung mit sich führen, der übermächtige Gefühlswellen an Sie heranzuwälzen droht. Einst das erste Weihnachtsfest als Braut, das erste Weihnachtsfest zu Zweien in der Ehe! Dann das erste jauchzende Kind auf dem Schoße unter dem Lichterbaum und nachher so manche unvergeßlich schöne Feier einer kindergesegneten Familie! Schmiegt sich doch alles, was von solchen Erinnerungen wertvoll war, so gern gerade an die Weihnachtsfeier an! Darum ist es selbstverständlich, daß Ihnen in diesem Jahr der Augenblick, wo Sie mit Ihren Kindern unter dem strahlenden Christbaum versammelt sind, besonders schmerzlich sein wird, — zum ersten Mal ohne den geliebten Gatten und Vater, der Ihres Hauses geistiger Mittelpunkt und Ihr aller Sonnenschein war.

Es wäre aber ein wertloses Wühlen in Gefühlen, wenn wir uns alle Möglichkeiten, wie es anders sein könnte, vorstellen und dem Schmerz an sich ein Vorrecht einräumen wollten, das er bei ruhiger Betrachtung gar nicht zu haben braucht. Darum schreibe ich Ihnen diese Zeilen als ein kleines Zeichen, daß wir Ihrer gedenken und Sie vor neuem Versinken in schwachmachendes Leid bewahren möchten.

Denken Sie sich, wieviel Freundlichkeit Gott Ihnen damit erwiesen hat, daß Sie so lange einen solchen sonnigen, gemütvollen Mann zum Ehegatten gehabt haben und vergleichen Sie sich im Nu mit allen denen, die solches Glück nie, in keiner Stunde ihres Lebens genossen haben. Ich bin gewiß, das wird heißen Dank gegen Gott in Ihnen auslösen. Wenn Sie weiter erwägen wollen, was Ihrem geistigen Besitzstand durch solche selten schöne „Gütergemeinschaft“ hinzugefügt worden ist, müssen Sie

wieder danken. Das geht auch durch die Jahre einer stilleren und einsameren Wittwenschaft nie wieder verloren; das ist Gewordenes, Gewachsenes und damit unveräußerlicher Bestandtheil der Persönlichkeit geworden.

Weiter bitte ich Sie, an die Aufgaben zu denken, die Ihnen gerade durch diesen „Verlust“ der Meister Ihres Lebens vom Himmel her stellt. Ihre eigene Persönlichkeit wird jetzt, wenn sie nicht im Grollen einer selbstgewählten Verkümmernng anheimfallen soll, nach manchen Seiten hin ganz neu aufleben. Wo dieselbe bei solchem innigen Eheleben ihre Kraft und Eigenart gar nicht nötig gehabt hatte in den Vordergrund zu stellen, sodaß sie sich nicht voll entfalten konnten, wird sich jetzt eine erhöhte Inanspruchnahme von selbst durchsetzen. Von nun an werden Sie bei der Erziehung der Kleinen und bei der Beratung und Lebensführung der größeren Kinder oft die ausschlaggebende Entscheidung geben müssen. Mit der gesteigerten Verantwortlichkeit wächst auch die gespanntere Aufmerksamkeit. Das leisten zu können, — dazu befähigt Sie wieder die jahrelange vorausgegangene Ausreifung Ihres Urtheils an der Seite des geliebten Mannes. Sie sind für die Kinder die verkörperte Tradition Ihres Hauses und die Hüterin des wertvollsten Nachlasses des Heimgegangenen: seiner Kinder. Wichtig erfaßte Aufgaben, die man auch tatkräftig (und dafür halte ich Sie, wie ich Sie kenne!) ansaßt, haben es aber auch an sich, daß sie einen über sich selbst hinausheben, ja daß sie einen elastisch und lebendig erhalten. Sie werden ihren Segen und hohen Lohn gerade bei ihrer gottgewollten Bewältigung unfehlbar mit sich führen.

Nur darf sich der unstillbare, die Augen der Seele verdunkelnde Schmerz nicht wie ein scheuchendes Gespenst zwischen Sie und Ihrer Kinder natürliche Zutraulichkeit stellen. Kinder leben unmittelbarer im Genuß des Augenblicks, ohne deshalb herzlos zu sein, und ihnen würde ein tägliches, deutlich erkennbares Leidtragen der geliebten Mutter alle Lebensfreude vergällen. Also, seien Sie Ihrer Kinder warmer, fröhlicher Sonnenschein!

Und der Gott, der sich einen Gott alles Trostes nennen läßt, ja der sich der Witwen und Waisen in sonderlicher Zartheit annimmt, wird auch für Sie und Ihre Kinder kleine, stille Freuden am Weihnachtstag bereit haben. Darum empfehle ich die Familie meines heimgegangenen Freundes seiner großen Barmherzigkeit auf meine Weise!

Mit herzlichem Händedruck Ihr alter Freund
S. Keller.



Ein Weihnachtsfest unter „Wilden“

Von Missionar Keyffer, Neu-Guinea

Auf einem rund 1000 m hohen Berg in Deutsch-Neu-Guinea befindet sich eine Missionsstation. Die Gebäude sind nicht aus Stein gemauert, sondern von den Missionaren selbst aus roh mit dem Beil behauenen Brettern hergestellt. Auch eine große Halle aus Wellblech steht da, welche über 800 Menschen faßt. An den gewöhnlichen Wochentagen ist es sehr ruhig auf der Station. An den Samstagen ist mehr Leben; denn da stellen sich einige Hundert Gottesdienstbesucher für den Sonntag ein, die mitunter viele Stunden weit herkommen. Das ist erst seit etlichen Jahren so. Da fand eine große Bewegung statt, die das vorher so stumpfe und gleichgültige Heidenvolk ergriff und schüttelte; schüttelte, wie der Sturmwind die Bäume schüttelt, daß sie mächtig rauschen, und daß nicht bloß Blätter, sondern auch Äste und Zweige abgerissen werden. Heute nun ist zwar nicht Samstag, aber heiliger Abend, „der große Feiertag“, den man „sehen“ kann, wie die Leute sagen. Da strömt von weit und breit alles herbei, was irgendwie abkommen kann. Es sind sogar regelrechte Menschenfresser erschienen, 25 Stunden weit aus dem Hinterland. Man kennt sie schon von weitem. Sie haben keine Vendentücher um, ihre dunkelbraunen Körper strozen von Schmutz, ihr ungeheurer Haarbusch steckt in einer Art Netzhaube und scheu halten sie sich abseits von den übrigen Leuten.

In der Halle sind einige Christen damit beschäftigt, den Baum zu puzen, andere schmücken den Raum mit Palmenwedeln und Girlanden. Die Ersteren hängen den alten, schon viele Jahre in Gebrauch befindlichen Schmuck wieder an die Zweige des Baumes. Halbe Glaskugeln, $\frac{3}{4}$ Sterne, allerlei bunte Fäden und Ueberreste, dazu eine Menge biblischer Bildchen, alles wird gewissenhaft an dem Baum befestigt. Ein Duzend Lichter wird halbiert, damit es mehr werden; auch vom vorjährigen Fest sind noch Stumpfen vorhanden. Während des Schmückens steckt dann und wann ein Neugieriger den Kopf zur Tür herein. Aber wie ein bissiger Hund fährt einer der im Innenraum beschäftigten Schwarzen auf ihn los und drängt ihn hinaus. Er hat ganz recht; denn läßt er den einen

unbehelligt, so sind im nächsten Augenblick 20 und mehr da und wollen alle „nur so ein bißchen sehen“.

Endlich aber ist's Abend. Eine große Menge harret auf das Glockenzeichen, auf welches die Oeffnung der Türen folgt. Da tönt's. Die Tür wird offengestoßen und herein flutet eine dunkle Menschenmasse. Zwar ist den Eintretenden die größte Stille zur Pflicht gemacht worden, aber diese Menschen können doch nicht ruhig sein! „Ei,“ ruft einer aus, „Leute und Kinder!“ ein anderer, „Ai, die vielen Lichter“ äußert sich laut ein dritter u. s. f. Auch Frauen und Kinder sind da. Wer sollte die Kleinen hüten während der Abwesenheit der Mütter? Auch kann sich hier keine Frau von ihrem kleinen Bengel trennen, so lästig er ihr auch sein mag; „er würde ja weinen“ und das ist etwas Schreckliches! Also auch mit in die Halle! Da drinnen geht es bald so zu, daß man nicht mehr weiß, wo man sich befindet.

Da schallt ein lauter Ruf durch den Raum. Daraufhin wird es etwas ruhiger. Vorn beginnt man mit einem Gesang, in den bald alles einstimmt. Wer das Lied nicht kennt, brummt irgendwie mit. Auch die fremden Gäste aus dem Inland bewegen ihre Lippen. Sie hören und sehen die Leute singen; da fürchten sie abergläubisch, es könnte ihnen irgend etwas passieren, wenn sie nicht auch sängen. Das Lied hat die Melodie „Es ist ein Ros entsprungen“.

Der Gesang ist zu Ende. Ein Eingeborener erhebt sich vorn auf dem Podium. Er soll die Weihnachtsgeschichte erzählen. Für eine Weile herrscht völlige Ruhe. Der Anblick der großen Versammlung verwirrt aber den Erzähler und er bleibt gleich am Anfang seiner Geschichte stecken. Obwohl eben kein Mensch einen Laut von sich gibt, ruft er vor Verlegenheit aufgeregt in die Versammlung hinein: „Hört mich ganz ruhig an, denn ich will die Weihnachtsgeschichte erzählen!“ Dann stockt er wieder. Die Zuhörer rühren sich nicht. Es gilt allgemein als Unanständigkeit und Roheit, über das Mißgeschick des andern zu lachen. Endlich hat er den Faden wieder gefunden und fährt in der Erzählung fort, die er auch glücklich zu Ende bringt.

Jetzt erhebt sich der Missionar zu einer kurzen Ansprache. Er weist auf den Baum hin, seinen Schmuck und seine Lichter. Ohne Jesus kein Weihnachtsfest, kein Schmuck und keine Lichter. Ohne ihn keine Freude, kein Friede auf Erden, kein Licht in der Dunkelheit der Welt und in den Menschenherzen. „Kommt an das Licht und laßt euch erleuchten, seid nicht wie die Schlangen, Eulen und Nachttiere, welche das Licht scheuen!“ — Etliche Male wurde die Rede unterbrochen durch Kindergeschrei. Aber

heute verstanden die Mütter keinen Spaß. Die Kinder mußten dranglauben, daß die Mutter auch einmal böse werden kann. Die eine schlug ihr Kind, welches laut aufgestellte und Zeter schrie, sodaß das Uebel nur verschlimmert wurde. Die andere quetschte ihren Säugling an die Brust, daß ihm für eine Weile der Atem ausging. Eingeklemt zwischen die Menge, war den Frauen ein Verlassen des Lokales unmöglich, und der Redner hatte nur zu sorgen, daß die unwillige Schar der Zuhörer einigermaßen ruhig blieb und wartete, bis die kleinen Schreihälse es für gut fanden, still zu werden. Ein kurzes Gebet und ein Lied beschloß die „Feier“.

Der Missionar war nach derselben ganz deprimiert. So ein „wilder“ Haufe, so ein „Heidenlärm“ in der Kirche am Weihnachtsfeste! Und so ähnlich ist's jedes Jahr! Ist da auch ein Segen dabei? Erst später hörte er, daß die Menschenfresser aus dem Inlande (die von der Rede natürlich kein Wort verstanden, da sie eine ganz andere Sprache sprechen) ihren Leuten daheim große Dinge von dem wunderbaren Weihnachtsfest erzählt und davon gesprochen hatten, die Menschenfresserei und alles Schlechte aufzugeben. So hatten die Lichter also doch nicht ganz vergebens gebrannt. Der zerbrochene Christbaumschmuck und die große Unruhe in der Halle hatten sie nicht gestört.

Am folgenden Tag war wiederum gegen Abend eine kleine Schar versammelt. Lautlos kamen die einzelnen, in Weiß gekleideten Gestalten herein und ließen sich auf den Bänken nieder. Nicht das geringste Geräusch störte den Redner. Aufmerksam hörten alle zu. Es folgte dann die Feier des heiligen Abendmahls. Zu seinem Schrecken bemerkte der Missionar auch einen Kranken, den das Fieber schüttelte. Er war zwei Stunden weit hergekommen, um das Abendmahl zu empfangen. Nach dieser Feier hatte der Missionar eine Empfindung von der Größe und Macht Gottes, der auch aus Wilden und Menschenfressern treue Christen machen kann. Der Kranke aber starb einige Tage darauf mit den Worten: „O Jesus, ich bin ein sündiger Mensch, hilf mir sterben!“





Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

I. Von Genua nach Colombo

Wer auf einem Dampfer, wie dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Prinzeß Alice“ — dessen Größe rund 11000 Tonnen beträgt und seine Länge fast 200 m — eine Fahrt gemacht hat, der ist mit Recht stolz darauf, daß die besten und beliebtesten Schiffe deutsche sind, die von deutscher Kraft und Geschicklichkeit erbaut, durch deutsche Umsicht geleitet werden. Dieser Stolz auf unsere Handelsflotte ist ganz sicher berechtigt. Daß er nicht in einen falschen Chauvinismus ausartete, dafür sorgte bei uns die Gesellschaft in der 2. Klasse. Bestand doch fast die Hälfte aller Passagiere aus Männern und Frauen, die in die Missionsarbeit hinausgingen, aber wie herzlich wenig Deutsche waren unter ihnen! Mögen wir in Handel und Verkehr den Engländern gegenüber als Konkurrenten auftreten, in der Missionsarbeit können wir es jedenfalls noch nicht, wenigstens nicht was Ausdehnung und Mittel betrifft. Dieser Missionsgeist hat sich auf der ganzen Fahrt sehr angenehm fühlbar gemacht. Er zeigte sich gleich nach der Abfahrt in Genua.

Als die letzten Trossen gelöst waren und unser Riesenkoloss sich langsam in Bewegung setzte, da spielte nach gewohnter Weise unsere Schiffskapelle ihr Abschiedslied: „Muß i' denn, muß i' denn zum Städtele hinaus“. Obwohl sich das gerade in Bezug auf Genua merkwürdig machte, so stimmten einen doch diese Klänge etwas wehmütig und die ganze Schwere des Abschieds von der Heimat und ihren Lieben kam einem wieder lebhaft zum Bewußtsein. Aber gerade deshalb war es ein passenderes Abschiedslied, das etwas später erklang. Der Hafen lag hinter uns und allmählich begann auch das so schön an Bergeshöhen gelegene Genua unseren Blicken zu entschwinden, da stimmten einige deutsche Missionsleute vom letzten Deck des Schiffes mehrstimmig den Choral an: „Jesus, geh' voran auf der Lebensbahn.“ Das war allerdings ein besserer Abschied von der Heimat, weil er gleich ein Wegweiser war für die Zukunft. Ja, er soll unser Führer bleiben durch all' die fremden Meere und Länder,

die wir durchqueren sollten, bis auf der Heimreise wieder in Genua die Ankerketten niederraffeln würden.

Es soll nicht Aufgabe dieses Briefes sein, die ganze Fahrt von Genua nach Colombo zu schildern — das ist in einer Unmenge von Reiseberichten schon geschehen. Hier sollen nur einige kurze Momentbilder folgen, die den Leser einen kleinen Einblick tun lassen in das, was ich während dieser siebzehntägigen Seefahrt erlebt und empfunden habe.

Die Strecke von Genua bis Port-Said war mir ja bekannt, da ich sie mit meinem Vater vor 5½ Jahren auf unserer Palästinareise auch gefahren war. Ebenso war es mir der schreckliche Gast, der am Tage nach unserer Abfahrt von Neapel und dann noch etliche Mal, besonders im indischen Ozean, der Mehrzahl der Passagiere seinen unerwünschten Besuch abstattete: die Seefrankheit!

Aber von jener Reise her erinnerte ich mich doch nicht, einen solchen Anblick gehabt zu haben, wie jetzt in einer Nacht, nachdem wir links die Kalksteinschroffen von Kreta passiert hatten. Das Meer war ganz glatt, fast wie Del sah es aus und drüber flammten die Sterne mit einer Leuchtkraft, wie man sie daheim nie sieht. Die Mehrzahl der Sterne am Horizont bauten lange „Brücken“ über das Meer bis zu uns, wie man es sonst nur bei Sonne und Mond sieht. Selbst die Milchstraße war so hell, daß sie einen langen Widerschein bis zu unserm Schiffe erzeugte. Ab und zu leuchtete auch der Schaum, den unsere Schiffsschraube aufwirbelte, wie flüssiges Silber im tiefschwarzen Meereswasser auf: das war Meerleuchten!

Was uns in der ersten Hälfte der Fahrt etwas die Freude verdarb, war der Umstand, daß am Tage, da wir im Hafen von Neapel vor Anker lagen, dort die Cholera offiziell als vorhanden erklärt wurde. Die Folge davon war, daß wir bei unserer Ankunft in Port-Said als choleraverdächtig in Quarantäne kamen. Das mag ja theoretisch betrachtet ganz recht gewesen sein, aber in Wirklichkeit war es doch wohl ein ziemlicher Unsinn. Port-Said, eine Stadt, in der die Cholera niemals ausstirbt, brauchte wirklich keine Angst vor uns zu haben. Für Reisende, die weiter wollten, war die Quarantäne schließlich garnicht so schlimm. Wir mußten uns freilich einer langweiligen Untersuchung unterziehen, die der türkische Hafenarzt, mit einem feinen Spazierstöckchen spielend, sehr oberflächlich ausführte und durften nicht an Land gehen, sondern die ganze Zeit während der schmutzigen Arbeit des Kohlen-Einnehmens an Bord bleiben. Aber schlimmer ging es den Reisenden, welche nach Ägypten und Palästina wollten — etwa 70 Personen an der Zahl. 40 von ihnen

durften in Port-Said an Land, aber nur, um gleich in das Quarantäne-Hospital gebracht zu werden. Als wir wenige Stunden später in den Suez-Kanal einfuhren, sahen wir im öden Wüstenlande etliche kleine Häuschen — das Quarantäne-Hospital —, deren arme Insassen verzweifelt uns einen letzten Gruß zuwinkten.

Noch unangenehmer erging es dem Rest. Sie mußten bis Suez weiter fahren, da das Port-Said Hospital keinen Platz hatte, und hier, am nächsten Tag in Quarantäne gehen, um nach einigen Tagen Haft mit der Bahn nach Port-Said zurückzukehren. Besonders leid taten mir einige württembergische Bauersfamilien — im ganzen waren es 20 Personen —, die aus der Templer-Kolonie Sarona in Palästina stammend, in der alten Heimat zu Besuch gewesen und nun wieder hinaus wollten. Wieviel Geld und Zeit ging ihnen durch diese überflüssige Quarantäne verloren und wie ärgerlich endete nun ihre schöne Ferienreise!

Für uns war das aber noch nicht genug des Unglücks. Wir hatten an Bord eine alte deutsche Dame, die durch traurige Familienverhältnisse in eine schwierige Lage gekommen war und nun ihre letzten Groschen zusammengesucht hatte, um in Indien bei Verwandten eine Zufluchtsstätte für ihr Alter zu finden. Sie war schon einige Tage krank und dadurch sehr geschwächt, auch war sie mit einem Herzleiden behaftet. Die heiße Nacht während der Durchfahrt durch den Suezkanal tat das ihrige und so starb sie am Morgen. Es muß doch so unsagbar traurig sein unter solchen Umständen draußen in der Fremde, in enger, dumpfer Schiffskabine sterben zu müssen. Unwillkürlich fiel mir da das ergreifende Gedicht von M. Geesche ein aus der Sammlung „Von Wanderwegen“, das den Tod eines Steuermanns in fremder Hafenstadt schildert und die Worte enthält, die auch für unsern Fall paßten:

„Wie schwer das sein muß, sterben so im fremden Lande,
Im Herzen Heimatssehnsucht“ — — —

Nachdem die Leiche von den Hafenärzten frei gegeben war, wurde sie in einen schlichten Holzsarg gebettet. Dann ließ man den in ein deutsches Flaggentuch eingehüllten Sarg in ein Boot hinab unter den Klängen des Chorals: „Jesus meine Zuversicht“ und während alle Flaggen auf Halbmast gesetzt wurden. Auf dem öden Wüstenfriedhofe von Suez da schlummert sie nun den letzten Schlaf dem großen Auferstehen entgegen.

Der Hafenpolizei war das natürlich eine willkommene Gelegenheit, dem „verseuchten Schiffe“ neue Schwierigkeiten zu machen und so zog sich unser auf zwei Stunden festgesetzter Aufenthalt sehr in die Länge. Erst

nach neun Stunden konnten wir die Anker lichten und nun ging es hinein in das rote Meer.

Ueber die viertägige Fahrt durch dieses uns von frühester Kindheit an dem Namen nach bekannte Meer möchte ich mich an dieser Stelle lieber nicht weiter verbreiten. In anständiger Gesellschaft darf ja das Wort „schwitzen“ nicht gebraucht werden und doch spielte es in diesen vier Tagen bei uns eine große Rolle; war es doch fast die einzige Tätigkeit unsererseits. Doch alles Klagen und Jammern über diese „berühmte“ Hitze mußte verstummen, wenn man sah, wie schwer der Schiffsmannschaft und den Stewards bei solcher Temperatur der Dienst wurde, wo wir 40° Celsius im Schatten hatten. Ein Wunder konnte man es nennen, daß nur einer unter dieser Arbeit zusammenbrach.

Am Sonntag, den 2. Oktober, hatte die Hitze ihren Höhepunkt erreicht; die See liegt schwer wie Blei da und kein Luftzug fächelt das Gesicht. Der ganze Körper ist mit roten Hitzblasen bedeckt, ein Zustand, unter dem besonders die an Bord anwesenden Kinder zu leiden hatten. Da, eine Unterbrechung: ein ganzer Schwarm fliegender Fische! Es war ein kostbarer Anblick, wie die großen, etwa einen Meter langen Fische in die Luft empor schnellten und dann bald wieder ins Wasser platschten. Dann fuhren wir an den sogenannten 12 Aposteln vorbei, einer Anzahl großer Felsblöcke, die recht gefährlich aus dem Wasser aufragten und an denen bei Sturm schon manches Schiff zerschellt ist.

Endlich sind wir in Aden! Vorn am Meer die Europäerstadt, wo Beamte, Offiziere und Kaufleute wohnen, dahinter der eigentliche Hafen und dann die Eingeborenentadt, alles überragt von den gewaltigen Felsen, darin die Batterien verborgen sind, die den Eingang ins rote Meer beherrschen. Kein Baum, kein Strauch, kein Gras zu sehen! An einem Platz der Europäerstadt, wo man abends lustwandelt, sollen 8 Bäume stehen, von denen jeder täglich Wasser im Werte von 20 Pfg. bekommt, damit er nicht eingeht. Da es oft jahrelang nicht regnet, hat man keine Quellen oder Brunnen, sondern nur destilliertes Seewasser und wie fade schmeckt das! —

Nun lag auch Aden hinter uns und mit Woll dampf ging es hinaus in den indischen Ozean. Hatten wir bisher mehr als einmal Gelegenheit genug, zu staunen über das, was der Mensch geleistet hat, über die gewaltigen Hafenbauten, an denen sich anscheinend so machtlos die Wellen brechen und erst recht über das größte Werk auf dieser Fahrt durch menschliche Gedanken gemacht: den Suez-Kanal — wie klein und schwach erschien uns alle Menschenkraft, als nun der Ozean seine langgestreckten

großen Dünungswellen uns entgegenwälzte und unser Schiff ein Spielball seiner Launen wurde. Und doch gerade dabei kommt es einem zum Bewußtsein: noch größer und gewaltiger ist der, der Wind und Wellen gebieten kann.

Die eintönige Fahrt von Aden nach Colombo suchte man sich durch allerlei Veranstaltungen zu kürzen. Merkwürdig zeigte sich gerade dabei der Unterschied zwischen deutschen und englischen Missionaren. Daß die englischen Missionare in hervorragender Weise sich an den Sportspielen beteiligten und ihren Mann stellten, kann einen sicher nur freuen. Wird doch dadurch der so oft gemachte Vorwurf entkräftigt, als müßte das Christentum etwas Schwächliches an sich haben. Daß aber diese Missionare auch an einem Maskenfeste teilnahmen, will uns weniger passend dünken. Ja, was würden unsere deutschen „China-Inland-Missionsfreunde“ wohl dazu sagen, die doch gern unsere anderen deutschen Gesellschaften für nicht „vollkommen“ im Glauben halten, wenn sie es erlebt hätten, daß ein Missionar der englischen China-Inland-Mission auf diesem Feste den ersten Preis für den schönsten Maskenanzug erhalten hat!

Nun sind wir bereits 17 Tage auf See und morgen — Sonntag, den 9. Oktober — sollen wir in den Hafen von Colombo einlaufen. Von den würzigen Düften, die dem Schiffe von Ceylon entgegen wehen sollen, wie es manche Reisebeschreibungen zu berichten wissen — ist nichts zu merken. Es dürfte daher wohl wahr sein, daß auf Vergnügungsschiffen beim Waschen des Decks etwas Zimmetöl ins Wasser getan wird, um diese von dem Reisenden gewünschte Täuschung hervorzubringen. Wir sind froh, daß derartiger Betrug bei uns nicht gemacht wurde, denn wir wollen auch auf dieser paradiesisch schönen Insel uns nicht durch den Duft und Schimmer täuschen lassen, der über ihr liegen mag, sondern die Wirklichkeit — haben, um auch die Wirklichkeit in der Mission zu sehen, was ja der Zweck dieser Reise sein soll.

(Fortsetzung folgt).



„Man ist auf unerlaubte Weise ein von Christus Wissender geworden. Man nahm seine Lehre hin, wendete und schabte sie; er selbst bürgte ohne weiteres für die Wahrheit dieser Lehre als ein Mann, dessen Leben solche Folgen in der Weltgeschichte gehabt hatte. Alles wurde so bequem, wie der Fuß im Strumpf“. (Kierkegaard.) Darum läßt Gott es zu, daß heutzutage solch ein toter Wissensglaube durch eine falsche Wissenschaft erschüttert wird, bis nur der Christus kennt und hat, der ihn wirklich selbst erfahren und erlebt hat und der ihm gehorcht aus Liebe!



Die Verantwortung des Glaubens

(Ansprache bei der Missionsversammlung im Zirkus Busch
am 9. Oktober 1910 von Pastor S. Keller)

Unsere Augenlider schließen sich automatisch, wenn plötzlich sich eine Gefahr dem Auge nähert, — unser Arm zuckt blitzschnell in die Höhe, um eine Schutzbewegung zu machen, wenn dem Haupt ein Schlag droht, — als ob der ganze Leib unablässig in Fechterstellung sei, Gefahren abzuwenden. Ganz ähnlich stehen die Menschen in ihrem Seelenleben auf der Wacht, wenn von einer Pflicht die Rede ist, die sie versäumt hätten, oder von einer Verantwortlichkeit, die eine neue Anstrengung von ihnen fordert. Hätte man keine Verteidigung gegen solche Zumutung, so wäre man ja wehrlos, — so müßte man seine Schuld zugeben und seine Schulter unter neue Last beugen, um jene Schuld abzutragen. Heute, wo von Schuld und Pflicht der Mission gegenüber die Rede ist, breiten drei alte blinde Wärterinnen schützend ihre welken Hände über die trägen Seelen: Das Vorurteil, die Gleichgültigkeit und die Unwissenheit! Da dürfte jeder Ansturm von außen vergeblich sein, wenn wir nicht einen Zeugen von innen aufrufen könnten: unsern Glauben.

Das hat freilich keinen Sinn, wenn dieser Glaube tot ist. Wie sagt doch die Naturwissenschaft: „Nicht die Kräfte trennen das Lebendige vom Toten, sondern die Leistungen“. Wenn dein Glaube daheim in den sittlichen Kämpfen des Alltags nichts bedeutet, dann gehst du heute frei aus! Tote wollen wir nicht organisieren zur Arbeit! — Wessen Glaube aber lebendig ist, sodaß die sittlichen Wirkungen nicht zu leugnen sind, den möchten wir bitten, sich einmal auf den Gegenstand seines Glaubens zu besinnen, von dem doch allein die Kraft des Glaubens ausgeht. Was glaubst du, daß das Evangelium dir gebracht hat? Da geht wieder ein Riß, wie von einem tausenden Schwerthieb durch solche große Versammlungen. Versteht man doch in verschiedenen Lagern etwas ganz anderes unter „Evangelium“. Wir denken nur an die Leute, die mit uns auf dem alten biblischen Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn stehen. Nur dieses Evangelium kann den Anspruch

erheben, universal zu sein, weil es die Einzigartigkeit und Unüberbietbarkeit Jesu lehrt; nur dieses reicht aus der unsichtbaren Welt dem Glauben die Hilfe gegen die Sünde und den Trost gegen den Tod. Nur der lebendige Glaube an dieses Evangelium schafft das starke heiße Gefühl der Verantwortlichkeit, für andere sorgen zu müssen. — Ein anderes Evangelium, das nicht „felddienstfähig“ ist und die Transportkosten zu den Heiden nicht lohnt, hat keine ehernen Klammern, seine Gläubigen festzuhalten und keine zwingenden Motive. Es ist ja bloß Menschenmeinung von heute, — ein Irrtum von heute! Der Größe der Gabe entspricht die Verantwortung: wer nichts empfing, braucht nichts zu tun.

1) Der echte biblische Glaube aber reicht uns die seligsten Gaben dar, darum hat er die stärksten Motive der Verantwortlichkeit bei sich. Dieser Glaube macht uns zu Schuldnern der Heidenwelt, denn er sagt: „Das Evangelium, dem du deines Herzens Frieden und deine sittliche Kraft verdankst, haben alle andern Menschen ebenso nötig, wie du. Darum bist du schuldig, es ihnen anzubieten. Jeder wirkliche Christ ein brennendes Licht daheim und ein berufener Missionar für die Heiden! Steht es nicht geschrieben: „Des Menschen Geist ist eine Leuchte des Herrn“ (Spr. 20, 27)? Der Herr will offenbar werden durch Menschen. Es drängt vom Himmel her auf Offenbarung und dazu sollen gläubige Gottesmenschen ihren Geist hergeben; — ihre Persönlichkeit mit allen Gaben und Kräften ist das Wachs der Kerze und der heilige Geist ist das Feuer, das diese Kerzen anzündet. Wer diese Verantwortung seines Glaubens mißverstehet und sich nicht für solche Offenbarung ausliefert, der steht dem Reich Gottes im Wege und wirft einen dunklen Reilschatten in seine Umgebung, weil er mit seiner Person das Licht aufhält. Dieser Maßstab an unser heimisches Christentum gelegt, dürfte manche zur Buße treiben und dieser Gedanke in unserer Missionsarbeit durchgeführt, würde Ströme schaffen, wo es heute nur tröpfelt.

Du bist es dem Herrn, der dich erlöst hat, schuldig, sein wichtigstes Interesse zu dem deinigen zu machen und es über alle deine persönlichen Interessen zu stellen und sein Interesse für die Zeit, bis er wiederkommt, ist, daß allen Völkern sein Evangelium verkündigt werde. Das war sein Testament; sind wir seine Testamentsvollstrecker, dann dürfen wir nicht einen Teil der Güter dieses Testaments für uns behalten und verschweigen, daß noch andere zu Erben bestellt sind. Welch eine Unterschlagung der Christenheit seit Jahrhunderten! Generationen kamen und vergingen, — ihr Wandel in Seufzen und ihr Tod im grausen Dunkel — und wir hatten das Licht und haben es ihnen verborgen!

Du hältst dich für erlöst, aus den Verderbensmächten der Sünde und einer grausen Geisterwelt, herausgerettet durch das Heilswerk Christi! Wenn das wahr ist, dann bist du dich ganz dem Heiland schuldig, wie wir in der Erklärung des II. Artikels sagen: „auf daß ich sein eigen sei“. Jetzt mußt du entweder dein ganzes Leben in seinen Dienst stellen, oder wie die Erstgeborenen im A. T. durch eine besondere Opfergabe gelöst werden. Wann, wie, wo hast du diese Opfergabe dargebracht? Wieviel Groschen wert war dir deine Errettung? Oder wieviel „Tage des Dienstes“ hast du ganz dem Herrn und der Ausbreitung seines Reiches gewidmet?

2) Der wahre Glaube hat dir wie ein wunderbares Geschenk die Liebe Christi gebracht. Seine Liebe zu dir wie ein Strom aus verborgenen Tiefen und als ihr Echo deine Liebe zu ihm; denn wem viel vergeben ist, der liebt viel. Das ist wieder eine große Verantwortung und das stärkste Motiv: „Die Liebe Christi dränget uns also“. Seine Liebe strömt von oben her zu und kann nicht in unserm Gefühl und Genießen versickern; nein, das treibt zum Lieben der andern. Diese Liebe wächst durch Lieben. Sie verkümmert im Conventikel und erstarrt in praktischen Aufgaben und Lasten, die der Geliebte auflegt. Jesus braucht Träger und Vertreter seiner Liebe in aller Welt, denn er hat alle Welt geliebt, um sich für sie in den Tod zu geben. Je mehr du ihn liebst, desto besser mußt du ihn erkennen, — denn Gott wird nur soweit erkannt, als er geliebt wird! — und je besser du sein Herz voll Liebe kennen lernst, desto stärker muß dich solche Liebe treiben, seine Geringssten in aller Welt zu lieben.

3) Der wahre Glaube sagt: Christus muß siegen und wird einst siegen über alle Mächte und Reiche dieser Welt. Heißt das: wir können uns jetzt wie Kinder, die über die andern schmolten, die nicht mehr mit „Kirche spielen“, an den Weg setzen und warten, bis das alles schon ohne uns durch Katastrophen vom Himmel her gemacht wird? Das wäre manchem Christen das Liebste, wenn Christus uns jenen Sieg testamentarisch vermacht hätte! Meine deutschen Bauern in der Krim pflegten auch zu sagen: „Reich heiraten oder viel erben ist gut gegen das Schwitzen.“ Da brauchte man nichts zu tun! Das Christentum eine Sinecure! Nein, das geschichtliche Wirken Gottes geht nicht durch Katastrophen vor sich, sondern in und mit und unter der Lebensarbeit seiner Zeugen auf Erden. Wie Weizen, den Gott einst geschaffen hat, jetzt nicht mehr wächst ohne Pflug und Saat des Landmannes, so wirkte Gottes Geist nicht magisch auf Kleinasien und Griechenland, sondern durch die Arbeit des Paulus. So will er heute

wieder durch Gottesmenschen wirken. Diese Menschen sind wir. Nicht wir haben auf Jesus zu warten, sondern er wartet auf uns.

Im Prinzip lag die Sache schon lange so, aber es waren bisher nur einzelne, wenige, die das ganz geglaubt und ihr Leben dafür eingesetzt haben. Das wird in unsern Tagen anders. Die harte Wirklichkeit der Ereignisse in der Völkermwelt läutet Sturmglöcken und gibt Hörnersignale. Es kann nicht in dem bisherigen Tempo fortgehen. Die Zeit der einzelnen Pioniere und Vorposten ist vorbei; der Heeresbann muß organisiert und der Landsturm einberufen werden. Die Kirche Jesu Christi hat die Mobilmachungsordres bekommen! Wer darf da noch Zeit verlieren? Bismarck hat 1889 im Reichstag in anderer Sache den Ausdruck geprägt: Zeit ist Blut. Das gilt auch uns im Blick auf die Mission, einerlei, ob wir in die Verhältnisse auf den Missionsfeldern blicken oder an die Situation daheim gedenken.

„Die Weltkulturbewegung nimmt beständig an Schnelligkeit zu“ — und „zum Guten, wie zum Bösen sind die Völker der Menschheit enger, denn je zuvor mit einander verbunden“ (Roosevelt). Ist da nicht Zeit, die man trüg versäumte oder fromm verträumte, Blut? Welche Blutschuld ladet sich die Christenheit auf, wenn sie jetzt noch Zeit verliert, anstatt das Evangelium unter die Völker zu bringen! (Islam). Wie lang ist denn noch der Tag, da man wirken kann? Wenn die Entscheidungen draußen gefallen sind, ehe wir mit neuer Kraft einsetzen, schiebt unsere Untreue den Sieg Jesu vielleicht um Jahrzehnte hinaus.

Aber auch im Blick auf unsere heimischen Zustände wäre Zeit Blut, wenn wir nicht eilten, das Land einzunehmen. Der Unglaube stürmt auf der ganzen Linie gegen Kirche und wahren Glauben an. Gelehrte wetzeisern mit Fabrikarbeitern, wer dem Heiligtum des Herrn mehr Schaden tun könne. Ich weiß, der Herr ist größer in der Höhe und im Himmel lachet man der Schneebälle, mit denen die Verblendeten Gottes Wüste einwerfen wollen, auf deren Grund er selbst die Inschrift gesetzt hat: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“. Aber dieser Unglaube ist Weltreisender geworden. Auf demselben Schiff des Norddeutschen Lloyd, das jüngst 70 Missionsleute hinaustrug, können die Bücher unserer radikalen Theologie nach Kolombo und Shanghai gesandt sein, die dem Heiden unsere Bibel vereseln sollen. Häckels Welträtsel sind ins Chinesische übersetzt und hindern die Missionare in ihrer Arbeit. Warten wir noch länger, dann wird das Antichristentum vor uns draußen seine Bollwerke fertig haben.

Es gibt ein Bild eines alten Malers von der Heilung des Blinden, Da ist der Lichtschein, den die alte Kunst sonst Jesu Haupt umkränzend

darstellt, vom Haupte fort in die ausgestreckte Hand gefahren, um anzuzeigen, daß jetzt die wunderbare göttliche Engergie Jesu dort sich tätig erweisen wolle. Meine teuern Deutschen haben lange schon Licht genug im Kopf und viele von ihnen auch heiliges Licht im Herzen, — wann wird dieser Lichtschein wie ein Feuerstrahl in ihre ausgestreckte rechte Hand fahren, mit der sie Jesu Willen bei den Heiden tun? Es gilt eine Parole: das Schwert aus der Scheide zum Kampf und dann werft die Scheide weg! Ihr habt sie nicht mehr nötig. Das Schwert wird doch nicht wieder eingesteckt, bis Jesus kommt!

„Es kann nicht Friede werden,
Bis Jesu Liebe siegt
Und dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt.“



Zeitopfer für die Mission

Der Ernst der Stunde ist nicht zu leugnen: die alte Christenheit steht vor einer Missionsgelegenheit, wie sie noch nie da war. Wird sie die Zeichen der Zeit verstehen und auf das göttliche Signal achten? Ich weiß es nicht. Wer ist denn auch die alte Christenheit? Ich kann sie nicht fassen und halten, wie die Hörer in einer Versammlung oder die Leser eines Artikels. Darum richte ich mich nur an euch, die ihr heute diese Zeilen zu Gesicht bekommt.

Die Voraussetzung für das starke Gefühl der Verantwortlichkeit ist, daß man wirklich selbst gläubig an das biblische Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Gottessohne geworden sei. Ein anderes hat auch keine ehernen Klammern, die sich in das Gewissen des Glaubenden einschlagen und ihn nicht mehr loslassen: So wahr du selbst Vergebung deiner Sünden erlebt hast und alle Tage anschauen darfst zu dem süßen Trost der Liebe Jesu, — so wahr bist du dieses Evangelium allen andern schuldig, die es noch nicht haben. Eine Kirche, die nicht missioniert, versumpft und versandet, und ein Gläubiger, der seinen herrlichsten Schatz wie einen Schandfleck verheimlicht, geht an geistlicher Zehrung zu Grunde. Jesus schickt keine Engel, — er wartet auf uns!

Aber ich möchte lieber ein kleines Stückchen praktischen Erfolges in eurem Leben sehen, als die Lust mit den erschütterndsten Reden anfüllen, auf die kein Echo der Wirklichkeit folgt. Drum habe ich mir eine kleine

Sonderlichkeit herausgesucht, wo die Wegspur der Wirklichkeit in dein Leben einmünden kann.

Da las ich nämlich neulich etwas über Korea. Wie erfreulich geht es dort mit der Arbeit voran! Vor 20 Jahren gab es in ganz Korea 7 Getaufte und jetzt sind es 80 000 Getaufte und gegen 200 000 stehen unter christlichem Einfluß. Das Schönste und Wichtigste für schnelle Evangelisation des ganzen Landes ist aber die Beteiligung der Neugewonnenen an dem Werk. So wurde auf einer dortigen Versammlung gesagt: jeder solle ein Zeitopfer für den Herrn bringen; es sollten diejenigen aufstehen, welche das könnten, und sagen, „wieviel Tage des Dienstes“ sie im nächsten Vierteljahr für Jesus tun wollten. Einer erklärte, nur drei volle Tage abgeben zu können; ein Kaufmann versprach sechs Tage. Ein anderer Kaufmann sagte: „Ich will dieses Werk beständig tun, wo ich auch bin. Aber meine ganze Zeit will ich ihm widmen für eine Woche in jedem Monat.“ . . . Also 21 Tage im nächsten Vierteljahr! Ein anderer wollte 60 Tage geben und damit fortfahren jedes Vierteljahr, bis eine Million bekehrter Koreaner voll sei! Da war aber noch ein Blinder, der fast 40 Kilometer gewandert war, um zu der Versammlung zu kommen, — der sagte, er wolle seine ganzen 90 Tage dem Werke widmen.

Wie wäre es nun mit einem ähnlichen Zeitopfer für die Mission? Bitte, erschrick nicht; ich will schon ganz klein und bescheiden anfangen. Wie wäre es, wenn du eine Stunde wöchentlich ausschließlich der Mission widmen wolltest? Zuerst solltest du diese Stunde mit Lesen von guten Missionschriften und Büchern und stillem Beten für die Missionsache zubringen. Dabei würde die Unwissenheit, dieses stärkste Vorurteil gegen die Mission, bei dir selbst zuerst überwunden und dann würdest du bald dahin kommen, deinen Bekannten von dieser neuen interessanten Bektüre etwas zu erzählen. Daß sich dann es ermöglichen würde, daß jedes Mal, wo du deine heimliche Missionsstunde hast, du auch 10 Pfennig oder je nach deinem Einkommen eine Mark in eine besondere Büchse legen könntest, glaube ich sicher.

Nehmen wir an, daß du solche Missionsstunde auf den Sonntag verlegst. Bald wird dein Interesse wachsen und du wirst eine zweite Stunde in der Woche ansetzen können, wo du arbeitest für die Mission, d. h. entweder wirklich den Geldverdienst einer Stunde ihr widmest oder andere Leute besuchst, um sie für die Mission zu gewinnen. Immer mehr erweitert sich dein Gesichtskreis. Probleme tauchen auf, die anfangen, dich innerlich zu beschäftigen und du greiffst schon nach größeren Missionswerken,

um Antwort und Aufklärung zu suchen. Vielleicht kannst du schon bestehende Missionsstunden an deinem Ort durch deine persönliche Teilnahme beleben und fördern oder, wenn es noch keine gibt, richtest du welche ein! Nach einem Jahr lernst du einen Missionar persönlich kennen, der auf Urlaub daheim ist, oder ein Vertreter der heimischen Missionsleitung kommt bei Gelegenheit des Missionsfestes in dein Haus, — was gilt's? — jetzt knüpfen sich noch ganz andere persönliche Bande und dein Herz wird warm für Jesu Werk in aller Welt! Und wieviel Segen strömt von solcher Tätigkeit zurück auf dein Herz und Haus! Darum laß die heutige Anregung nicht wieder vergessen unter den Tisch fallen, sondern greif zu und bringe das regelmäßige Zeitopfer für die Mission in der Woche, da du diese paar Zeilen gelesen hast. Missionsblätter wird dir dein Pfarrer schon nennen können, die du dir halten sollst und wenn diese Zeitschriften nicht genügen, dann schaffe dir die Missionsbücher von Warneck oder Hesse an, die in jeder christlichen Buchhandlung dir genannt werden können. Nur ein wirklicher Anfang gemacht! Alles andere findet sich dann schon! Das Größte muß einmal klein angefangen werden! Und Zeit ist keine mehr zu verlieren; die Weltgeschichte drängt auf Entscheidung hin und Jesus meint dich: der Meister ist da und ruft dich!



„Um die Weihnachtszeit erscheint es uns natürlich, unsere Gedanken in Form einer Geschichte zum Ausdruck zu bringen. Es war einmal eine alte Kirche, in der eine große Orgel stand, auf der die Leute noch nicht zu spielen gelernt hatten. Einer nach dem andern probierte das Instrument, zog das Register auf und erweckte etwas von ihren Harmonien; aber keiner ließ sich etwas träumen von der wunderbaren Musik, die in ihr verborgen lag. Da kam eines Tages der Meister. Er saß gleich den andern vor der Orgel und begann zu spielen, und die Leute unten dämpften ihre Stimmen und flüsterten: Ist das die Orgel, die wir so lange besessen haben, das was zuerst schluchzt und weint und dann bebt vor Leidenschaft und Freude? Von jenem Tage an war es ihre größte Hoffnung im Gottesdienste, die Musik hervorzubringen, die ihnen damals enthüllt worden war, und wenn der Beste unter ihnen sein Bestes tat, sagten sie: Das erinnert uns an des Meisters Spiel. Gerade solch ein Instrument ist das menschliche Leben mit seinem komplizierten Mechanismus, seinen möglichen Dissonanzen, seinen verborgenen Harmonien, und mancher Philosoph, mancher Lehrer hat etwas von der Musik herausgeholt, die darin lag. Dann kommt eines Tages der Meister. Er weiß, wie das Evangelium sagt, was in den Menschen ist, und er beugt sich über das menschliche Leben und offenbart dessen Musik, und von jenem Tage an hat die Hoffnung der Welt darin gegipfelt, die Harmonien wieder hervorzubringen, und wenn die Besten unter den Menschen ihr Bestes tun, so sagen wir: „Dies erinnert uns an des Meisters Spiel.“

Peabody, Morgenstunden.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

F. v. S. Wenn Sie die genannten kleineren Schriften von mir in Blindenschrift übertragen wollen, so bedarf es dazu keiner weiteren Erlaubnis des Verlages. Der Direktor der Königl. Blindenanstalt in Langfuhr b. Danzig nimmt solche Sachen für seine Blinden mit herzlichem Dank an.

L. R. Herzlichen Dank für den ermutigenden Brief über die Bedeutung, die mein Blatt für Sie hat. Wenn Sie aber fragen, was Sie für seine Verbreitung tun können, so liegt das sozusagen auf der Hand. Man spricht seinen Bekannten gegenüber davon, man schickt ihnen zuerst mal einen besonderen Artikel angestrichen hin; — dann läßt man ein Vierteljahr für sie ein Exemplar kommen. Wenn es ihnen nicht zusagt, hat man dann doch wenigstens das Seine getan. Außerdem gehen Sie zu Ihrem Buchhändler, von dem Sie das Blatt erhalten und erkundigen Sie sich, ob er nicht ärmere Kunden kennt, die es gerne hätten, aber nicht bezahlen können. Da kommt es Ihnen nicht darauf an, ein oder zwei Exemplare gratis anweisen zu lassen! Der Verlag gibt schon sehr viel Freixemplare und ich selbst bezahle auch jährlich mancher armen Familie das liebgewordene Blatt.

Neuhof. Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. An mir liegt es nicht. Nur ist es einmal so, daß einem nicht mehr viel einfällt, wenn man 73 Jahr alt ist. Er hat mir wenigstens keinen Artikel mehr gesandt.

L. D. Zum Jahreswechsel sind wieder über 300 Abonnenten abgesprungen, die durch neue Werbearbeit ersetzt werden müssen. Da tut einem viel geplagten Arbeitsmenschen eine Aufmunterung, wie Ihr Brief sie enthielt, recht wohl. Im übrigen gilt Ihnen, was ich oben an L. R. geschrieben.

S. v. M. Danken Sie Gott und seinem Sohne Jesu Christo, daß Sie das Erlebnis gemacht haben. Er ist nahe allen denen, die ihn im Ernst anrufen und merkt auf ihr Schreien. Je nötiger wir solche Erfahrungen haben, desto sicherer wird er sie geben. Aber über den Grad dieser Not entscheidet er selbst.

Dorado. Es war also doch gut, daß Sie zu mir kamen und sich aussprachen! Jetzt fehlt nur noch, daß Sie mit ebensoviel Vertrauen sich mit Jesus aussprechen. Wenn er auch längst Ihre Sünden kennt, so liegt ein Schritt der Heilung in dem eigenen Bekenntnis. Da übergeben Sie den Schuldigen gleich an Händen und Füßen gebunden an Jesus! Und die Vergebung soll dann mehr sein, als bloß ein Urteil über Sie: es wird der Anfang und Zustrom eines neuen Lebens. Warten Sie nur nicht länger, sonst vergeht die Gnadenzeit und andere Strömungen aus dem Unterbewußtsein reißen die Oberhand in Ihrer Stimmung an sich und der heilige, günstige Augenblick ist verpaßt.

Dr. med. Sie fragen, ob nachstehende Sätze Christentum enthalten oder nicht: „Was nicht im Menschen ist, daß bringt auch kein Gott in ihn hinein“. (Aber bei Heidenbefehrung?) „Sondern dieser neue Geist, der uns werden soll, das ist der uns gehörige Geist, es ist unser eigentliches eingebornes Wesen, das in unserm Unwesen verloren gegangen und umgekommen ist. . . . Der neue Geist ist die schöpferisch sich entfaltende Seele und die Sehnsucht nach der Ausgießung des Geistes ist die Sehnsucht darnach, daß die Seelen in den Menschen zu quellen beginnen. . .“ Das ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was die Bibel und die christliche Kirche lehrt und was die Erfahrung bestätigt. Aus uns wächst kein Heiliges, Neues hervor und wenn die Seelen noch so arg quellen sollten! Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes. Soll wirklich das alte eigentliche Unwesen überwunden werden, so muß Gott nach seiner Barmherzigkeit durch seinen heiligen Geist etwas Neues pflanzen, was vorher nicht da war. Christentum ist also jene Aeußerung nicht; dem Judentum gehört diese Selbstvergötterung auch nicht an; das muß eine moderne Krankheit sein, eine Narchose, eine Einbildung und von der letzteren hat schon Erik Reuter gesagt: „Die Inbillung ist düller als die Pestilenz!“

M. N. Lassen Sie sich das kleine Büchlein kommen: „E. v. P., Ratgeber für junge Mädchen, insonderheit über Umgangsformen,“ Breslau, Rauffmanns Verlag, 60 Pfg. Es läßt sich manchem jungen Mädchen noch als Zugabe auf den Weihnachtstisch legen.

L. A. Meine beiden Andachtsbücher, die Ihrer Anfrage entsprechen, heißen: „Mein Abendsegen“, Verlag von Rippel, Hagen i. W. und „Lebendige Worte“, Verlag von Röttger, Cassel.

L. v. W. Ihr Gedicht „Sonnenschein“ mit herzlichem Dank erhalten; Abdruck aber erst in einigen Monaten.

Schr. in St. Besten Dank für die neue Uebertragung, aber ich weiß nicht, ob das Interesse der Leser dafür so groß ist, daß noch dieser Abdruck erfolgen soll.

Messianischer Jude. In diesem Falle lassen Sie sich nicht taufen, bis Ihr Einfluß auf Ihre Umgebung durchdringt. Vielleicht muß Ihr praktisches Christentum noch deutlicher werden!





Ernst Schreiner Aus klarem Quell geschöpft. In feiner geschmackvoller Aufmachung mit Titel-Zeichnungen von Franz Staßen. Chemnitz, G. Koezle. Preis à Bändchen 50 Pfg.

Diese geschmackvollen Büchlein sind gewissermaßen Traktate für Gebildete, die man um ihres Tons und ihrer Tendenz willen, solchen jungen Leuten in die Hand geben sollte, die unsicher geworden sind, ob sie als Gebildete noch am alten Glauben festhalten dürfen. Eine schöne Sprache, eine kräftige Gedankenführung und eine eigene festgegründete Ueberzeugung befähigen den Verfasser zu solcher Arbeit. Ich wünsche, daß Tausende trinken, was hier „aus klarem Quell“ geschöpft ist.

Erwin Groß. Von schlichten Leuten. Ernste und heitere Geschichten. Mit 12 Illustrationen von W. Thielmann. Darmstadt, Wartburgbuchhandl.

Das ist ein wunderschönes, erquickliches Buch! Der mir bisher unbekannte Verfasser weiß die Bauerncharaktere ganz vorzüglich zu erfassen und überzeugend darzustellen. In der Kraft und Natürlichkeit sucht manches dieser Seelenbilder seinen Meister. „Erdgeruch und Heimatlust“, diese beliebten Schlagworte, kommen zu ihrem Recht und der Humor auch und dennoch spürt man die Geisteszüge der anderen Heimat ganz heimlich und befreiend auf das angeregte Gemüt wirken.

Heinrich Naumann. Mit Pflug und Feder. Geschichten und Gedanken eines Bauersmanns. Darmstadt, Wartburgbuchhandlung.

Gesunde Volksschrift! Mit gutem Ton und gutem Herzen erzählt ein gebildeter Bauer aus seinem Leben. Das kleine Büchlein dürfte auf dem Lande viele Freude machen.

Philipp Mauro. Des Menschen Zahl. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Gotha, P. Ott. Brosch. 4 Mk., geb. 4.50 und 5 Mk.

Dieses Buch wirkt wie Blitzlicht! Mit einem Schlage werden einem die Entwicklungswege der verschiedensten Geistesmächte unserer Zeit klar. Daß Kapitalismus und Sozialismus, Modernismus und Neu-Theologie, der Niedergang der Kirchen und der Spiritismus, — alles Wellenbewegungen sind, die ein und derselbe Windhauch treibt, — das ist scharfsinnig und sachlich dargestellt. Wenn der Charakter unserer Zeit uns zwingt, mehr als bisher uns mit der Weissagung von dem nahenden Ende zu befassen, dann finden wir in dieser Darlegung des gläubigen amerikanischen Juristen eines der wertvollsten Hilfsmittel. An manchen Stellen wirkt der aufgebedekte Zusammenhang zwischen scheinbar weit entfernten Geistesströmungen geradezu verblüffend. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß der Verfasser voll und ganz auf dem Boden

der biblischen Weissagungen steht. Für das Verständnis unserer Zeit und der Weissagung vom Ende ist dieses Buch von der größten Bedeutung. Ich bin überzeugt, daß es für viele Leser ein Ereignis von durchschlagender Kraft sein wird.

E. Schrenk. Seelsorgerliche Briefe für allerlei Leute. Zweiter Band. Kassel, Ernst Rüttger.

Es kommt mir fast wunderbar vor, ein Buch von Vater Schrenk zu empfehlen: das versteht sich ja in den gläubigen Kreisen von selbst, daß alles, was er herausgibt, gediegene christliche Erfahrung und geistliche Tiefe hat. So ist es auch mit vorstehendem Buche. Eine Reihe von seelsorgerlichen Schwierigkeiten wird hier in taktvoller, milder und väterlicher Weise behandelt, sodaß ein junger Seelsorger viel daraus lernen kann und jeder christliche Leser Förderung und Erbauung darin finden muß. Christlicher Hauskalender. Ein Abreißkalender für das christliche Haus für 1911. Preis M. —.75. Jahr i. B., E. Kaufmann.

Auch diesesmal enthält der Kalender gute, kräftige Andachten. Zur Einführung und Förderung von Hausandachten sehr geeignet.

D. theol. Sylvanus Stall. Was ein Knabe wissen muß. Konstanz, Carl Hirsch.

Diese Briefe über sexuelle Fragen an einen etwa zwölfjährigen Knaben sind gleich taktvoll, wie offen, pädagogisch-weise und christlich-warm. Jetzt haben die Mütter, die mir so manches Mal in der Sprechstunde klagten, daß meine Anweisung in meiner kleinen Broschüre „Das sexuelle Problem in der Kinderstube“ nicht ausführlich genug und nicht deutlich genug seien, keine Entschuldigung mehr: hier ist das Buch, das sie wünschen. Kauft es und legt es euren Kindern in die Hand. Besser kann die Aufklärung nicht gegeben werden, als hier.

Nachschrift: Mir sind erst geraume Zeit später, als ich das geschrieben, die andern Stall'schen Bücher der Aufklärung und Reinheit in die Hand gekommen. Nun muß ich meine Empfehlung auf sie alle ausdehnen. Besser kann man nicht raten und belehren, als es hier geschieht.

Gustav-Adolf-Kalender für 1911. Preis 50 Pfg. Dresden-Blasewitz, Erich Leonhardi.

Ein schöner Familientalender. Außer einem vollständigen Kalendarium enthält er eine große Anzahl Artikel belehrenden und erzählenden Inhalts.

Mein Reiseplan

8.—23. Januar Berlin (Emmauskirche,
am 15. u. 22. im Birtus Busch).

25.—31. Januar Lübeck.

Soß. 15,7.

~~~~~ Bezugsbedingungen ~~~~~  
Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—  
Bei direkter Zuendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.  
Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.

# Auf Dein Wort!



Heft 4

Januar 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

## Neujahr

Das Jahr geht nun zu Ende,  
Mein Vater, höre mich,  
Ich falte still die Hände  
Und preise und lobe dich.

Du hast so treu geleitet  
Mich armes, schwaches Kind,  
Hast gnädig mir bereitet  
Die Stätt', wo Ruh' ich find'.

Du warst mein guter Hirte  
Auf dunk'ler Lebensbahn  
Und wenn ich mich verirrete,  
Du nahmst mich wieder an.

Du hast mich nicht vergessen,  
Wenn ich auch dein vergaß,  
Dein' Gnad' ist ohn' Ermessen,  
Dein' Lieb' ist ohne Maß.

Sei fürderhin mein Hüter,  
Mein Schutz, mein Schirm, mein Hort,  
Was frommen Erdengüter,  
Hab' ich nur, Herr, dein Wort.

Was mir auch sei beschieden,  
O Jesus, schütze mich!  
Gieb' du mir deinen Frieden,  
Ich hoff' ja nur auf dich!

Gertrud von Gill.





## Gott ist getreu!

Predigt über 1. Korinther 1, 9, gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig  
am 1. Januar 1910\*) von D. Ludwig Ihmels.

1. Korinther 1, 9. Denn Gott ist treu, durch welchen ihr  
berufen seid zur Gemeinschaft seines  
Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn.

Gott ist getreu — dies Wort lasset mich als Banner aufwerfen, daß wir heute um dasselbe uns sammeln. Ich zweifle nicht, ihr empfindet wie ich. Wir wissen alle, daß im Grunde dieser Tag nichts besonderes bedeutet, in Wirklichkeit wird dadurch nichts geändert, daß wir ein neues Datum schreiben. Aber wir Menschen, die Tage und Jahre zu zählen gewohnt sind, empfinden heute notwendig stärker denn sonst, wie eilends unser Leben vorüberfliehet, wie alles ringsum, einem reißenden Strome gleich, an uns vorbeirauscht, wie die Dinge um uns beständig andere werden, und wie wir selbst unaufhörlich andere zu werden scheinen, bis daß wir vollends das Kleid der Sterblichkeit ausziehen. Unwillkürlich blicken wir da nach den Gestaden der Ewigkeit hinüber, die nicht mehr von den Fluten der Zeit umbrandet werden, ja wir strecken unsere Hände betend nach dem Gott der Ewigkeit aus und beginnen aus der Tiefe zu rufen: Herr, Gott, du bist unsere Zuflucht für und für, und abermal: Du bleibest wie du bist und deine Jahre nehmen kein Ende.

Indes, meine Zuhörer, wenn wir dann einen Augenblick wirklich stille werden und uns sinnend und anbetend in die Gedanken der göttlichen Ewigkeit und Unveränderlichkeit versenken, dann werden wir inne, wie wenig doch auch diese Gedanken für sich allein schon uns wirklichen Trost bieten können. Es sind zwar ungeheuer große Gedanken, die unter Umständen auch innerlich befreiend wirken können, aber unter anderen Umständen können sie auch gerade um ihrer Größe willen wie eine Last sich auf unser Gemüt legen, daß uns gewissermaßen der Atem auszugehen droht und erst recht unsere Nichtigkeit uns zum Bewußtsein kommt. Wirklich

---

\*) Obwohl diese Predigt ein Jahr zurückliegt, wollte ich sie doch meinen Lesern nicht vorenthalten, da sie voriges Jahr auf mich tiefen Eindruck machte.

tröstlich ist der Gedanke der göttlichen Unveränderlichkeit für uns nur dann, wenn wir sie zugleich als die Unveränderlichkeit der Liebesgesinnung Gottes gegen uns verstehen dürfen, mit anderen Worten: wenn sie für uns Gottes Treue gegen uns bedeutet. So aber dürfen wir in der That die Sache ansehen, die wir Weihnachten gefeiert haben, nicht bloß Weihnachten gestern, sondern auch Weihnachten heute. Da Gott in seinem Sohn in die Geschichte einging, die Menschheit in die Gemeinschaft mit sich hineinzuziehen, da wurde seine Treue offenbar, welche die Menschen auch in ihrer Untreue noch nicht preiszugeben vermochte. Als aber Gott in unser Leben eintrat, zuerst am Tage der Taufe, und mit uns den Bund der Gemeinschaft aufrichtete, da hat er uns feierlich zugesagt, fortan uns Treue halten zu wollen. Von jener Stunde an leuchtet über unserem Leben die Gewißheit: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmmer.

Gott ist getreu — laßt uns heute dies Wort zuerst als Dank und Anbetung vor Gott bringen. Wenn wir heute soviel Zeit für einander hätten, daß der eine dem anderen von dem erzählen könnte, was er im verwichenen Jahre erlebt hat, dann würde der Bericht bei uns wohl sehr verschieden ausfallen, bei allen jedoch, die Weihnachten feierten, müßte der Schluß heißen: Gott ist getreu. Ich vermute auch, daß diejenigen am nachdrücklichsten so sprechen würden, die scheinbar vielleicht am wenigsten Grund dazu hätten. Denn wenn es wirklich etwa mit uns im verwichenen Jahre besonders schwere Tage hindurch gegangen wäre, sollten wir dann nicht erst recht heute Gottes Treue rühmen, daß sie uns festgehalten und bis auf diese Stunde hindurchgebracht hat? Und wenn wir dann auf das frühere Leben zurückblicken — wie wird vollends der Preis Gottes in uns lebendig! Vielleicht darf ich es aussprechen: es sind heute 25 Jahre, daß ich in den ersten Jahren des Predigtdienstes auch einmal über unseren heutigen Text gepredigt habe. Noch stehen eine Reihe von Einzelheiten aus jenen Tagen mir ganz lebendig vor Augen. Blicke ich heute aber zurück, dann kann ich nur ein Doppeltes sagen. Einmal: wie eilends sind diese Jahre vorübergerauscht; dann aber vor allem: wie treu, wie treu ist Gott gewesen! Ich sage es nur, um ähnliche Empfindungen in eurer Seele auszulösen. Es steht Christen, die Weihnachten gefeiert haben, so gut an, am Neujahrstage in rechter Weise zurückzublicken, und es mag uns wohl etwas wie heilige Stille überkommen, wenn uns dann unter diesem Rückblick gegeben wird, alles, was wir erlebten, in den Lobpreis Gottes ausklingen zu lassen: Gott ist getreu.

Gott ist getreu — laßt uns denn versuchen, alle Führungen Gottes in unserem bisherigen Leben in dies eine Bekenntnis des Dankes zusammenzufassen. Gerade so wird dies Wort uns darnach auch den Trost bieten können, den du und ich an der Schwelle des neuen Jahres auch so nötig haben, und so wird es auch zu der Stärkung und zu der Erweckung uns dienen, die wir ebenfalls beide so nötig haben.

Gott ist getreu, — ich sage es

1. allen Sündern zum Trost,
2. allen Jünglingen zur Stärkung,
3. uns allen zu fröhlicher Ermannung.

## I.

Gott ist getreu — wem soll ich diesen Gruß zuerst als ein Wort des Trostes sagen? Wenn unser Text gerade die Treue des Gottes preist, der uns aus der Sünde heraus zu der Gemeinschaft seines Sohnes berufen hat, dann wird es auch nach seinem Willen sein, daß ich dies Wort heute zuerst allen Sündern zum Troste sage. Unter ihnen verstehe ich heute aber alle diejenigen, denen im Blick auf die Vergangenheit doch die Erinnerung an die Sünde die schwerste Last ist, und die keine andere Last weniger ins neue Jahr mit hinübernehmen möchten als die Last ihrer Sünde. Sollten wir heute nicht aber alle in etwas diese Sünder sein, wenn wir anders Menschen wachen Gewissens sind?

Gott ist getreu, — das war die Summa unseres bisherigen Lebens. Aber es ist diese Summa gewissermaßen von oben her betrachtet. Welches Bild bietet dagegen unser Leben, wenn wir es von unten her betrachten? Gott ist treu gewesen, sind auch wir ihm treu gewesen? Von dem ersten Tage an, da er in unser Leben eintrat, treu auch im verwichenen Jahre? Versteht mich recht, ich frage nach der Treue Gott gegenüber. Ich frage nicht nach der Treue in jedem beliebigen Sinne; vielleicht würden wir dann die Frage schnell zu bejahen geneigt sein. Vielleicht haben wir in in unserer Art wirklich versucht, rechte Hausväter zu sein und rechte Hausmütter; vielleicht haben auch Menschen uns das Zeugnis gegeben, daß wir in unserem Berufe treu seien; vielleicht haben wir überhaupt nicht bewußte grobe Sünde mit aus dem alten Jahre ins neue hinübergeworfen. Vielleicht war es so, vielleicht aber — war es auch anders, und es fehlte sogar die äußere Treue. Wie hätten wir dann hier schon so viel Ursache, zu dem treuen Gott zu fliehen — ob seine Treue auch jetzt noch größer sei als unsere Untreue!

Indes heute frage ich nach dem ungleich Höheren: ob wir Gott die Treue gehalten haben. Gottes Treue hat an uns gearbeitet, daß er



uns in die Gemeinschaft seines Sohnes hineinziehe, unaufhörlich, unermüdllich. Davon hat Weihnachten uns predigen müssen, dafür ist wieder das ganze verflossene Jahr eine Zeuge. Ich erinnere heute nur an eins. Wieder hat Gott ein Jahr lang Sonntag für Sonntag, Festtag für Festtag sein Haus uns geöffnet, daß er sein Wort uns sagen lassen wollte, wiederum hat er dies Wort uns alle Tage in unseren Häusern gelassen. Sind wir denn beständige Hörer dieses Wortes gewesen? Oder haben wir, wenn es uns gerade so bequem war, dem großen und gnädigen Gott geantwortet: Heute habe ich deinen Segen nicht nötig? Und wenn wir Hörer des Wortes gewesen sind, ist es wirklich in uns eine Kraft des Glaubens geworden, daß wir in die Gemeinschaft mit Gott hineingewachsen sind und in dieser Gemeinschaft zugenommen haben? Mit einem Wort: sind wir innerlich weitergekommen? Es befremde doch niemand, daß ich von einem Weiterkommen spreche. Unleugbar droht der evangelischen Gnadenpredigt und unserem Zeugnis von der täglichen Vergebung der Sünden das Mißverständnis, als dürften wir uns bequem mit der Sünde einrichten. Ach, meine Zuhörer, wie könnten wir mit Gott Gemeinschaft haben und sollten nicht der Sünde todsfeind sein! Wie könnten wir auch vorgeben, daß diese Gemeinschaft mit Gott für uns ein Gut bedeute und es wohnte nicht ein verzehrendes Verlangen in uns, daß diese Gemeinschaft immer völliger werde und darum die Sünde täglich mehr sterbe! Darum, wenn wir als Jünger Jesu, die Weihnachten feierten, die Schwelle des neuen Jahres überschritten haben, dann müssen wir die Frage mitgenommen haben: Sind wir weitergekommen? Müßten unsere Hausgenossen uns Zeugnis geben, daß wir stiller und geduldiger, tapferer und demütiger, dienstwilliger und selbstverleugnender geworden seien? Weiß vor allem Gott, daß unsere Liebe zu ihm brennender, unser Glaube sieghafter wurde, oder wir doch wenigstens nach beidem rangen? Endlich: spüren wir selbst, daß das, was wir unser Christentum nennen, in steigendem Maße für uns eine Kraft des Lebens geworden ist, nicht bloß ein Schmuckstück, auch nicht bloß ein Redestück, sondern wirkliche Kraft, durch die wir täglich leben, fröhlich leben, selig leben?

Wahrlich, meine Zuhörer, wenn ich die Jahre zähle, die wir durchlebt haben, und mir dann vergegenwärtige, daß das nach Gottes Wille lauter Jahre des Heils sein sollten, dann sage ich mir, was für innerlich starke, befriedete und befreite Menschen müßten wir sein, wenn wir wirklich diese Jahre als Jahre des Heils durchlebt hätten! Warum müssen denn so manche unter uns klagen: Ach, daß ich dich so spät erkenne!? Warum müssen die anderen über so viel vergeblich empfangene Gnade Klage führen?

Ja, liebe Gemeinde, für einen Jünger Jesu ist an der Schwelle des neuen Jahres noch nicht die Erinnerung an einzelne Sünden das Schwerste, das Schwerste ist die Erinnerung an so viel versäumte Gnade, an so manche verlorenen Jahre, oder wären es auch nur Wochen und Tage und Stunden. Was müßte aus unserem Leben geworden sein, wenn wir alle die freundlichen Führungen unseres Gottes, an denen unser Leben doch so reich gewesen ist, und alle die glücklichen Stunden und Tage und Zeiten, die Gott uns geschenkt hat, wirklich aus Gottes Hand hingenommen und dankbar fröhlich als seine Kinder durchlebt hätten, und wenn wir ebenso bei aller Trübsal, die uns traf, von vornherein uns gesagt hätten, das ist Gottes Stunde, und dann mit unseren Augen die Wolken zu durchbohren versucht hätten, daß wir die Herrlichkeit Gottes sehen möchten! Wie reich, wie gesegnet, wie selig hätte unser Leben werden müssen! Wenn es dann anders geworden ist, was ist das? Ist das nicht Schuld — Schuld, Schuld?

Indes, vielleicht erscheint diesem oder jenem unter uns diese Rede zu hart. Ihm will ich ausdrücklich sagen: Mein Christ, ich will nicht hart mit dir reden, aber ich möchte dir helfen, daß du über dich selbst dir klar würdest. Ich möchte, daß du die Last, die du selbst im Grunde auf deiner Seele liegen fühlst, in ihrem tiefsten Wesen verstehen lernen möchtest, — als Schuld. Ist es dir aber auch jetzt noch zu hart, dann nimm es einstweilen mit und erwäge es. Allen aber, die mit mir unter dies Wort von der Schuld sich beugen, soll ich heute das Wort unseres Textes zum Trost sagen: Gott ist getreu. So gewiß er mit dir den Bund der Gnade aufgerichtet hat, so gewiß will er auch heute noch zu diesem Bunde sich bekennen, wenn du nur zu ihm kommst, — und müßtest du auch wie der verlorene Sohn im Evangelium zu deinem Vater kommen! Elender, nackter, glaubensloser, rettungsloser ist gewiß kein Mensch zu seinem Vater gekommen als dieser verlorene Sohn zu seinem Vater kam. Das Erbgut war verschleudert, die Jugendkraft vergeudet, das Kindesrecht verscherzt, die Menschentwürde preisgegeben bis zur Gemeinschaft mit den Tieren, — da aber machte der verlorene Sohn sich auf, und der Vater sah ihn schon von ferne und lief ihm entgegen und fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Da lag die ganze Vergangenheit wieder hinter diesem Sohn wie ein böser Traum. Er war wieder Kind im Vaterhaus, nur stiller, nur ernster, nur reifer, aber wieder fröhliches Kind im Vaterhaus.

Ja wir haben durch Jesum Christum einen Vater im Himmel, der Sünde vergibt und den Schuldbann löst und die Rechnung zerreißt, und — wäre es auch die Rechnung eines ganzen Jahres. Ja, wenn es jemand

unter uns nötig haben sollte, dann will ich hinzusetzen: wäre es auch die Rechnung eines ganzen verlorenen Lebens. Wir haben einen Gott, der Sünde vergibt und der, was nicht minder groß ist und wunderbar, auch zur Gewißheit der Vergebung der Sünden hilft. Das möchte erst recht merkwürdig erscheinen, daß ein erwachtes Gewissen zur Gewißheit der Vergebung kommen und darunter wieder stille werden kann. Denn heute muß es ja aufs neue deutlich geworden sein, Sünde ist nicht etwa ein bloßes Nichts, ein reines Gebilde unserer Gedanken, Sünde sind zersprungene Saiten in uns, sind verlorene Jahre und Tage und Stunden, ist versäumtes Glück. Kann denn Gott das, was verloren war, wiederbringen? Kann er verlorene Jahre zurückgeben? Außerlich angesehen, kann er es nicht. Ich weiß auch nicht einmal, ob wir es begehren sollten. Auch am Neujahrsmorgen wußte ich nicht, ob wir im Ernst den Wunsch haben sollten, unser Leben von neuem zu beginnen. Aber Gott kann viel Größeres tun. Er kann den, der zu ihm kommt, mit einer solchen Fülle der Gnade erquickten, ja er kann ihn mit einem solchen Uebermaß von Gnade überschütten, daß die Fluten der Gnade nicht bloß die Schuldschrift in unserem Innern wegwaschen, sondern auch den Stachel der Erinnerung auslöschen, sodaß nur etwas wie heilige Wehmut im Blick auf versäumte Gnade übrig bleibt und nur die ernste Warnung: Sündige hinfort nicht mehr.

Gott kann Sünde vergeben und in der Vergebung der Sünden das Herz stillen. Er kann es auch noch mit den Sünden so machen, die am schwersten wiegen. Was mögen das für Sünden sein, die am schwersten auf einem Christen lasten? Sind das nicht auch nach deiner Meinung diejenigen Sünden, die zugleich Schuld gegen andere bedeuten? Sagt ihr nicht mit mir: mit unseren Sünden müssen und wollen wir fertig werden, und wenn wir wirklich durch sie unser Leben verderbt haben, dann müssen und wollen wir es tragen? Aber wie wollen wir darüber hinwegkommen, wenn wir mit unserer Sünde andere betrübt oder auch nur irgend das volle Glück des Lebens ihnen verkürzt haben, auf das sie einen Anspruch hatten? Sollen wir sagen: wenn ich nur Vergebung der Sünden habe, was gehen mich die anderen an, sie mögen selber zusehen? Und nun steht es so, daß ein Christ, je mehr ihm die Augen aufgetan werden, mit heiligem Erschrecken inne wird, bis zu welchem Maße auch solche Sünden, bei denen wir gar nicht an andere dachten, zugleich Sünde gegen sie sein können. Es handelt sich also ganz und gar nicht nur um die Frage, ob wir mit Bewußtsein anderen unrecht getan haben; das sind Dinge, mit denen ein Christ fertig werden kann und muß, sie dürften überhaupt im Leben eines Christen keinen Platz haben. Aber auch um



die Frage handelt es sich nicht bloß, ob wir anderen das gewesen sind, was wir ihnen hätten sein müssen. Die schmerzliche und ernste Erkenntnis habe ich vielmehr im Auge, bis zu welchem Maße auch solche Sünde, die gar nicht an andere dachte, ja zuletzt vielleicht die meiste Sünde doch einen Schatten auf andere wirft. Gibt es auch hier noch Vergebung der Sünden? Kann auch hier noch ein zartes Gewissen wieder stille werden? Laßt uns nur so fragen, meine Zuhörer, damit wir zarter werden in der Liebe und die Liebesschuld besser verstehen oder bedenken, die wir gegen andere haben! Aber dann darf ich auch hier noch sagen: Gott ist getreu. Wie wir mit allen anderen Sünden zu ihm kommen dürfen, so sollen wir auch mit dieser Sünde zu ihm kommen. Denn gleichwie er uns erstatten kann und will, was versäumt ist, wenn wir bußfertig darum bitten, so will er es noch vielmehr an anderen tun nach seiner überschwenglichen Gnade, wenn wir nur ernstlich ihn darüber anrufen. Ja, es ist doch etwas ungeheuer Großes um die Gewißheit, daß über all unserem Leben und dem Leben der Unrigen und dem Leben der Gemeinschaft, in der wir sonst stehen, ein treuer Gott waltet, der freilich durch Schuld der Sünde die einen leiden lassen muß um der anderen willen, der aber auch die einen durch die anderen überschwenglich segnen kann und will, der nach den Worten unseres Katechismus' die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, der aber wohlthut bis ins tausendste Glied.

Zu diesem Gott laßt uns mit aller Sünde gehen, mit aller persönlichen Sünde und aller gemeinschaftlichen Sünde, daß er unsere Herzen stille und die Gewißheit in uns sieghaft mache: Ich glaube an eine Vergebung der Sünden!

## II.

Ich glaube an eine Vergebung der Sünden — diese Gewißheit mache Gottes Treue zuerst in uns groß. Nachdem wir aber in Kraft dieses Wortes die Last der Sünde an der Schwelle des neuen Jahres niedergelegt haben, wollen wir dann unseren Fuß in das unbekannte Land hineinsetzen, das wir das neue Jahr nennen. Auch dann mag es noch im Blick auf uns selbst mit zaghaftem Herzen geschehen. Denn es ist eben unbekanntes Land. Daß eine aber wissen wir, daß auch dies neue Jahr, gerade wenn es köstlich sein soll, viel Arbeit und Mühe für uns hat. Vielleicht ist es neue Arbeit, zu der der Herr uns ruft, vielleicht legt die Verantwortung für die bisherige Arbeit sich uns aufs neue aufs Herz. Denn wir sind nicht diejenigen, die sich rühmen wollten, mit der Arbeit leicht fertig zu werden. Jünger Jesu wissen ja, daß sie in all ihrer

Arbeit es nicht bloß mit Menschen, sondern mit Gott zu tun haben, und daß Gott ein unbestechlicher Richter ist über alles. Darum: ob uns viel oder wenig befohlen ist, so mögen wir wohl die Empfindung haben, daß uns, wie es im Buche Sirach heißt, mehr befohlen ist, als wir ausrichten können. Will aber dies Bewußtsein an der Schwelle des neuen Jahres uns niederdrücken, dann will ich heute allen zur Stärkung diese Gewißheit mitgeben: Gott ist getreu. Fürchtet jemand, daß für die Arbeit im Hause oder außer dem Hause es ihm an Weisheit und Geduld, an Geschick und Ausdauer fehlen möge, er tue nach dem Wort des Jakobus, daß er seinen Gott bitte, der da gibt „einfältiglich jedermann und rückt es niemand auf“. Fürchten wir aber etwa das andere, daß unsere Kräfte unter der Arbeit nicht aushalten möchten, dann laßt uns an das Wort gedenken, das Gott uns durch seinen Sohn sagen läßt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!

Darum, Gott ist getreu — in dieser Gewißheit laßt uns getrost das Werk beginnen, das Gott uns befohlen hat. Nicht minder laßt uns die andere Last aufnehmen, an der es im neuen Jahre ebenfalls nicht fehlen wird: die Last des heiligen Kreuzes. Gott hat uns nach unserem Texte ja zur Gemeinschaft seines Sohnes berufen, in der Gemeinschaft des großen Kreuzträgers kann aber niemand sein, er trage denn auch ihm das Kreuz nach. Gott muß denen, die in der Gemeinschaft Jesu erfunden werden sollen, allein schon um des willen mancherlei Leiden senden, daß er sie in dieser Gemeinschaft festhalte. Der Apostel spricht aber an einem andern Ort nicht minder die andere hohe Gewißheit aus, daß wir des willen an den Leiden Christi teilhaben müssen, damit auch die Kraft seiner Auferstehung an uns offenbar werde.

Wir freilich, meine Zuhörer, fürchten uns, wenn wir die Wahrheit sagen sollen, viel mehr vor der Last des Kreuzes als vor der Last der Arbeit. In der Arbeit meinen wir freilich zu stehen, und sie dünkt uns Gelegenheit für rechte Entfaltung aller Kräfte, im Leiden dagegen scheint der Mensch notwendig widerwillig zu stehen, und das Leiden scheint alle Kräfte in ihm ertöten zu müssen. Indes, kann Gott nicht unseren Willen auch mit seinem heiligen Leidenswillen eins machen? Und wächst der Palme nicht gerade unter der Last die Kraft? Schaut auch unseren Herrn Jesum Christum an, in dessen Gemeinschaft wir leiden sollen. Hat nicht auch ihm der Vater in der schwersten Stunde seines Lebens das Gebet gegeben: Dein Wille geschehe? Und ist nicht gerade unter all seinem Leiden göttliche Kraft an ihm offenbar geworden? Ja, einer der Gottesgelehrten der jüngsten Vergangenheit hat nachdrücklich betont, daß gerade unter dem

Leiden Jesu seine Allmacht recht offenbar werde. Das klingt zunächst befremdlich genug und birgt doch eine tiefe Wahrheit in sich. Ja, daran, daß unser Herr in diesem Leiden zu überwinden vermochte, ist freilich mehr denn menschliche Kraft offenbar geworden. Gleich also soll uns nach seinem Willen alles Leiden willkommene Gelegenheit geben, die göttliche Kraft zu entfalten, die in uns ist.

Nur die Befürchtung möchte daher übrig bleiben, daß das Leiden etwa über unsere Kraft gehen könne. Eben darum soll ich wieder euch, ehe ihr ins neue Jahr eintretet, die Stärkung mit auf den Weg geben: Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern machet, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnt ertragen. Unser Gott weiß genau, was unsere Schultern tragen können, und er gibt zum Kreuz die Kraft. Vielleicht ist es nicht immer, wenn ich es so ausdrücken darf, ein Vorrat auf viele Jahre, aber auch im neuen Jahre will Gott dann von einem Tage zum anderen Kraft geben, daß wir alle Abende wieder bekennen müssen: Gelobet sei Gott täglich, er legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Ist das nicht wieder genug?

Gott ist getreu. In allem aber handelt es sich um die Treue des Gottes, der uns in die Gemeinschaft seines Sohnes berufen hat. Darum hat alle seine Treue schließlich auch das eine Ziel bei uns im Auge, daß wir in die Gemeinschaft seines Sohnes hineingezogen werden und in der Gemeinschaft seines Sohnes erhalten bleiben. Das ist das Letzte, was wir von seiner Treue zu rühmen haben und gewissermaßen das Beste. Denn gleichwie die Sünde die schwerste Last ist, die ein Christ mit ins neue Jahr nehmen könnte, so ist unter allen Sorgen diese eine Sorge die größte, daß wir in der Gemeinschaft mit Gott erhalten bleiben. Auch im neuen Jahr aber wird die Versuchung auf allen Seiten ihre Fingarme nach uns ausstrecken, in guten wie in bösen Tagen, im Kämpfen wie im Leiden. Werden wir in diesen Versuchungen bestehen? Ach, wir wissen, wie schwach wir sind und wie dringend alles in uns noch der Vollendung bedarf. Darum table ich gewiß niemanden, wenn er heute fragen wollte, ob er auch im neuen Jahr zu glauben imstande sei. Nein, auch der Apostel Paulus hat gelegentlich ausdrücklich die Warnung ausgegeben: Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Aber eben dort fährt er mit der Erinnerung fort: Gott ist getreu. Und an anderem Ort hat er daselbe auf den scharfen, schönen Ausdruck gebracht: Er ist getreu, der euch ruft, welcher wirds auch tun. Was ist das für ein trostreiches Wort! Wir werden es nicht tun, meine Zuhörer, wir werden unseren Glauben nicht hindurchbringen. Aber Gott wird es tun. So gewiß



du seine rufende Stimme gehört hast, so gewiß darfst du auch überzeugt sein, daß Gott alles tun wird, um das gute Werk, das er in dir angefangen hat, zu vollenden. Du hast es ja mit dem Gott zu tun, der in Jesu Christo offenbar geworden ist, und von dem singt der fromme Sänger mit Recht:

Stark ist meines Jesu Hand,  
Und er wird mich ewig fassen;  
Hat zu viel an mich gewandt,  
Um mich wieder loszulassen.  
Mein Erbarmen läßt mich nicht,  
Das ist meine Zuversicht.

### III.

Gott ist getreu — das Wort laßt uns im Glauben fassen und in der Kraft dieses Wortes alle Sorge und alle Bekümmernis unter die Füße treten, daß wir mannhaft ins neue Jahr gehen! Wir sind zwar kein unversuchtes Geschlecht und können darum nicht so leichten Herzens wie manche ins neue Jahr hineintändeln. Aber wir wollen auch nicht ins neue Jahr hineinkriechen, als wüßten wir nichts von einem Gott, der treu ist. In der Gewißheit der Treue Gottes wollen wir tapfer und getrost ins neue Jahr eintreten. Wir mögen wohl unsere sehr ernststen Sorgen haben, Sorgen für uns, Sorgen für die Unsrigen, Sorgen für unsere liebe große Stadt, Sorgen für unser Volk, Sorgen für die Kirche, Sorgen für die Schule, aber im Blick auf den treuen Gott sollen alle anderen Sorgen zuletzt unter der einen Sorge untergehen, daß wir fortan nur ihm die Treue halten, der sie uns gehalten hat und halten wird.

Nur treu! — das ist billig das Echo, das das Wort von der Treue Gottes in unserer Seele hervorruft. Nur treu zuerst im Gebrauch der Mittel, durch die Gott uns nahe kommen und seine wirksame Gegenwart uns erleben lassen will, nur treu im Gebrauch des Wortes und Nachtmahls. Nur treu sodann im Gebet zu dem treuen Gott, denn betend allein nehmen wir aus der Fülle Gottes Kraft um Kraft, Gabe um Gabe. Nur treu dann aber auch mit aller Gabe und Gnade, die Gott uns ins Herz legt. Ob wir viel empfangen haben oder wenig, ein Pfund oder viele Pfunde, nur treu gewuchert mit dem Pfunde, das Gott uns anvertraut hat. Ob wir noch auf der untersten Stufe der Glaubensleiter stehen, oder den Himmel schon offen sehen, nur treu. Ob wir Gott dienen in unseren Gottesdiensten, oder in der täglichen Arbeit des Berufes, nur treu. Ob er uns im Kämmerlein begegnet, oder in der Gemeinschaft des Hauses, oder in der Arbeit und im Kampf des öffentlichen Lebens,

nur treu. Ob wir unter den Augen der Menschen unser Werk treiben oder Gott allein uns sieht, nur treu. Ob wir zum Leben uns schicken, oder zum Sterben uns bereiten, nur treu. Ob der nächste Neujahrsgottesdienst uns noch gemeinsam in Gottes Haus findet, oder man indessen unser Grab auf dem Friedhof geschaufelt hat, es müsse von diesem Jahre gelten: nur treu!

Nur treu! Empfindet ihr nicht mit mir, welche innerliche Befreiung in einer solchen kurzen Losung liegt? Treten wir als lebendige Menschen ins neue Jahr, dann erleben wir alle, wie mannigfaltige Empfindungen in diesen Tagen unsere Seele bewegen. Wir versuchen in diese Empfindungen Ordnung zu bringen. Wir versuchen es betend vor Gott. Gleichwohl drohen immer wieder die Gedanken sich zu verwirren. Sehet, liebe Christen, da hat Gott uns in dieser stillen Stunde an die Hand nehmen wollen und hat uns sagen wollen: Möchtet ihr ein Wort von mir ins neue Jahr mitnehmen, dann nehmt dies eine Wort mit: Ich bin getreu, und sucht ihr nach einer Antwort, dann laßt das eure Antwort sein: Nur treu!

Wohlan denn, meine Zuhörer, laßt uns unserem Gott Antwort geben: Nur treu, nur treu! Amen.



„Die Stärke, die Kraft, die dazu bestimmt ist, deine Last zu heben, deinen Lauf zu laufen, deine Wahrheit zu finden, die Decke der Treue über deinem Leben zu halten, das bist nicht du selbst. Sie ist Gott und du. Es wäre unnatürlich, wolltest du versuchen, es allein zu tun. Es ist beinahe, als versuchte die Lokomotive ohne Dampf davonzufahren oder wie wenn der Meißel ohne den Künstler meißeln wollte. — Die Lokomotive und der Dampf machen die treibende Kraft aus. Der Künstler und der Meißel schaffen die Statue. Gott und du leben dein Leben.“

(Brooks).

„Will unsere Zeit mich bestreiten,  
Ich lasse es ruhig geschehn.  
Ich komme aus anderen Betten  
Und hoffe in and're zu gehn.“

(Grillparzer).



## Fein demütig!

Hält uns der Morgen die Tore offen,  
Läßt er den Weg uns im Lichte sehn,  
Nur nicht zu viel dann vom Tag erhoffen,  
Daß wir enttäuscht nicht zum Abend gehn!

Aber doch immer vom eignen Herzen  
Und von dem Schaffen der eigenen Hand  
Recht viel erwarten! Wohl wird es schmerzen,  
Wenn wir am Abend das Stücklein Land,

Das wir bepflanzen, nochmal ansehen:  
's blieb doch viel ärmer, als wir gedacht!  
Dann wird die Demut zur Seite gehen  
Uns auf dem Heimweg zur stillen Nacht!

M. Feesche.



## Ewigkeitstagwerk

So denk' ich nun: Wenn wir dereinst gekommen  
Ins Land der Ewigkeit und aus den Händen  
Uns Gott den Dienst des Alltags hat genommen  
Und will nach seinem Bilde uns vollenden,  
Streift uns der Heil'ge alle Selbstsucht ab  
Und sagt: Die laßt zu tiefst im Grab!

Das wird die Arbeit sein der ew'gen Tage,  
Daß wir in Liebe uns den andern geben,  
Daß uns're Saat dem Nächsten Früchte trage;  
In immer hell'rem Glanz liegt dann das Leben.  
— Je mehr uns heut' schon schmückt von solchem Schein,  
Je heimatnäher werden wir hier sein!

M. Feesche.





## Der 1. Petrusbrief in Bibelfstunden

Neue Motive

1. Petri 5, 1—5

Vers 1: „Die Ältesten, so unter euch sind, ermahne ich, der Mitalteste und Zeuge der Leiden, die in Christo sind, und theilhaftig der Herrlichkeit, die geoffenbart werden soll“.

Unser heutiger Abschnitt behandelt Fragen, die in anderem Zusammenhang und in anderer Beleuchtung oft auf Pastorkonferenzen besprochen werden, nur daß man da nicht immer gerade den Gesichtspunkt Seelsorge im Zusammenhang mit Leiden in den Vordergrund zu stellen pflegt. Petrus ermahnt die Ältesten. Da darf nicht vergessen werden, daß in der ersten Zeit der Christenheit unter diesem Namen nicht unsere Pastoren in erster Linie zu verstehen sind. Die Vorsteher waren Vertrauenspersonen der Apostel, die sie eingesetzt, wie auch der Gemeinde, in der sie durch Erfahrung und Alter oder durch Reife ihres Charakters das nötige Ansehen genossen. Die Lehrtätigkeit war nicht immer und nicht ohne weiteres mit dem Vorsteheramt verbunden (1. Timoth. 5, V. 17). Dafür gab es ein besonderes Charisma, eine Begabung von oben, sodaß man das Recht zur Wortverkündung nicht wie heute durch ein Examen in der Theologie erlangen konnte. Wir können darum die Ermahnung des Apostels auch für alle älteren und führenden Persönlichkeiten benutzen, die auch ohne eigentliches Amt die Hauptverantwortlichkeit in ihrem Kreise tragen.

Als Amtsgenosse führt der Apostel sich ein, als der Berufszeuge, der an den Leiden Christi mit beteiligt ist und das gibt der ganzen Ermahnung eine besondere Färbung: Seelsorge unter dem Gesichtspunkte des Leidens! Damals wie heute muß das einen ganz merkwürdig tiefen Unterton haben, wenn der Mann, der diese Seelsorge ausübt, selbst unter einem bestimmten Leiden steht und sich an eine Gemeinde wendet, die auch in offenbarem Leidenszustande der Verfolgung sich befindet. Als ob es übrigens ganz ohne Leiden Seelsorge geben könne!

Auch die andere Betonung seiner Eigenschaft als Genosse der zukünftigen Herrlichkeit hat ihre bestimmte Klangfarbe: der Blick auf's nahe Ende ist auch hier noch vorherrschend und dürfte bei der Begründung der Ermahnung auch eine ganz bestimmte Rolle spielen.

Vers 2: „Weidet die Herde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern williglich; nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrunde“.

Im Munde des Petrus hat diese Ermahnung einen besonderen Klang vom See Genesareth her, wo Jesus ihn bei seiner Aufnahme nach dem Fall mit einem solchen Weiden seiner Herde beauftragt hatte. Wie ernst mag damals die Aufgabe eines solchen Ältesten gewesen sein! Wieviel Gefahren drohten rein äußerlich dem Bestande der Gemeinde! Wie unfertig war noch die ganze christliche Lebenslehre! Fehlte es doch sowohl an einer ausgebildeten christlichen Sitte, als an der Macht einer von den Eltern überkommenen Gewohnheit. Ebenso wenig gab es eine bis ins Kleinste fest ausgeprägte Lehre: Dogmatik, Katechismus und Bekenntnisschriften fehlten doch noch ganz. Da liegt es auf der Hand, daß die Persönlichkeiten eine ganz andere Rolle spielten als heute. Aber nichtsdestoweniger können auch wir das Gefühl nicht los werden, daß die Hauptsache an dem inneren geistlichen Gedeihen und Blühen der Gemeinden auch heutzutage von dem geistlichen Höhepunkt der leitenden Persönlichkeit abhängt. Wenn nun diese eine führende Hand nichts taugt? Wenn die Hand, die berufen ist, Gold zu bringen, Spreu und Stoppeln trägt? Oder wenn einer beim Säen eine unglückliche Hand hat, daß der Same des göttlichen Wortes nie auf die hungernden und dürstenden Herzen fällt, wo er etwas ausrichten könnte, sondern daneben auf Granit oder Eis? Wieviel von den Schäden unserer Volkskirchen, über die wir jetzt seufzen, würden zu überwinden sein, wenn die Persönlichkeiten voll heiligen Geistes und voll Tactes wären!

Petrus will mit dem Ausdruck: „Die euch befohlen ist“ nicht nur die Verantwortlichkeit betonen, sondern auch die Gefahr kennzeichnen, die wir in der brutalen Alltagssprache mit „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit“ bezeichnen. Wo diese Auffassung der Arbeit sich heimlich in alle Empfindungen hineinschleicht, ist der göttliche Segen natürlich verscheuht. Darum betont Petrus das „freiwillig“ sich täglich hineingeben in den Dienst; nicht aus menschlichen Rücksichten, sondern gottesgemäß um des Herrn willen. Man sollte niemand zu einem Pfarramt zwingen, den nicht ein innerer Beruf mit Gewalt dazu treibt, denn als bloßer Erwerbsposten verdirbt er den Charakter und den Glauben.

„Nicht um schändlichen Gewinnes willen“, — daß gibt doch zu denken, daß es dergleichen Gefahren im Geldpunkt schon damals gegeben hat. Nachher zeigt die Geschichte der Kirche zur Genüge, wie oft die Geistlichen dieser Versuchung erlegen sind. Heutzutage sorgen die kleinen

Gehälter, die unter dem Einfluß einer kirchenfeindlichen Majorität durchgesetzt sind, schon dafür, daß niemand in die Gefahr kommt, ein „Geldpfaffe“ zu werden. \*)

Vers 3: „Nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde“. — Diese andere Gefahr, daß man, ohne Widerspruch zu ertragen, nur über die Gemeinde herrscht wie ein geistlicher Polizeimann, ist allerdings noch heute von Bedeutung. Sagte mir doch schon mehr als ein Mensch, wenn ich ihn aus meiner Sprechstunde zu seinem zuständigen Geistlichen schickte: „Vor dem habe ich eine solche Angst!“ Sollte es ganz ohne Schuld von beiden Seiten zu solch einem Vorurteil gekommen sein? Es will eben ein Gespenst noch immer nicht verschwinden, das dem Pfarrer seine Stellung zur Gemeinde verdirbt: die Seelenpachtung. Als ob die Seelen der Gemeindeglieder eine Pachtung der Geistlichen wären, an die kein anderer mit dem Wort Gottes herankommen dürfe als sie! — Auf der anderen Seite schelten viele nur dann über die Herrschsucht der Pfaffen, wenn man ihnen scharf Buße predigt. Darüber ließe sich eine Satyre schreiben, wie man heutzutage beliebt oder unbeliebt wird. Der Apostel will aber bloß, daß wir Vorbilder der Herde werden. Das Leben des Klerikers ist das Evangelium der Laien, sagt ein alter Spruch. Vorbilder ziehen stärker als Predigten.

Vers 4: „So werdet ihr (wann erscheinen wird der Erzhirte) die unverwelfliche Krone der Ehren empfangen“.

Es war bei den Griechen jener Zeit Sitte, die treuen Chargierten ihrer Kultusvereine mit einem Immortellenkranz zu ehren. Daran knüpft der Apostel hier an und denkt nicht an einen Siegeskranz für einen Kämpfer, sondern an dieses Zeugnis für Treue im Beruf. Jesus hat auch wie ein großer König seinen Hausorden, sein Verdienstkreuz und er wird es wissen am Tage seiner Wiederkunft den treuen Dienern auszuteilen.

Vers 5a: „Desselben gleichen, ihr Jungen, seid untertan den Ältesten“.

Nachdem der Apostel den Ältesten so allerlei Wahrheiten gesagt hatte, ermahnt er die Jüngerer doch zu einem Respekt vor dem Amt, als ob er sagen wollte: Ihr Jungen, macht es den Ältesten leichter, selbstlos und demütig zu sein! Wenn ihr aber euch so benehmt, daß die Anderen sich ununterbrochen verteidigen müssen, nur um die ihnen gebührende Ehrenstellung

---

\*) Schändlich wird Gewinn oder Gehalt oder Einnahme erst dadurch, daß der Gegenwert, die Gegenleistung fehlt. Sonst soll sich doch der, der das Evangelium treibt, auch davon nähren. Wenn er aber keine Nahrung den Seelen bietet und sein einziges Interesse das Geld ist, wird solches hier schändlich genannt.



nicht zu verlieren, da kommt kein Segen auf! — Die beiden natürlichen Parteien in jeder Gemeinde, die Alten und die Jungen, sollen sich ergänzen, einander ehren, einander die Wage halten und eines den andern ertragen, dann kann Gott die verschiedenen Gaben und Kräfte vereint zu Nutz und Segen der Gemeinde sich auswirken lassen. Wenn aber bei jeder Gelegenheit diese beiden auf einander angewiesenen Parteien es zu heftigen Kämpfen kommen lassen, muß es beiden an der Demut und Weisheit fehlen, die lebendige Christen in der Nachfolge ihres Meisters wohl haben müßten. Was für ein Zersplittern von Einheiten, was für ein Vergeuden von Kraft, was für ein fruchtloses Sichmühen von beiden Seiten, wenn die Demut oben und unten, bei Leitenden und Geleiteten, bei Pastoren und Gemeindevertretern fehlt! Da möchte man an manches persönliche Erlebnis der letzten dreißig Jahre denken und darüber klagen, daß der Geist der Zucht und Weisheit und der Liebe und der Kraft in unseren Beratungen und Sitzungen so oft gänzlich ausgeschaltet war! Der Herr erbarme sich seiner Herden und stelle selbst die rechten Wächter auf Zions Mauern! Amen.



„Solche Kranke gibt es. Das wissen wir alle. Männer oder Frauen, so hilflos, daß sie ihr ganzes Leben hindurch nur von andern abhängig schienen, haben sich gerade durch ihre Krankheit so zu einem höheren Leben emporgeschwungen und sich so eng mit Christus verbunden, daß die, auf die sie sich stützten, Christus in ihnen fanden und sich auf ihn stützten. Ihre Krankenzimmer verwandelten sich in Kirchen. Die Hände, an die sie sich klammerten, klammerten sich in Wirklichkeit an sie. Man war abhängig von ihnen, während sie am abhängigsten schienen. Und bei ihrem Tode, als der schwache Funke ihres Lebens erlosch, wandelten starke Menschen, deren Licht zu strahlen schien, in Dunkelheit; starke Herzen, an die die Kranken sich zu schmiegen schienen, erzitterten, als sei der Halt und das Wesen ihrer Kraft verschwunden.“

Brooks.





# Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

(Fortsetzung)

## II. Eine neue Welt

Die ersten Eindrücke, die nach der Landung in Colombo und erst recht in Tutukorin auf eigentlich indischem Boden auf den Neuling einströmen, sind so überraschend, so überwältigend, daß man aus dem Sehen, Hören und Staunen nicht herauskommt. Jetzt merkt man es, daß man tatsächlich eine ganz neue Welt betreten hat.

Wie merkwürdig diese rotbraune Erde, die um so greller gegen die üppig wuchernde grüne Vegetation absticht, je tiefer das Blau des wolkenlosen Himmels ist. Wie merkwürdig aber erst die Menschen, welche dieses Wunderland bewohnen. Es ist ganz unmöglich, mit wenigen Strichen ein getreues Bild zu malen von dem bunten Anblick, der sich einem auf Straßen und Plätzen in Stadt und Land bietet.

So verschieden die Hautfarbe ist: vom tiefsten Schwarz der afrikanischen Neger bis zum hellsten Braun, daß man fast meint, einen gründlich eingebrannten Europäer vor sich zu haben — so verschieden auch die Bekleidung. Da kommen stolz mit Verachtung auf die ganze übrige Menschheit blickend, die höheren Kastenangehörigen einher in ihren phantastischen Gewandungen. Hinter ihnen, bescheiden ihrem „Gott“ folgend, gehen die Frauen, malerisch in kostbare Schleier gehüllt und überladen mit Gold und Silber buchstäblich vom Scheitel bis zur Sohle, oder doch wenigstens bis zur großen Zehe, die bei vielen anscheinend mit besonderer Liebe geschmückt wird. Eine arge Geschmacksverirrung ist es nach unseren Begriffen, wenn seitwärts aus der Nasenwand goldene Ketten und andere Schmuckgegenstände herausragen, oder wenn das Ohrläppchen durch goldene Niesenohrringe, die man bei uns gut zu Bonbonnièren oder zu ähnlichen Zwecken verwenden könnte, so erweitert ist, daß es fast bis zu den Schultern herabhängt. Scheu diesen Göttersöhnen ausweichend, drängen sich schwachend und lachend durch einander die niederen Kastenleute — je nach Stand und Vermögen mehr oder weniger bekleidet — bis zu den armen Kulis, die

nur ein spärliches Lendentuch ihr eigen nennen. Originell ist bei allen Männern die Haartracht. Meist ist der Kopf rings herum geschoren, nur in der Mitte läßt man das Haar wachsen, um nach einer Seite hin den Zopf zu flechten. Den häßlichsten und unangenehmsten Anblick bieten einem entschieden die Frauen der niederen Kasten an der Malabarküste, die schmutzig und mit enthülltem Oberkörper wohl kaum einen Anspruch darauf haben, zum schönen Geschlecht gerechnet zu werden. Und dann die Kinder! — Herzlich wenig oder garnicht bekleidet, geben sie den Schneidern nichts zu verdienen. Eine dünne Schnur um den Leib, einige Ringe an Armen und Füßen und damit ist ihre Toilette beendet.

Zur Vervollständigung dieses Bildes seien dann noch die modernen Hindu erwähnt, die zum Teil als hohe Regierungsbeamte tätig sind. Mögen sie innerhalb ihrer vier Wände der alten Tracht und Sitte treu bleiben, öffentlich erscheinen sie europäisch bekleidet — nur der Turban und ihre Gesichtsfarbe verraten noch den Hindu. Und schließlich dürfen wir die Maplas (Mohamedaner) nicht vergessen, die leicht erkenntlich sind an dem roten oder blauen Rande ihres Unterkleides und an dem weißen Kappchen, das ihren glattrasierten Kopf vor den Strahlen der Tropensonne schützen soll. Sie fehlen nirgends; denn als Schacherjuden der schlimmsten Art stecken sie ihre Nase in alles, wo sie vielleicht einen Profit rauschlagen könnten. Wehe dem Neuling, der ihnen in die Hände fällt. Es ist ganz unglaublich, was einem die Brüder von der Missionsindustrie von den Geschäftskniffen dieser geriebenen Handelsleute berichten können.

Ebenso merkwürdig und fremdartig berührt einen die tropische Vegetation, wie sie einem teilweise in kläglicher Nachahmung von Treibhäusern her bekannt war. Der erste Tag der Eisenbahnfahrt von Tutiforin nach Trichinopoly brachte mir allerdings eine große Enttäuschung. So hatte ich mir Indien nicht vorgestellt. Soweit das Auge reichte, öde Sandfelder — d. h. spärlich wuchs auf diesen Feldern mancherlei — ganz vereinzelte Palmen, die einzige Abwechslung ganz plötzlich grotesk aus dem Sande aufsteigende Felsblöcke, zum Teil von gewaltiger Höhe. Eines hätte freilich unsere modernen Blumenfreunde erfreut, nämlich die üppig wuchernden Kakteen mit den schönsten Blüten, welche die Bahn auf beiden Seiten einfaßten.

Ganz anders war der zweite Tag, nachdem uns die Nachtfahrt bis an den Fuß der blauen Berge gebracht hatte. Unmittelbar an diesem berühmten Gebirge entlang fahrend, bot sich unseren Blicken von der Bahn aus eine Gegend dar, die völlig alpinen Charakter trug. Und um das Bild für dieses regenreiche Jahr ganz wahrheitsgetreu zu machen, hatten



sich die Gipfel der Berge in dichte Wolken gehüllt. Dann ging es hinab an die Malabarküste, die nun wirklich so ist, wie ich mir Indien immer geträumt hatte. Ein herrliches Stück Erde ist es doch, dieses Land, dahin während meiner Schulzeit so oft die Lehrer mich gewünscht hatten: dieses Land, da der Pfeffer wächst.

Die Fahrt von der südlichsten Baseler Missionsstation Codacal bis zum Hauptsitz dieser Mission in Malabar, bis Calicut, war wirklich einzig schön. Welch ein Bild: die grünen Reisfelder, die gewaltigen Banianenbäume, von denen mancher mit seinen bis auf die Erde reichenden Luftwurzeln für sich eine Baumgruppe bildet, die Palmyra- und Kokospalmen, die Bananenstauden und der ganze übrige üppige indische Baumwuchs. Und all diese Bäume und Sträucher umrankt von den so prächtig wuchernden Schlinggewächsen, unter denen der Pfeffer die Hauptrolle spielt. Von Stunde zu Stunde wird die Fahrt schöner. Diese grüne Tropenlandschaft wird durchschnitten von den sog. Backwaters, Meeresarme, die sich weit in das Land hineinziehen und deren blaues Wasser belebt ist von Booten aller Art. Besonders schön wird der Anblick, wenn die Palmen einen Durchblick gestatten auf das weite Meer. Ja — an Naturschönheiten wird man wohl kaum ein Land aufweisen können, das diese Malabarküste übertrifft.

Mitten in diese wunderbare Landschaft sind nun die Dörfer der Eingeborenen hineingebettet, soweit man in Malabar von Dörfern reden kann. Die einzelnen Häuser sind oft so völlig im Grün versteckt, daß man von einem zusammenhängenden Dorfe nichts sieht. Jedes Gehöft ist für sich abgeschlossen, mit Wall und dichter Hecke umgeben. Ein solches Haus, so malerisch mit Palmblättern gedeckt, mitten in diesem üppigen Tropengarten, völlig getrennt von der Außenwelt — ist es nicht wie geschaffen, der Idealsitz, für ein stilles, glückliches Familienleben zu sein? Ebenso originell und friedlich liegen die Häuser der Armen. Mitten in grünen Reisfeldern auf kleinem Hügel stehen ihre oft baufälligen Hütten, die umgeben von schlanken Kokospalmen und Bananenstauden auch ein Bild stillen Friedens zu sein scheinen. Und schließlich seien nicht vergessen die reizend unter Palmen am Rande der blauen Backwaters gelegenen kleinen Dörfchen der Fischer — ein echtes Tropenbild.

Auf dieser Fahrt, da das Auge schwelgte in all' diesen herrlichen Bildern, wurde mir das Urtheil so mancher Reisenden erst recht verständlich, die da sagen, die Heiden leben in ihrer schönen Natur so glücklich und zufrieden, wie es nur Kinder tun können, laßt sie doch in ihrer stillen Ruhe und bringt durch Eure Missionspredigt nicht Unfrieden in sie hinein.

Wer nur durch ein solches Land als Tourist hindurchfährt, sich an der schönen Natur und den bunten Bildern, wie sie einem die Städte bieten, erfreut, der darf wirklich nicht den Anspruch erheben, das Land zu kennen und ein solches Urteil, wie das vorhin genannte, zu fällen. Der äußere Glanz zeigt uns nicht die Seele des Volkes, er ist nur die eine Seite der Medaille. Schauen wir erst hinein in das wirkliche Leben dieses äußerlich so reich mit Naturschönheiten und Naturgaben gesegneten Volkes, dann merken wir alsbald, es ist nicht alles Gold: was glänzt, und die Medaille hat auch noch eine andere Seite.



Frankreich. Einen neuen Beitrag zu der antichristlichen Richtung, welche gegenwärtig die ganze Staatsverwaltung Frankreichs auszeichnet, gewährt uns eine Nachricht aus dem dortigen Gefängniswesen:

Nach einem neuen ministeriellen Erlaß ist es den die Gefängnisse besuchenden Geistlichen aller Konfessionen streng verboten, den Gefangenen irgend welchen erbaulichen oder religiösen Lesestoff zu verabreichen. Grundsätzlich sollen die Gefangenen nur lesen, was in der Gefängnisbibliothek enthalten ist. Das Ministerium des Innern gibt alljährlich einen Katalog heraus, auf Grund dessen die Bibliotheken eingerichtet werden müssen. Er führt zunächst einige historische Werke, namentlich über die französische Revolution und den deutsch-französischen Krieg auf, einzelne Reise- und Länderbeschreibungen, sowie ein Duzend Werke wissenschaftlichen Inhalts. Den weitesten Teil aber füllt die Rubrik: Theater, Romane und Novellen aus! Kein einziges Werk ist angeführt, das irgendwie sittlichen und erzieherischen Charakter an sich trägt.

(Chr. Volksbote aus Basel).

„Die größte Kraft des Körpers ist die Seele und die größte Kraft der Seele ist Gott“.

„In der selbstsüchtigen Welt gilt das Wort: Wer sich selbst aufgibt, der ist verloren. Im Reiche Gottes ganz umgekehrt: wer sich selbst aufgibt und auf Gott allein verläßt, der hat Glück und Frieden gewonnen“.

(Aus Hilty: Bausteine, erschienen 1910 im Verlag von E. Meyer, Leipzig, Harau und Wien).



## Wegweiser

Sa, sie sind langweilig, das wissen sie selber, die Leute, die nicht bei allem mitlachen und mittun können, die das Leben so ernst und schwer auffassen, die von Pflichten und Aufgaben reden und aus deren Augen eine immerwährende Sehnsucht leuchtet. Sie sind langweilig, das steht fest. Oder wird es uns nicht ungemütlich und bedrückend, wenn uns der Blick so ernst und fragend trifft? Wir möchten ihm entfliehen und wissen doch: „Der Blick bannt uns, diese Menschen sind gut.“ Also „gut sein“ heißt langweilig sein. Aber es heißt noch mehr Unangenehmes. Denke nur ein wenig darüber nach, wie du über solche Leute empfindest, die dir ein in deinen Augen sehr harmloses Vergnügen vergällen und dich unruhig und ärgerlich machen, die alles Böse und Ungute in dir zum Ausbruch zu bringen scheinen. Du bist ja sonst so sanftmütig, so nachgiebig und umgänglich. Aber jetzt kennst du dich selbst kaum wieder. Wie urteilst du über diese Leute? Sieh! und nun weißt du, was „gut sein“ alles heißen kann.

Aber — das Leben hielt dir nicht, was es versprach. Du wirst bitter und ziehst dich zurück. Und wieder fühlst du den Blick dieser Leute auf dich gerichtet, und dieser Blick löst zum ersten Mal etwas Starres, Unfreies in dir. Und dann merkst du auf einmal, wie sanft und weich ihre Stimme ist, und wie sie „etwas“ haben, was dir bis jetzt fehlt, daß diese Leute dich verstehen müssen, weil das Leben sie auch gekreuzigt hat. Nur, daß sie nicht bitter wurden, nur daß ihre Sehnsucht nicht starb, sondern weiter sucht aufs Ungewisse und vielleicht Unerfüllbare, nein sicher Unerfüllbare — denn das glaubst du jetzt noch — hin. Und noch einmal wendest du dich ab, achselzuckend und sagst: „Toren!“ Aber das wissen die Menschen dann schon, daß dies dein Urteil nicht aus tiefstem, überzeugtem Herzen kommt, sondern daß es das Unfrohe, Bittere in dir spricht, daß du doch eigentlich auch zu diesen „Toren“ gehören möchtest und ginge es um den Preis deines eigenen Schs. Das wissen sie ganz genau und lächeln darum nur ganz fein und denken: „Er gehört doch schon zu uns. Sa! das wissen wir ganz fest und lassen uns darum nicht irre machen!“ — Sa! und dann kommt die Zeit, da fühlst du dich so unsicher und unfrei. Du sagst so viel und tust so manches, von dem du früher nie geglaubt hättest, daß es je möglich sei. Natürlich, sehr viel Dummheiten



sind darunter. Das kannst du dir selbst nicht verhehlen. Aber du weißt ja gar nicht mehr, was eigentlich für dich feststeht, du, der du früher so sicher und selbstbewußt deinen Weg gingst. Und ein Gefühl großer Scham und Qual kommt in dein Herz, weil du weißt, die Welt lacht über dich, denn dein Bestes hat sie ja nie verstanden. — Aber da sind die andern, die wissen: „Jetzt ist das große Sehnen und Suchen in sein Leben gekommen“ — nur das Eine wissen sie nicht, daß sie es durften wecken helfen, nein, das wissen sie nicht, das paßte auch gar nicht zu ihrem Wesen — „jetzt ist es in seinem Leben und schlägt oft verkehrte Bahnen ein und läßt ihn so vieles Verkehrte und Unrichtige tun. Ja, das ist nur irrgel leitete Sehnsucht. Die spricht jetzt so heiß aus seinen Augen. Die wird der Welt schon unbequem, und darum lacht sie und fängt an, auch ihn zu kreuzigen mit Hohn und Spott.“ Aber dieser Hohn und Spott, kommt er denn wirklich aus sattem, frohem Herzen, oder soll er auch die eine große Leere und Nede im Leben verdecken? Ja! das wissen sie nun auch ganz genau, daß auch bei der großen Welt, die sie schmäht, ein langes Unbefriedigtsein sich hinter Hohn und Spott verbirgt, und deshalb tut er ihnen nicht weh, sondern weckt in ihrem Herzen nur ein großes, unendliches Erbarmen. Du aber merkst, die Menschen lachen nicht, weil sie verstehen, denn sie sind selbst in ihrer Sehnsucht so manchen verschlungenen Pfad gegangen, sie können selbst von Sünde und Not reden — nur . . . daß in ihrem Leben ein Neues wurde. Und dieses Neue, das mußt du suchen, bis du es findest und besitzest, und gingst du darüber zu Grunde. Was läge auch daran, so wie du jetzt bist!

— — Nun sei einmal ganz stille und denke nach! Ja! das wirst du uns wohl nicht erzählen können, wie das Neue auch in dein Leben kam. Und die andern, die können es auch nicht, aber sie wissen und merken: es ist da, das genügt ihnen. Höchstens könnten sie uns erzählen, wie du zu ihnen gekommen bist, elend und verzweifelt — ob du bitter, herzbrechend und doch so befreiend geweint hast, oder ob du kalt, stumm und starr vor ihnen gestanden hast, das ist ganz gleichgültig — sie wußten doch gleich, weshalb du gekommen bist. Sie könnten uns erzählen, wie du sie gefragt hast, sehr dumm gefragt hast nach deinem Ermessen, sehr fein und geschickt nach ihrem Urteil, gefragt — ob in Worten oder nur mit Blicken, das tut nun wieder nichts zur Sache —, was sie froh und frei gemacht habe, und wie sie denn geantwortet haben: Er ist unser Friede. Er, derselbe, der gesagt hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken!“ Er, der gesagt hat: „Siehe, ich mache alles neu!“

Wie das Neue in dein Leben getreten ist? Nein, das kannst du uns wirklich nicht erzählen. Das muß dein tiefstes Geheimnis bleiben. — Aber es ist da! — Und das genügt uns. Meta Holland.



## Ebbe und Flut

Es ist Windstille, schwüle, bleierne Druckluft über der Unterelbe. Eine Bark gleitet langsam stromabwärts. Da sie bei der Windstille kein Fetzchen Beinwand gesetzt hat, ist es klar, daß nur die abfließende Ebbe sie mit sich nach dem Meere trägt. Schon hebt sich der Leuchtturm von Cuxhaven deutlich am graugelben Himmel ab. Dort signalisiert man „Sturmgefahr“ und der Barometer in des Schiffers Kabine fällt rapid. Wie soll die Bark noch aufgehalten werden? Weit und breit ist kein Schlepper in Sicht. Es ist keine Minute zu verlieren; der Schiffer läßt sein kleines Boot herab, seine drei Matrosen müssen hinein; die Trosse wird daran befestigt und sie legen sich nun mit aller Macht in die Riemen. Vielleicht können sie das Schiff doch noch stromaufwärts ziehen und zurück nach dem Hafen schaffen. Aber sie scheinen vergeblich zu arbeiten. Eine Viertelstunde angestrengten Ruderns nach der anderen vergeht und die Richtung der Schiffsbewegung ist immer noch die See. Schon erlahmen die starken Arme, — da schreit der Schiffer auf: der Abtrieb ist vorbei! Die Bark steht nicht nur still, nein, man siehts dort an der Boje, sie wird vom Boot langsam stromaufwärts gezogen. Geschieht ein Wunder? Haben die Müden plötzlich Riesenkräfte bekommen? Von Minute zu Minute wirds deutlicher, daß das Schiff aufwärts fährt. Die Flut hat eingesetzt und treibt und drängt die Wasser hinauf, bis die Bark im Hafen festmachen kann. Jetzt kann das furchtbarste Wetter losbrechen; sie ist gerettet.

Bitte lies die Deutung dieses Gleichnisses in Röm. 7 und 8. — Wenn man solch ein Bild einmal kennen gelernt hat\*), kann man es nicht wieder vergessen. Gesegnet sei die Flut des neu einsetzenden Lebens Christi (I. Petri, 1, 3) und gelobt der, der sie uns aus freiem Erbarmen gegeben hat.

\*) In etwas anderer Fassung bei G. F. Trench, Gleichgestaltung mit Christo





## Aus der Briefmappe des Evangelisten

„Amtsbruder“. Sie wundern sich, daß Sie in der Gemeinde soviel freudigen Anklang Ihrer Bemühung und soviel Segen Ihrer Arbeit sehen und im eigenen Hause will das Zeugnis nicht fangen und Sie spüren mehr die abstoßende oder ablehnende Stellung Ihrer heranwachsenden Kinder gegen den väterlichen Glauben. Darauf ließe sich verschiedenes sagen. Vielleicht beobachten Sie sich selbst, ob Sie nicht in der Gemeinde selbstlos, aufopferungsfreudig sich ganz einsetzen und ob Sie nicht daheim sich etwas mehr gehen lassen, weniger rücksichtsvoll sich benehmen, — vielleicht erwarten, für alle Ihre Selbstlosigkeit draußen daheim belohnt zu werden dadurch, daß alles nur auf Ihr Wohlbehagen sinnen soll! . . . Vielleicht liegt's auf ähnlichen Linien. — Vielleicht daran, daß man daheim viel schärfer kontrollieren kann, ob die persönliche Nachfolge echt ist oder nicht und ob Wort und Wandel stets ganz zusammenstimmt. — Vielleicht ist die „Pfarrertruste“ schuld, von der ich in meinen „Sieben Bitten an die Pfarrer“ sprach!

B. R. Sie müssen zuerst ablegen, was kindisch ist, z. B. daß die Erwägung noch eine so große Rolle in Ihrem Innenleben spielt, was für eine Anerkennung und was für einen Dank Sie finden könnten. So lange wir auf ein solches Echo unserer Selbstverleugnung spekulieren, bleibt sie ein Geschäft und verdient ihren Namen nicht. Je wahrer und völliger Sie sich ohne jede „Vergütung“ Jesus zur Verfügung stellen, desto wirklicher wird der Erfolg Ihrer Arbeit werden.

N. N. Ich will Ihre Anfrage versuchsweise hierhersetzen: Wer gibt einem eingetragenen Verein (Gemeinschaftsleute), der ein neues großes, zum Teil Ertrag abwerfendes Haus baut, eine zweite Hypothek von 50 000 Mk. zu 4%? Daß die Sache sicher ist, läßt sich an Ort und Stelle nachweisen. Der Architekt stellt seine Forderung als dritte Hypothek noch dahinter! Anfragen an Herrn Missionar Boehme, Dresden = A. Ferdinandstr. 19II. Es müßte jemand sein, der mit diesem geringeren Zinsfuß auch seinem Gott dienen will und kann!

U. R. 1. Ob Sie mich sehr oft gehört haben? Das muß ich bezweifeln, denn sonst würden Sie mir das über „Befehrung“ nicht geschrieben haben. Kam es



noch schon vor, daß man mir an andern Orten den Vorwurf machte, ich hätte 8 Tage evangelisiert, ohne das Wort „Befehung“ in den Mund genommen zu haben. Auch können Sie die früheren Jahrgänge meines Blattes unmöglich gelesen haben, in denen ich wiederholt in der nüchternsten Weise über diese Frage geschrieben habe. — 2. Ihr zweiter Punkt ist berechtigt und habe ich das schon oft mündlich gerügt: Daß die Gläubigen in meinen Vorträgen und Predigten denen die Plätze wegnehmen, die das Wort nötiger hätten als sie!

R. M. Ihre Auslegung von Matth. 16, 28 kannte ich längst, halte sie aber für falsch.

M. u. W. Eine Rezension von Ritschl's Werk „Rechtfertigung und Veröhnung“ kann jetzt nicht mehr erfolgen; wohl aber zeige ich hierdurch an, daß eine neue billige Ausgabe (drei Teile 14 Mk.) soeben im Verlage von Marcus & Weber in Bonn erschienen ist.

E. Sch. Brief mit Einlage richtig erhalten und an die Rheinische Mission gesandt, worüber Quittung vorliegt.

Hausmutter. Von meinen Büchern paßt da nur „Vom braven Schlingel“. — Unter den neueren Büchern dieser Art bin ich nicht so bewandert, wie Ihr Buchhändler Morgenbesser, der Sie gewiß gut beraten kann.

H. R. Leider unmöglich! Die Rezensionen sind auf mehrere Monate im voraus fertig und noch lagern mehrere hundert Bücher, die längst vor Ihrem eingekauft wurden, unbefprochen! Was hilft es da, wenn Verleger und Verfasser mir auf Grund persönlicher Bekanntschaft Briefe schreiben und mich bitten, die Besprechung bald zu bringen! Ich bin wehrlos und komme mir dem unerwünschten Bücherzufluß gegenüber wie der bekannte Greis auf dem Dache vor!

Frau Pfarrer. Jawohl, die Bibelfunden über den Jakobusbrief sollen im Laufe dieses Jahres noch als ein Bändchen ähnlich dem ersten Johannisbrief erscheinen.

Dr. St. Herzeleid und Jammer haben Sie genug durchlebt und durchlitten. Nun strecken Sie sich nach den Früchten des Herbstes, die in solcher Glut gereift sein müssen. Neue Blüten bietet Ihnen der Rest des Lebens, der noch vor Ihnen liegt, vielleicht nicht mehr; dahinein sich zu schicken, ist nicht einmal so schwer, wenn man beide Hände voll süßer Früchte bekommt. Oder ist das Neue, das Jesus Sie jetzt am inwendigen Menschen erleben läßt, nicht süß und nicht etwas, was durch jene Erfahrungen erst reif ward? Wollen Sie noch einmal zurück in das vor Menschen-angen glückliche Genießen, wie Sie es jahrelang vor Ihrer Befehung ohne inneren Frieden und bewußtes Wachstum Ihres Geistesbesitzes gehabt haben? Auch um den Preis, alles das verlieren zu müssen, was jetzt Ihr Halt und Ihr Licht ist? Nein? Na also, dann schauen Sie nicht mit schwächlicher Wehmut nach den Fleischtöpfen Egyptenlands zurück: Sie haben ja die grausame Wüste bald durchquert und das Land der Ruhe winkt, die noch beschieden ist dem Volke Gottes.

B. B. (Berlin) u. A. S. (Meb). Herzlichen Dank für die Gaben!

v. H. Vom 23.—25. Januar findet in Berlin Westend, Spandauer Berg 2, eine Missionskonferenz für gläubige Laien statt. Das Programm derselben konnte ich nicht mehr hier abdrucken.



Kirchlicher Liberalismus von heute. In Verbindung mit badischen Theologen herausgegeben von J. R. von Loewenfeld. Karlsruhe. Evang. Schriftenverein. Preis 1 Mt.

Bei den verzwickten kirchenpolitischen Verhältnissen Badens habe ich den Eindruck gewonnen, daß der Kampf von positiver Seite nicht mit theoretischen Erörterungen und Konferenzen zu führen sei, sondern in der Wucht und Kraft der besseren Leistung. Die Naturwissenschaft sagt auch: „Nicht die Kräfte trennen das Lebendige vom Toten, sondern die Leistungen.“ Dann aber schmerzt es mich, wenn durch Schriften, wie die vorstehende, nur Aufregung und Gegnerschaft vermehrt wird. Sind außerdem in der badischen Landeskirche nicht erfahrenere ältere Männer genug da, die als Führer im Streit etwa die Gemeinden aufklären könnten, daß es ausgerechnet diese jungen Theologen sein müssen, die Parolen auszugeben haben?

Die Reden unseres Herrn nach Johannes im Grundtext ausgelegt von D. Siegfried Goebel. 2 Bd. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann.

Wer wissenschaftlich-praktische Auslegungen zu biblischen Büchern schreiben will, findet hier ein Muster. Die Auslegung ist nicht unnötig belastet mit philologischem Rüstzeug, das oft soviel Verdruß bereitet, gewährt vielmehr ungetrübten Genuß der reifen Frucht einer auf tiefgründigem Verständnis beruhenden, selbständigen und sorgfältigen Arbeit. Die Begründung der von anderen Auslegern abweichenden Ansichten ist durchweg überzeugend.

C. R.

Gottfried Frankhauser, Knüppel und Knorren. Aus den Papieren des Christoffel Truber. . . Basel, Rober.

Das ist doch wieder einmal ein Büchlein, das dem Rezensenten Freude an seiner Arbeit macht! Wieviel treffendes, gesundes Urteil, wieviel urwüchsiger Humor, wieviel unverfälschtes lebendiges Christentum steckt in diesen Satiren auf moderne Verschrobenheit. Einzelne Stüdelein sind grausam ernst und scharf, trotz der humoristischen Form und andere sind so lebenswürdig in ihrem Spott, daß sich auch der Betroffene kaum ärgern kann. Zum Vorlesen in christlichen Vereinen sehr geeignet!

Max Müller, Robert Pearfall Smith. Wandsbeck, Verlag „Bethel“. 50 Pfg.

Ueber diese kleine Broschüre hatte ich mich gefreut; also endlich eine ordentliche Darstellung jenes gesegneten Werkzeugs und eine klare Widerlegung der Gerüchte

über den Zusammenbruch, dachte ich mir. Beides ist recht schwach ausgefallen. Am Anfang nehmen die unwichtigsten Kleinigkeiten einen großen Raum ein und nachher kommen die Hauptsachen zu kurz weg. Da hat doch das Buch von Smith's Gattin, Hanna, eine ganz andere Wucht der Wirklichkeit und Originalität: „Die Selbstlosigkeit Gottes und wie ich sie entdeckte.“ (Mit Vorwort von Prof. von Relli, bei Rober, Basel, erschienen, 228 Seiten.) In diesem frischgeschriebenen Buche lernt man zuerst die Quäcker nach ihren Licht- und Schattenseiten vorzüglich kennen und nachher liest man mit steigendem Interesse, wie die begabte Frau eine geistliche Entdeckung um die andere machte. Uebrigens hat auch sie, und nicht ihr Mann, zuerst „das gegenwärtige Heil“ gefunden, dessen Verkündigung ihn später berühmt gemacht hat. Abeline Gräfin zu Rangau, Der Dritte. Berlin, Martin Warned. 4 Mk. geb. 5 Mk.

Idee und Ausführung, Inhalt und Form sind bei diesem neuesten Werk der begabten Dichterin gleich schön. „Es steht ein Dritter zwischen den Menschen.“ Bald scheint's ein Mensch zu sein und bald wird's klar, daß das die Schuld ist oder das Gewissen oder Gott oder der Satan. Mir dünkt, dieser Roman sei der vollendetste aus dieser Feder. Edle Gesinnung, vornehme, echt christliche Sittlichkeit hält die Zügel und doch werden Probleme drin nicht „angeschnitten“, sondern aufgerissen und Seelenkämpfe der modernen Zeit geschildert, daß auch ein Sensation gewöhnter moderner Mensch das Buch mit lebhaftem Interesse lesen kann. Seit mir mein Beruf keine Zeit mehr zum Ausführen meiner Romanideen läßt, habe ich wenige Bücher gelesen, die, wie „Der Dritte“ mich in den tiefsten Tiefen gereizt hätte, wieder zu schreiben.

G. F. Trench, Gleichgestaltung mit Christo. Barmen, Buchhandlung der deutschen China-Allianz-Mission. Kart. Mk. 1.50.

Das ist ein originelles asketisches Buch, reich an schönen, ergreifenden Stellen. Hin und her streift der Verfasser das Paradoxe. In der Hauptsache wird man von unserm Standpunkt ihm beistimmen und den Ernst der andringenden Mahnung auf sich wirken lassen müssen.

## Mein Reiseplan

8.—23. Januar Berlin (Emmauskirche,  
am 15. u. 22. im Birkus Busch)?

25.—31. Januar Lübeck.

9.—17. Februar Braunschweig.

19.—28. Februar Duisburg.

6. März Missionsvortrag in Frankfurt (Main).

8.—17. März Kiel.

19.—22. März Hannover.

„Wir wissen nicht, was wir tun sollen, sondern unsere Augen sehen nach dir“. 2. Chr. 20, 12.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.  
Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.





Heft 5

Februar 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

## Dein Platz

Du stehst am Platz, den Gott dir gab,  
Dem Platz, den er dir zugebach,  
Dort nur bleibt er dein Schild und Stab,  
Dort gibt er Frucht, dort gibt er Macht.  
Will er dich segnen, sucht er dich  
Nicht in der ganzen weiten Welt,  
Er sucht dich nur an deinem Platz,  
Dem Platz, wo er dich hingestellt.

Bleib auf dem Platz, den Gott dir gab,  
Und halte da in Treue aus,  
Ist es ein Kreuz, steig nicht herab,  
Ist's Schmelzerglut, weich ihr nicht aus.  
Blick auch nicht seufzend rechts und links,  
Scheint er verborgen, irdisch, klein,  
Auf diesem Platz, den Gott dir gab,  
Will er durch dich gepriesen sein.

Was du versäumt an deinem Platz,  
Auch wenn es niemand ahnt und sieht,  
Das bringt um einen Segensschatz  
Vielleicht ein gottgeliebtes Glied.  
Bedenk's: den Platz, den Gott dir gab,  
Kann niemand füllen als nur du,  
Es ist nicht gleich, ob du dort stehst,  
Denn gerade dich braucht er dazu.

Sieh, wenn er kommt, sucht er auch dich  
Nicht in der ganzen weiten Welt,  
Er sucht dich dort nur sicherlich,  
Wohin er selber dich gestellt.  
Und dann, o sel'ger Freudentag,  
Wenn er an deinem Platz dich fand,  
Versetzt er dich, gibt dir den Platz  
Auf seinem Thron im Heimatland.

M. M.



## Gramen der Seele

(Bruchstück aus einem Vortrag)

„Führe uns nicht in Versuchung“

Wozu überhaupt Versuchungen? Wären wir willenlose Maschinen, die nur bei schlechter Delung sich heiß laufen, aber sonst regelmäßig arbeiten, bedürfte es keiner Versuchungen und dieser Bitte nicht. Wo Freiheit ist, da muß es auch Versuchungen geben. Aber es scheint, als lägen hier noch andere Schwierigkeiten auf der Oberfläche. Auf der einen Seite lehrt uns die Bibel, wir sollen uns freuen über Versuchungen (Jakobus 1, 2: achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallt!) hier sollen wir dagegen beten. Versuchung scheint im gewissen Sinne notwendig zu sein, — wie können wir dann dagegen beten? Wenn die vorige Bitte um Vergebung erhört worden ist und die nächste der Erlösung vom Uebel auch, wozu noch dann diese eine Bitte dazwischen einfügen?

Auf diese letzte Schwierigkeit möchte ich zuerst antworten. Es soll einer zur bestimmten Zeit auf einen hohen Berg hinauf; er hat diese Aufgabe nicht erfüllt, hat statt dessen allerlei Unfug verübt, bis er sein Unrecht einsieht und um Vergebung bittet. Schön, das wird verziehen, aber durch die bloße Vergebung ist seine Aufgabe nicht erfüllt, damit ist er doch noch nicht auf der Spitze des Berges. Da ist kein Lift, wo man mit gefalteten Händen sitzen kann und zusehen, wie man mühelos durch ein Wunder hinaufgeführt wird: die Anstrengung des Steigens, die Hitze, die müden Füße und der Sonnenbrand und der schwere Atem beim Steigen wird einem nicht erspart. Höchstens könnte man sagen, daß so einer bei Reue und Schmerz über vergebene Sünden sich fürchten wird, durch neuen schweren Fall sich einem Gottesgericht auszusetzen, wodurch er dem Uebel preisgegeben wäre; daher die nächste Bitte. Die andere Schwierigkeit wird dadurch erklärt, daß es zwei ganz verschiedene Arten von Versuchung gibt. Die erste ist angelegt auf Segen und Nutzen für die Seele und daher muß sie jeder gläubige Christ durchmachen, der nicht wie der Schwächer am Kreuze zwanzig Minuten nach der Befehung stirbt. Die zweite Art ist angelegt auf Fall und Untergang und wird durch Schuld und Ungehorsam erst nötig und verständlich.

Gott ist Geist und hat weder Sinnlichkeit noch Nerven, darum kann er nicht versucht werden. Es steht auch von ihm geschrieben: er sei kein Versucher zum Bösen, er versucht niemand und dennoch müssen wir in der Schrift bei der ersten Art von Versuchung annehmen, daß hinter ihr als letzte Ursache Gott steht. Die Anrichter dieser Versuchung können andere Menschen sein oder die Weltart um uns her oder unser eigen Fleisch und Blut oder mancherlei Schwierigkeiten und Krankheiten. Aber der oberste Dirigent aller dieser Versuchungen bleibt Gott. Diese Art von Versuchungen und Anfechtungen zielen nicht auf unseren Fall ab, sind keine Strafen, sondern eine segensreiche Schulung oder Massage unseres Geistes.

Sie haben ein dreifaches Ziel, obwohl bisweilen alle drei Ziele vereinigt sein können.

1. Uns zu zeigen, wie wir eigentlich mit Gott stehen. So z. B. wußte Gott ganz genau, wie es mit Abrahams Glauben bestellt war, aber Abraham wußte es nicht und sollte es erst in den mancherlei Versuchungen erfahren. Ehe wir erprobt sind, wissen wir nicht, wie es mit der Stärke oder der Ausdauer oder der Liebe oder der Geduld in Wirklichkeit bei uns aussieht. Die Erprobung ist also eine unumgängliche Notwendigkeit und sie kann sich ohne Druck und Drang, ohne Schmerz und Stoß, ohne atemberaubende Belastung gar nicht vollziehen.

2. Der nächste Zweck wäre, um uns zu läutern. Palm 66, Vers 10: „Denn, Gott, du hast uns versucht und geläutert, wie Silber geläutert wird“. So gibt es eine Art von innerer tiefgehender Scheidung von mancherlei Bösem, wenn die Anfechtung von außen die Seele erschüttert. Die Verbindung unserer Seele mit mancherlei bösen Trieben und Anlagen ist so intim und innig, dabei uns selbst so verborgen und dunkel, daß ein göttlicher Scheidungsprozeß dazu gehört, uns erst über das fremde Böse aufzuklären und dann uns zu helfen, daß wir davon los kommen. Wer wollte aber so etwas zu Stande bringen ohne Schmerzen und Not?

3. Der Hauptzweck wird aber sein, daß diese „Gelegenheiten zum Besserwerden“ unsere geistigen Muskeln stärken sollen. Wozu wären die Klippen im Meere, wenn nicht dazu, daß der Schiffer ununterbrochen aufpassen lernt! Die Anstrengung beim Turnen ruft zuerst einen Schmerz hervor, aber nachher werden die Muskeln gerade durch sie besser gestärkt als durch irgend etwas anderes. Jedes neue Rechenexempel in der Schule ist für das Kind eine Art Versuchung: besteht es dieselbe, so kommt es dadurch eine Stufe höher hinauf. So können wir alle diese Versuchungen



als heilsame Stärkungsmittel ansehen. Luther hat einmal gesagt: „Zu Gott hinken die Leute, zum Teufel laufen sie.“ — Nun, so wollen uns diese Versuchungen in schnellerem Tempo zu Gott hintreiben. Jeder Sieg stärkt und so entstehen heilige Gewohnheiten. Außerdem ist hier der große Trost, den die Schrift uns gibt: „Gott ist treu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung ein Ende gewinne, daß Ihr's könnt vertragen“.

Diese Art von Versuchungen meinte der Heiland natürlich nicht, wenn er seine Jünger beten lehrt: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Ohne diese Prüfungen und Erprobungen geht es überhaupt nicht voran. Fromme Stimmungen und innige Andachten schaffen einen nicht von der Stelle. Mein verstorbener Freund Hilty sagte mir einst beim Abschied: „Bitten Sie nicht, daß mir diese Schmerzen genommen werden! Vierzehn Tage Rheumatismus sind meinem Seelenleben heilsamer als tausend Predigten.“ Wer seine Versuchungen in solcher Beleuchtung ansieht, der lernt dann wirklich sie um ihrer segensreichen Wirkung lieben und schließlich sich ihrer freuen.

## II

Ganz anders steht es mit der anderen Art von Versuchung. Von einer Straße in Tirol führt ein Fußweg rechts ab in den Tannenwald, da fand man eines Tages einen Mann erhängt am Baum mit einem Zettel auf der Brust, der die Inschrift trug: „Hier auf dieser Straßen hat mich Gott verlassen.“ Ähnlich habe ich es schon manchmal gehört; daß man die Schuld für seinen tiefsten Fall nicht in sich selber sucht, sondern in Gott oder in der Versuchung oder in der besonderen Gelegenheit zur Sünde. Man sagt dann wohl: wäre jene Versuchung nicht an mich herangekommen, wäre ich brav geblieben. Aber Versuchung muß sein: Jedes Ding wird erst offenbar an seinem Gegensatz. In diesem Sinne ist das Böse eine Art Notwendigkeit für die Bewährung, Offenbarung und Entwicklung des Guten, sonst gäbe es keine sittliche Freiheit, keine wertvolle Entscheidung.

Das ganze Gebiet dieser zweiten Art der Versuchung trägt einen geheimnisvollen Charakter, sodaß man sich diese „Gelegenheiten zum Untergehen“ nicht anders erklären kann als durch teuflischen Einfluß. Vielleicht denken wir an das Buch Hiob oder Lukas 22. An beiden Stellen wird dem Satan aus besonderen Gründen die Erlaubnis zu solcher Versuchung gegeben und zugleich eine Art Grenze angegeben, wie weit er, damit gehen dürfe.

Dieses ganze Gebiet bekommt seine besonderen Akzente dadurch, daß Jesus es ist, der seine Jünger beten lehrt „Führe uns nicht in Versuchung.“ Er kann das so mit einem besonderen Ton sagen, weil er die Gefährlichkeit dieser Art an sich selbst kennen gelernt hat. Wozu hätte er ihnen sonst seine eigene Versuchungsgeschichte erzählt? Denn von wem konnten die Jünger sie sonst gehört haben? Er kennt den Satan und er kennt seine Jünger und weiß, was in solchen Fällen auf dem Spiele steht und daß „viel List sein grausam Rüstung ist“.

Wenn wir uns einen Augenblick mit Jesu Versuchungen beschäftigen, so müssen wir sagen: weil er Fleisch und Blut hatte, so hatte er auch Sinnlichkeit und Nerven und daher konnte er auch versucht werden. Wäre eine Möglichkeit seines Falles von vornherein ausgeschlossen, so wäre seine Versuchung eine Komödie gewesen und sein Sieg über dieselbe keine wertvolle sittliche Tat. Jedenfalls war für Jesus sein ganzes Heilswerk, das Heil der Menschheit, auf dem Spiel, wenn er den täglich bohrenden Versuchungen des Satans nachgegeben hätte. Im nächsten Augenblick wäre die Weltgeschichte zu Ende gewesen und das letzte Gericht hätte eintreten müssen. Wenn Jesu Person auch nicht verloren gewesen wäre, — aber das Werk, des Vaters Ehre, die Rettung der Menschheit wäre gescheitert und Gott hätte einen anderen Weg als den biblischen Plan ausführen müssen.

Für unsere Versuchung dieser Art müssen wir uns fragen, warum Gott sie zuläßt, wenn doch alles auf dem Spiel steht? Das deutet darauf hin, daß es Vorgeschichten dieser Versuchungen in unserer Seele gibt. Wir haben uns vorher vom Worte Gottes nicht leiten lassen, wir waren den Winken Gottes ungehorsam und ließen uns auch durch schwere Schicksale nicht zur Buße leiten. Da bleibt dann kein anderer Weg übrig als der einer Operation auf Tod und Leben. Dann kann es allerdings hochtragische Momente geben, wie sie gern von unseren Dichtern benutzt werden. Weil in den letzten Augenblicken der Schürzung des Knotens nicht mehr die freundliche Vaterhand Gottes zu spüren ist, sondern der Teufel darf die Kulissen stellen und die Dekorationen malen, — dadurch gibt es die grenzenlose Verwirrung. Im Verlauf solcher Versuchungen benutzt der Satan die Verblendung der Seelen, die durch ihre Untreue mit Gott zerfallen waren und steigert diese Verblendung durch seinen Betrug, bis man ganz den Kopf verliert. Gelegenheiten, in denen verschiedene Pflichten gegeneinander zu sprechen scheinen (Kollisionen der Pflichten) schaffen eine Verwirrung des Gewissens und oft tritt ein Versagen des logischen Denkens hinzu, bis solche Höhepunkte erreicht sind, in denen der Mensch in einer

Naserei der Verzweiflung den letzten Faden abschneidet und zu spät erkennt, daß er schon vorher von Gott abgefallen war.

Bei denen, die solche Versuchung bestanden haben, kam es darauf heraus, daß sie sich an einem Punkt doch noch in Verbindung wußten mit Gott. So z. B. bei Petri Verleugnung war die Liebe zum Heiland noch vorhanden und brachte ihn nach dem Fall wieder zurück. Was bedeutet nach all dem Gesagten diese Bitte? Sie sagt: „Herr, laß es mit mir nicht aufs Neufferste kommen, daß du solche Radikalkur anwenden mußt! Stelle meine Füße nicht aufs Schlüpfrige. Erziehe mich anders, lasse mir die Dinge nicht zur Versuchung werden! Ich will gehorsam auf dich achten!“

„Hand, die nicht läßt,  
Halte mich fest!“



## Ein Spruch

Sie schmiegte sich zärtlich an Vaters Knie:  
„Unser Spruch war heute so leicht wie nie:  
„Er zog aber seine Straße fröhlich;  
Das konnt' ich sofort und nicht erst allmählich.“

Der Vater liebte des Mädchens Gesicht  
Und seufzte im Stillen: Ich kann ihn noch nicht!  
Ein Menschenleben ist nicht genug,  
Zu lernen den leichten, den schweren Spruch.“

Stephane v. Gohlar.



John Mott, der Präsident der Edinburgher Missionskonferenz, sagte über den Vorzug der Kürze in Ansprachen: „Wir haben in Amerika ein Sprichwort: Wer in 20 Minuten kein Gold gefunden hat, der findet kein Gold, auch wenn er eine Stunde bohrt.“ Als ich das los, mußte ich an die Qual denken, der man ohne Chloroform wehrlos ausgesetzt ist, wenn eine leere, langweilige Predigt endlos dauert. „Was ist weniger als nichts, wer rät's im Nu? Leere Hand und lange Predigt dazu!“





## Zwanzig Jahre in Deutschland

### Erinnerungen

Am 14. Februar 1911 sind es zwanzig Jahre, daß ich mit meiner Familie, aus Rußland flüchtend, in Berlin eintraf.

Mit schwerem Herzen waren wir angekommen: wie würde es uns in der unbekannten Fremde gehen? Außerdem waren wir von 5 tägiger Reise übermüdet und unsere Kleinste hatte hohes Fieber.

Als ich aber meinen nächsten Vorgesetzten, Pastor Philipps, aufsuchte, empfing er mich so herzlich, daß viel Bangigkeit und Sorge verging. Jetzt nahmen er und seine Frau sich unserer liebevoll an. Noch ein paar schwere Tage mit der kranken Kleinen (es war Blutsleckerkrankheit), dann fand sich eine Wohnung in Tempelhof und wir richteten uns in vier Zimmern ein, die wir in der Krim ein großes, geräumiges Pfarrhaus, Kutscher und drei Dienstmägde gehabt hatten! Aber das war es nicht, was im ersten Jahre schwer auf uns lastete. Meine Frau hatte wenig Anschluß und Verkehr, dafür die ersten Schulsorgen, wenn man drei Wildlinge aus der Krim in preußischen Schuldrill bringt, und ich hatte wohl rasend viel zu tun, aber die Arbeit war mir sehr zuwider. Als Generalsekretär der deutschen Sittlichkeitsvereine hatte ich vieles kennen zu lernen und zu behandeln, was im höchsten Grade an die schmutzige Wäsche der Kulturmenschheit erinnert. Weiter fiel es mir schwer, mich in die Anschauungen des Westens hineinzudenken, wo ich bisher in Südrußland in der freiesten Selbständigkeit gearbeitet hatte. Außerdem fehlte mir zur Gesundheit meiner Seele die Predigtstätigkeit. (Darüber habe ich seinerzeit in dem Aufsatz „Dazu“ schon Näheres berichtet.) Daher empfanden meine Frau und ich es wie eine zweite Erlösung aus dem Diensthause Ägyptenlands, als mich die Düsseldorfener Gemeinde zum Pfarrer wählte. Das war im März 1892.

Die Aufnahme in Düsseldorf war überaus warm. (Allerdings lernte ich später den Ausspruch eines Amtsbruders von den rheinischen Pfarrereinführungen verstehen: „Ihr Rheinländer macht es mit eurem neuen Pfarrer wie die Griechen mit ihrem Opfertier: zuerst bekränzen sie es

und dann schlugen sie es tot!" Uebrigens wird es naturgemäß überall ähnlich gehen, auch wo die festlichen Empfänge wegfallen: zuerst hält man den neuen Pastor für einen Engel; dann, wenn er scharf zugepackt hat und auch seine Schattenseiten offenbar werden, für einen Teufel, und erst einige Jahre später, wenn man auf beiden Seiten gelernt und sich in einander geschickt hat, kommt das gerechtere Urtheil zu Tage, daß er doch ein ordentlicher Mensch sei!) So kam mir die Einführungspredigt über Psalm 107, 1—9 wirklich aus dankerfülltem Herzen und die Worte des Textes „die irre gingen in der Wüste in ungebahntem Wege und fanden keine Stadt, da sie wohnen konnten“, erinnerten mich an meine unendlichen Reisen bei Tag und bei Nacht in den Steppen Südrußlands! So überzeugt war ich, daß ich nun am irdischen Ziel meiner Pilgerreise angelangt sei, daß ich über die Thür des neuen Pfarrhauses in der Pempelforterstraße die Inschrift setzen ließ: „Psalm 107, 1—9: Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Bald kamen aber Stürme und Kämpfe genug. Ich hatte mich mit der ganzen Wucht meiner Arbeitskraft auf sehr vieles geworfen, was nicht zum engsten Rahmen meiner Pfarrstelle gehörte, und das rächte sich, je mehr die Arbeit einem Zuwachs nach verschiedenen Seiten. In der Armenfürsorge war ich ein Neuling und kannte die Verhältnisse der modernen Großstadt nicht. Wie ich es in meinem Roman „Menschwerdung“ schildere, ist es mir da gegangen: wieviel Spitzbuben haben mich angeführt, wieviel Unwürdigen habe ich mein Geld gegeben! Einst habe ich mein ganzes Ersparnis von 1500 Mark durch solche sinnlose Gutmütigkeit verloren. Wiederholt habe ich trotz der Riesenarbeit bis tief in die Nacht geschäftelt, um nur Geld für meine falschverstandene Wohlthätigkeit zu haben. Daß ich dadurch manchem harten, selbstsüchtigen Geldprozen (deren es in der Düsseldorfer Gemeinde damals einige volle Duzend gab!) fürchterlich zuwider wurde, ist begreiflich. Nur dadurch läßt sich ihr fanatischer Haß erklären, in dem einer seinen erwachsenen Sohn mit dem Stock bedrohte, wenn er noch einmal zur seelsorgerlichen Aussprache mein Haus betreten würde. Ein anderer Reicher erklärte seinen drei Diensthoten: wenn sie noch eine Predigt oder eine Bibelftunde von Pastor Keller besuchten, wären sie entlassen. (Von dem Hauptduell mit Gott-Mammon erzähle ich noch später!)

Im Jünglingsverein, drei Missionsvereinen und der Privatseelsorge hatte ich mehr zu tun, als mir gut war. Oft mußte ich im Monat 16 Abende solchen Bibelfstunden oder Ansprachen opfern und ohne Uebertreibung kann ich sagen, daß ich allein zu Zeiten seelsorgerlich mehr in

Anspruch genommen war, als alle meine Kollegen zusammen. Der Erfolg blieb nicht aus: ich hatte die vollsten Kirchen, die besten Kollekten und mein Einfluß in der Gemeinde stieg. Parallel damit stiegen aber auch die persönlichen und sachlichen Reibereien mit den vier Amtsbrüdern, die damals mit mir sich in die Leitung der Gemeinde teilten. Gewiß habe ich selbst durch Taktlosigkeit und Mangel an Demut viel verschuldet, aber es gab von der anderen Seite auch eine Reihe fast unerträglicher Anrempelungen. Mir war das sehr heilsam, aber den Segen der Arbeit lähmt es, wenn man sich anfängt, vor jedem äußeren Erfolg zu fürchten, weil derselbe eine neue Verfolgung heraufbeschwört. Schon in dieser ersten Periode meiner Düsseldorfer Amtstätigkeit ward ich oft zu Festpredigten nach auswärts aufgefördert und weil ich zu schwach war, nein zu sagen, kam ich dadurch um viele meiner freien Sonntage. Kein Wunder, wenn ein solches Arbeitstreiben meine urwüchsige Kraft untergrub.

Da kam ein merkwürdiger Wendepunkt. An einem Bußtag sollte ich die Hauptpredigt halten, war aber durch rasende Arbeitslast in der Woche nicht dazu gekommen, die Predigt aufzuschreiben; ganz gegen meine Gewohnheit, da ich sonst in den 6½ Jahren meiner Düsseldorfer Amtszeit fast alle Predigten aufgeschrieben habe. Ein Migräneanfall am Samstag Abend raubte mir noch die letzte Möglichkeit der Vorbereitung und ich mußte blaß und nervös auf die Kanzel. Die Predigt war scharf und schlug ein; aber ihre Wirkung war nicht gleichmäßig. Ich hatte über das jüngste Gericht gepredigt und da war der Satz vorgekommen: „Der Kaiser, der über Millionen Menschen geherrscht hat, der Kommerzienrat, der über Millionen Mark geboten hat, — bis herunter zum letzten Fabrikarbeiter, der nichts hatte, als sauer verdiente Arbeitsgroßchen und der zuletzt alt und krank im Spital gestorben ist und im Armenjarg beerdigt wurde, — sie alle müssen vor Jesu Richterstuhl erscheinen und werden nach demselben Maßstab gemessen: denn vor Ihm nichts gilt als sein eigen Bild.“ Dieser Satz sollte meinem Leben eine neue Weiche stellen!

Ein reicher Gegner von mir hatte am Tage vorher den Titel eines Kommerzienrates erhalten und saß nun im Hochgefühl aller der Gratulationen, die auf ihn niederprasselten, zum ersten Mal in seiner neuen Würde im Gotteshause. Als er obigen Satz hörte, fühlte er sich persönlich beleidigt und schrieb mir einen unverschämten Brief: „ich hätte die Kanzel entehrt und mich gegen ihn versündigt, da ich ihn dadurch vor der Gemeinde bloßgestellt hätte und er verlange, daß ich öffentlich widerrufe; andernfalls werde er mich verklagen.“ Meine Antwort war kurz: ich hätte nichts zu widerrufen und soweit ich sein Christentum zu beurteilen



Gelegenheit gehabt hätte, so wäre er der Letzte, der einem gläubigen Pastor vorschreiben dürfte, was er zu predigen habe.

Darauf kam der Stein ins Rollen! Der Geränkte hatte sämtlichen Kommerzienräten Düsseldorfs eine Anklageschrift, die auf sozialdemokratische Klassenverhetzung lautete, zur Unterschrift geschickt; da viele von ihnen erklärten, sie wären nicht beleidigt, so setzte man geschmackvollerweise Firmenstempel statt der Namensunterschrift unter die Anklage. Im Presbyterium gab es eine aufgeregte Versammlung, in der von mir Widerruf verlangt wurde. Was sollte ich widerrufen? Daß die Königlich preussischen Kommerzienräte gar nicht vor das jüngste Gericht kämen? Oder daß für sie violette Sammetstühle parat stehen würden? Kurz, der Lärm hatte nur den Erfolg, daß ich vor jedem unbefangenen Urteil als Märtyrer dastand. Eine Zeitung griff die Sache auf und brachte in scharfen Artikeln eine übertriebene Darstellung des Falles unter die Leute. Die ganze Stadt sprach davon. Siebzig Zeitungsausschnitte, die man mir aus aller Welt sandte, zeigten, daß einmal auch die große Welt sich mit mir beschäftigte. Der Kladderadatsch brachte eine kurze sachliche Darstellung, die mit dem Satz schloß: „Was ist denn dabei? Die Düsseldorfer Kommerzienräte wußten wohl, daß sie sich mit ihrem Gold die Unsterblichkeit nicht kaufen konnten; da haben sie sich in dieser Sache mit Pastor Keller wenigstens unsterblich blamiert.“

Damals wurden gewisse Kreise und Persönlichkeiten auf mich aufmerksam und wollten ein politisches Licht aus mir machen. Ich lehnte aber alles ab. Dann kamen die verschiedensten Aufforderungen zu andern Pfarrstellen, z. T. sehr annehmbaren. Auch eine Redakteurstellung mit glänzendem Gehalt bot man mir in Berlin. Gott sei Dank, der mich damals vor allen Verblendungen bewahrte! Das einzige Neue, was mir dieser Kampf einbrachte war, daß ich damals zum ersten Mal den Kaisersaal der Tonhalle mietete und vor ungeheurer Menschenmenge anfang, Vorträge zu halten, die meinen jetzigen Evangelisationsvorträgen ähnelten. Damals kamen auch Gemeinschaftsleute aus der Umgegend und redeten mir zu, mein Pfarramt aufzugeben und freier Evangelist zu werden. Dazu hatte ich damals aus verschiedenen Gründen nicht die geringste Lust und außerdem sagte ich mir, daß ich in dieser aufgeregten Zeit unmöglich meine Stelle aufgeben könne, sonst würden die Feinde sagen, ich sei davongelaufen. So harrete ich denn aus, bis sich im Lauf der nächsten Jahre die Wogen der Erregung legten. Man sah ein, daß man sich mit der Klage der sozialdemokratischen Klassenverhetzung gründlich blamiert habe, denn ich hielt auch Vorträge gegen die Irrtümer der Sozialdemokratie und die

sozialdemokratische Presse, die anfangs mich anerkennend beurteilt hatte, ließ es an scharfen Verunglimpfungen nicht fehlen. Auch verschiedene liberale Blätter rieben sich damals an mir; aber ich habe mich nicht verteidigt. Auf der andern Seite kam die positive Arbeit, die ich bis zum Zusammenbruch meiner Kraft in dem viel zu großen Sprengel geleistet hatte, zur Anerkennung.

Im Frühjahr 1897 war diese Kopfkrise eingetreten. Wie ich jetzt nachher eingestehen muß, hatte ich sträflicherweise mich überarbeitet. Denn die Schrift sagt: „Wer sich selbst Schaden tut, ist ein Erzbösewicht“. Weil ich im Oktober 1896 meinen vierteljährlichen Gehalt weggeborgt und durch den Konkurs des betreffenden Mannes verloren hatte, schrieb ich ganze Nächte an neuen Büchern, um meine Familie zu unterhalten und meine gelähmte Mutter in Rußland nicht Not leiden zu lassen. Dadurch kam eine nervöse Schlaflosigkeit mit Ueberreizung der Sehnerven zum Ausbruch, daß ich am hellen Tage Gesichtshalluzinationen hatte!

Mein Arzt verlangte eine mehrmonatliche Ausspannung und so reiste ich im Frühjahr mit meiner Frau nach Italien. Anfangs hatte ich von der Reise nichts als Unbehagen, weil die Nerven zu sehr herunter waren. Erst ein längerer Aufenthalt auf Capri schaffte die langersehnte Nachtruhe herbei. Jetzt konnte ich aber auch zum Nachholen zwölf Stunden durchschlafen und schlief außerdem am Tage wiederholt ein, ohne mich gelegt zu haben. So ging's schnell wieder aufwärts und auf der langsamen Heimreise konnte ich doch noch manche Schönheit genießen: Neapel, Rom, Florenz, Venedig, Riva, Bozen, eine Kette herrlicher Erinnerungen. Mitte Juni trat ich meine Arbeit in Düsseldorf wieder an.

Im Herbst 1895 war unter jüngstes Töchterchen Maria, das unter seinem Krimer Rufnamen Mulla in der ganzen Töchterchule bekannt war, an der Diphtheritis heimgegangen. Weil es nun in der letzten Nacht einmal über das andere verlangt hatte, daß man ihm das Lied vorsingen sollte: „Daßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn!“ — so hatte ich auf seinen schlichten Stein auch nichts weiter setzen lassen als

Mulla:

„Daßt mich gehn, laßt mich gehn,  
Daß ich Jesum möge sehn!“

Wunderbarerweise schenkte uns Gott nach langer Pause im Herbst 1897 einen Ersatz durch die Geburt unseres Nachkömmlings, den wir Elisabeth taufte und Lia nennen. Bei beiden Gelegenheiten — dem Tod des einen Kindes, wie der Geburt des andern, — gaben uns die Freunde

in der Düsseldorf'schen Gemeinde viele Beweise ihrer Liebe. Ueberhaupt ist das ein Zug, der mich schon oft in demüthiges, dankbares Staunen geführt hat, daß neben dem heißen Haß der Gegner soviel treue Liebe der Freunde mir zu theil geworden ist. Verdient habe ich beides eigentlich nicht: weder tat ich jenen Feinden soviel zu Leide, noch hatte ich mich für die Freunde so aufgeopfert. In einer Abschiedsfeier, die bei meiner Amtsniederlegung in Düsseldorf mir zu Ehren in der Tonhalle abgehalten wurde, versuchte der Festredner, der darauf zu sprechen kam, das so zu erklären: „weil ich weniger mit dem Kopf, als mit dem Herzen alles angriffe, könnten auch die Angegriffenen sich nur mit dem Herzen für oder gegen mich entscheiden. Diese allezeit persönlich sich ganz und oft ohne Ueberlegung einsetzende Art sei mein größter Fehler und mein größter Vorzug zugleich. . .“ Na, also, da wissen wir's ja! Ganz vorbei geschossen hat er sicherlich nicht. Nur würde ich hinzufügen, daß nach beiden Seiten hin der Eindruck der Persönlichkeit verstärkt wird durch die Stellung, die sie zu Christus eingenommen hat oder durch die Energie, mit der Christus sie hat ergreifen können. Dann fällt nämlich sowohl eine Portion Christushaß mancher Christusgegner auch auf uns und manche seiner Liebhaber lieben uns deswillen mehr, was sie von ihm durch uns empfangen.

(Fortsetzung folgt.)



„Der Entschluß zum Guten wurde gebrochen, verwundet. Er hinkte nach und blieb stehen. Monate-, vielleicht jahrelang blieb er an der gleichen Stelle stehen, schritt nicht voran; allein er starb nicht. Es ist niemand hier, der nicht schon unterlag; aber ist unter der großen Menge einer hier, der den Kampf ausgab? Nicht einer! Ein jeder hier unter uns schaut vorwärts und hofft, eines Tages durch die Tore des Heils zu treten, seine Sünde hinter sich zurückzulassen und ein Leben in Gott zu leben. Nur in dieser Hoffnung, nur im Lichte eines solchen Entschlusses ist das Leben erträglich.“ (Brooks, Siegestraß.)

„Ist es euch nie aufgefallen, wenn ihr plötzlich einem Menschen begegnetet, mit dem ihr lange Zeit und gut bekannt waret, der aber, seit ihr ihn kanntet, geistig oder körperlich leidend war, wie sein Gesicht einen feineren und edleren Ausdruck angenommen hatte, sodaß er auf den ersten Blick beinahe Ehrfurcht einflößte? Etwas war von ihm ausgegangen und etwas war in ihn eingegangen. Das Grobe in ihm war durch das Reine zart geworden und das Rohe mild. Wie es mit dem Ange-sicht ist, so ist auch mit dem Charakter.“ (Brooks, Siegestraß.)





# Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

(Fortsetzung)

## 3. Die andere Seite der Medaille

Alle die Naturschönheiten, wie sie im vorigen Brief geschildert wurden, können den beobachtenden Reisenden doch nicht hinwegtäuschen über das namenlose Elend dieses Landes, das zu heben einzig und allein das „alte“ Christentum imstande ist. Diese „andere Seite“ der anscheinend so glänzenden Medaille ist trostlos genug.

Man spricht bei uns manchmal so leichtthin von indischem Frauenelend. Wie viele aber denken sich im einzelnen, was das eigentlich bedeutet für Indiens Frauen an Unterwerfung und Entfagung, an Schmerzen des Leibes und der Seele, an Mißhandlung und Quälerei vom Augenblick, da durch die Verlobung dem kleinen Mädchen die Freiheit genommen wird, bis zu dem Augenblick, da es für alles um sich das Gefühl verloren, anfängt apatisch dahin zu leben, als habe es ein Herz hart wie Stein. Ja, was wissen nicht jene so malerisch gelegenen Hütten und Häuschen zu erzählen von namenlosem Wehe, von Tränen, von völliger Preisgabe der Armen der Willkür gegenüber ihres eigenen Mannes oder gar der Brahmanen, denen, als den „Göttersöhnen“, auch in dieser Beziehung keine Schranken auferlegt sind. Wie soll da ein Familienleben möglich sein, wo diese Ehebrecher Herren im Lande sind und vor denen kein Mann niederer Rasse Frau und Töchter schützen darf. Doch es ist hier nicht der geeignete Ort, näher darauf einzugehen.

Charakteristisch für die ganze Stellung der Frau ist das Bild, das mir überall bei meinen Reisen durch das Land auffiel. Da geht stolz seines Weges, erhobenen Hauptes, ein Hindu, sich vor den brennenden Strahlen der Tropensonne schützend durch einen Schirm, der womöglich noch mit einem weißen Ueberzuge versehen ist, wie ihn die Europäer tragen. Einige Meter dahinter kommt seine Frau, oft noch ein kaum ausgewachsenes Kind, natürlich ohne Schirm — dafür aber leuchtend unter der Last des Reisegepäcks, das sie auf dem Kopfe ihrem „Herrn“ nachtragen muß. —

Wer anders kann diesen Hindus ein glückliches Familienleben geben, als Jesus Christus, wenn er durch die Missionsarbeit Herr geworden ist in diesem Lande, er, der gesagt hat: „Darum wird ein Mensch Vater und Mutter lassen und an seinem Weibe hängen und werden die zwei ein Fleisch sein.“

Die „andere Seite“ dieser anscheinend so glänzenden Medaille zeigt sich uns auch bei einem flüchtigen Blick in das Kastenwesen. Daß ein solch gewaltiges Volk, wie die Hindu, immer abhängig war von fremden Völkern, ist einzig und allein aus der Kaste zu erklären. Sie hebt die Einheit des Volkes auf und setzt an ihre Stelle kleine Gemeinschaften, die sich hermetisch von einander abschließen und es daher zu einer einheitlichen Aktion unfähig machen. Wie politisch, so ist auch sozial die Kaste das Unglück Indiens. Wie viele unserer größten Männer — auf welchem Gebiet es immer sein mag — sind aus niederen Kreisen emporgestiegen und haben frisches Blut in unsere Aristokratie hereingebracht. Das wäre in Indien so ziemlich ausgeschlossen. Mit roher Hand würde der Emporkömmling zurückgestoßen. Schuster bleib bei deinen Leisten, gilt nirgends so buchstäblich wie in Indien. Die Berufswahl macht hier niemandem Kopfzerbrechen, da die Kaste den Sohn einfach in den Beruf seiner Vorfahren hineinzwängt. Wie niederschmetternd für manchen talentierten, wohlhabenden jungen Hindu!\*) Das macht aber auch den Missionaren große Schwierigkeiten, wenn sie christliche junge Leute bei tüchtigen heidnischen Meistern unterbringen wollen. Als Handlanger nimmt man sie wohl, aber nicht als wirkliche Lehrlinge, die den Beruf gründlich erlernen sollen; denn das ist doch nur möglich für ihre eigenen Kastenangehörigen.

Die traurigste Seite dieser geradezu widergöttlichen Institution zeigt sich uns im Blick auf das religiöse Leben. Das vornehmste und größte Gebot ist es, die Kaste rein zu halten, also möglichst sich vor jeder Berührung mit andern Kastenleuten zu hüten. Die Tat des barmherzigen Samariters wäre für einen frommen Hindu einfach unmöglich, ja geradezu eine Sünde; denn jede Berührung eines andern Kastenangehörigen verunreinigt ihn eben. Es ist Gott frömmere und Gott wohlgefälliger, einen Mitmenschen, dem man leicht helfen könnte, verderben und sterben zu lassen, als ihm zu helfen. Also Nächstenliebe einem andern Kastenangehörigen gegenüber ist direkt Sünde. Damit ist die ganze Gottlosigkeit dieser Institution deutlich gezeigt und auch die Stellung vorgezeichnet, welche die Mission ihr gegenüber einnehmen muß.

---

\*) Eine Bresche ist allerdings in dieses Bollwerk gelegt dadurch, daß die Regierung Beamte anstellt nicht auf Grund ihrer Kaste, sondern ihrer Examina.

Wer etwa eben den Spuren unseres Kronprinzen folgend die großen Touristenstraßen Indiens durchheilt, der mag von der Kaste herzlich wenig merken und daher in ihr überhaupt kein nennenswertes Uebel sehen. Und in den Städten merkt man auch tatsächlich oft nicht allzuviel davon, da Straßen, Bazare, Eisenbahnen u. s. w. einfach einer Notwendigkeit folgend allmählich immer mehr allen Kasten freigegeben werden, so daß sich Brahmanen und niedrige Kastenleute dort begegnen müssen. Aber damit ist die Kaste nicht beseitigt. Man sieht das als ein notwendiges Uebel an, dem man nicht entgehen kann, aber die dadurch erfolgte Verunreinigung muß daheim wieder nach allen Regeln der Kunst beseitigt werden durch den Vorschriften entsprechende Bäder oder gar noch durch Schlucken der berühmten Ruhdpillen.

Und auch selbst in den Städten kann man in sehr unliebsamer Weise die Kaste mit ihren strengen Regeln kennen lernen. Mehr als einmal ist es mir beim Besuch des Brahmanenviertels so gegangen, wie in Calicut. Als mein Wagen in die erste Straße dieses nur von Brahmanen bewohnten Stadtteils einbog, sah ich einen sehr wohlgenährten Vertreter dieser „Götterlöhne“ — die Brahmanenschnur auf seinem fetten Leibe machte ihn gleich als solchen kenntlich — in der Mitte des Weges stehen. Der Kutscher hielt und ich mußte aussteigen und durfte zu Fuß durch diese heilige Stätte wandeln; denn mein Kutscher gehörte der niedrigen Tijerkaste an und als solcher hätte er selbst vom Wagen aus Straßen, Gärten und Häuser der Brahmanen verunreinigt, sogar bei trübem Wetter, wo sein „unreiner“ Körper keinen Schatten werfen konnte.

Wenn das noch in den Städten möglich ist, wievielmehr wird da das Kastenwesen auf dem „konservativen“ Lande noch ausgeprägt sein. Davon bekommt man einen Eindruck, sobald man einen Missionar begleitet auf einer Predigt- beziehungsweise Besuchs-Reise. Nicht nur die Brahmanen sind dort so für ihre „Reinheit“ besorgt, daß sie z. B. kein Flugblatt unmittelbar aus der Hand des Missionars nehmen. Es ist wirklich lächerlich, wenn man es einmal gesehen hat, wie sie ihre Hände etwa wie zum Wassers schöpfen zusammenlegen und der Missionar das Blättchen muß hineinfallen lassen. Ebenso ängstlich wahren ihre „Reinheit“ die niedrigen Kastenleute. Da hat ein Missionar sein Reisezelt aufgeschlagen, in der Nähe eines Brunnens, kann aber kein Wasser schöpfen zum Kochen seines Reisess. Würde er oder sein christlicher Knecht den Brunnen berühren, so wäre der Brunnen verunreinigt und damit hätte der Missionar den Leuten so vor den Kopf gestoßen, daß sie seine Predigt nicht mehr aufgenommen hätten. So muß er geduldig warten, bis die umwohnenden



Frauen kommen, um Wasser zu holen. Dann kann er sein Wassergeschirr in die Nähe des Brunnens stellen und auf sein Bitten füllen es ihm die Frauen und wenn sie sich entfernt haben, darf er sein Wasser holen. — Die ganze Menschenverachtung, welche dieses Kastenwesen erzeugt, wurde mir recht handgreiflich klar, als ich draußen im Lande mit den am tiefsten stehenden Kastenlosen zusammentraf. Klägliche Laute ausstoßend, kommen sie einher, damit man es gleich weiß, sie, die verachteten „Unreinsten“ nahen sich. Weichen die höheren Kastenangehörigen ihnen nicht aus, besorgt um ihre „Reinheit“, so verlassen jene den Weg und im Sumpf oder Dickicht versteckt, warten sie das Vorübergehen der „Reinen“ ab. Mich hat es immer auf das Peinlichste berührt, wenn ich auf dem Rade durch das Land fuhr und solche Armen erst durch das Glockenzeichen auf mich aufmerksam wurden. Dann sprangen sie schnell einige Schritte vom Wege und die Hände vor das Gesicht haltend, verneigten sie sich bis zur Erde. So ließe sich noch manches anführen, doch das mag genügen. — Wer anders kann diese Härten und diese Menschenentwürdigung beseitigen, als Jesus Christus, wenn er durch die Missionsarbeit Herr geworden ist in diesem Lande, er, vor dem kein Freier gilt, noch Unfreier, sondern vor dem es kein Ansehen der Person gibt; denn alle sind eins in ihm.

Wie Land und Leute hier sich uns in verschiedener Weise zeigten, so geht es auch mit der Religion. Der indische Pantheismus, der bei uns neuerdings so manchen Verehrer findet, ist doch nur die eine Seite des Hinduismus. Daneben herrscht der größte Götzendienst und allerlei Geisterverehrung oder fast besser gesagt: entsetzliche Geisterfurcht. Das ist die Religion des Volkes, wie sie einem tagtäglich entgegentritt.

Wie es damals Paulus in Athen erging, so geht es einem heutzutage, wenn man durch Indien reist: man kann darüber ergrimmen, wie „abgöttisch“ das Volk hier ist. Die großen und berühmten Tempel des Tamillandes oder gar Nordindiens habe ich bisher noch nicht einmal gesehen, aber auch abgesehen von ihnen, ist das Land voller Tempel und Tempelchen. Jedes kleine Dörfchen hat mindestens einen Tempel; an Straßen und Feldwegen grinsen einen die schrecklichen Götterbilder aus Stein oder Ton an. Daß dieser vulgäre Hinduismus tatsächlich der reinste Polytheismus ist, was ja unsere Gelehrten bestreiten, wird einem klar, wenn man solch einen Tempel betritt und Gelegenheit hat, in das innerste Heiligtum hineinzublicken. Dort befindet sich in einem Schrein das Bildniß des Gottes, dem der Tempel geweiht ist, aber nicht nur dieses Bildniß, sondern auch die anderer Gottheiten, im Süden besonders des elefantenköpfigen Ganesha, sodaß die Besucher Gelegenheit haben, sich

den Gott auszufuchen, den sie verehren wollen. Die Verehrung besteht meist im Darbringen von Opfergaben, zum Bezahlen von Gelübden.

Sind diese Gaben Del oder Butter, dann nimmt der Tempelbrahmane sie, um damit das Götterbild zu bestreichen, sind sie Reis oder anderweitige Frucht, so wird dieselbe vom Brahmanen eine Zeit lang vor den Gott hingestellt und dann erhalten die Bringer dieselben wieder zurück. Man kann das oft beobachten, wenn man Tempel besucht, besonders bei einem großen Gözenfeste in Kalpathi bei Palghat sah ich es, wie ganze Züge von Menschen abends heimströmten mit ihrem dem Gözen geweihten Reis auf dem Kopf, um ihn nun zum Festmahl zuzubereiten.

Dieser grobe Gözendienst zeigt sich in der sinnlosesten Form bei den großen Gözenfesten. Das erst erwähnte Fest in Kalpathi besuchte ich mit zwei Baseler Missionaren und einer Anzahl eingeborener Katechisten. Die ganze Feier, abgesehen vom Darbringen der Opfergaben im Tempel bestand darin, daß die drei großen Gözenwagen von einer bestimmten Stelle aus bis zum Tempel gezogen werden mußten. Unter ungeheurem Lärm und Geschrei, rasender Musik und Böllerschüssen bewegten sich diese Kolosse langsam weiter, vorn gezogen von einer Unmenge Menschen an zwei langen Seilen und hinten geschoben von Elefanten. Die Hauptsache war ohne Frage der jahrmartartige Kummel, der den Festbesuchern die Zeit angenehm kürzen sollte und alle in einen wahren Taumel versetzte. Daß dabei auch alle Laster frei walten konnten, das liegt ja auf der Hand. — Wenn wir uns das vergegenwärtigen, dann kann man sich einen Begriff davon machen, wie entsetzlich schwer es für die Missionare ist, in diesem Treiben durch ihre Predigt auf die Heiden einzuwirken. In zwei Gruppen waren die beiden Missionare mit ihren eingeborenen Helfern an die Arbeit gegangen. Nachdem durch Musik und Lieder die Aufmerksamkeit der vorüberflutenden Menge erregt war, begann einer nach dem andern in knapper, packender Rede an das Herz dieser Gözendienner zu gelangen. Aber wieviel Spott und Hohn, wieviel gehässige Einwürfe, wieviel Bemühen der redegewandten Hindu die Worte der Prediger in das Lächerliche zu ziehen, um weiteres Sprechen unmöglich zu machen! Und wenn man dann es noch erlebt, daß die Polizei, jedenfalls von den Tempelbrahmanen aufgestachelt, sucht, die Missionare zu verdrängen, wo doch offiziell die englische Regierung völlig neutral in religiösen Sachen sein will, dann versteht man es, was für eine innere Ruhe und Kraft, was für eine Ausdauer und was für ein Gottvertrauen dazu gehört, trotzdem den Samen auszustreuen, — oder man ist fast geneigt zu sagen, in vielen Fällen die Perlen vor die Säue zu werfen — in der stillen

Hoffnung, Gott könne doch das ausgestreute Wort an einer Seele segnen.

Nun kann ich mir auch den alten Samuel Hebich vorstellen, dessen Stärke ja gerade in diesen Reden auf Götzenfesten bestand. Was hat er nicht alles durchgemacht! Einmal hatten die Brahmanen die Elefanten gegen ihn geheßt, als er, auf einer Mauer stehend, durch seine Predigt die Massen vom Tempel wegzog und um sich sammelte. Schon dachte er selbst, seine letzte Stunde wäre gekommen und er würde, vom Rüssel eines der wild gewordenen Elefanten heruntergerissen, unter den Füßen dieser Tiere sein Leben lassen, als plötzlich die Elefanten, durch sein lautes Reden und seine Gestikulation erschreckt, kehrt machten und statt dem Missionar zu schaden, die Anstifter des bösen Planes über den Haufen rannten.

Zur Charakteristik der ganzen Hohlheit des Götzendienstes nur noch kurz ein kleines Erlebnis. Von der Basler Missionsstation Karaka aus besuchte ich einen Lingaitentempel, in dem der Tempelpriester gerade seine Gebete verrichtet hatte vor einer Gruppe bekränzter Götzen in einer Nische. Ich äußerte den Wunsch, ihm ein solches Götterbild abzukaufen. Aber entrüstet wehrte er sich gegen ein solch blasphemisches Ansinnen. Als ich aber nach Besichtigung des Tempels mich verabschieden wollte, da kam er selbst auf meinen Wunsch zurück, — das allgewaltige Geld hatte ihm doch zu sehr in die Augen gestochen — und zu meiner größten Verwunderung händigte er mir selbst für einen Spottpreis ein Götzengbild ein. Wie gering muß er selbst von seiner Gottheit denken, wenn er aus seinem Tempel einem Fremden ein solches Bild für Geld gibt.

Im nördlichen Teile des Basler Missionsgebietes an der Westküste, im Tulu-lande, da herrscht nun neben dem eben geschilderten Götzendienste in besonderer Weise noch die Geisterverehrung (Bhutenienst). Diese Bhuten sind nicht die Geister der Abgeschiedenen, denen auch eine gewisse Verehrung zu teil wird, sondern dämonische Mächte, die dem Menschen versuchen Böses zuzufügen, wo immer sie nur können. Alles Unglück, das einen Tulu trifft, schiebt er diesen Bhuten in die Schuhe und das Hauptinteresse dieser von Furcht geplagten Menschen ist es, die Bhuten zu versöhnen durch Opfer und bei besonderen Gelegenheiten durch den sogenannten Teufelstanz. Das ganze Leben dieser Armen ist ausgefüllt von Angst vor den Bhuten, sodaß der Missionar die aufmerksamsten Zuhörer hat, wenn er Jesum hinstellt als den, der von der Geisterfurcht befreien könne. Und das wissen die Heiden ganz gut, daß ihre christlichen Landsleute keine Geisterfurcht mehr kennen. Dafür erlebte ich ein charakteristisches Beispiel.



Wir saßen am Sonntag, nachdem ich im kleinen Missionskirchlein gepredigt hatte, in Karkala gerade beim Essen, als ein Heide aus einem Nachbardorfe vor der Veranda sich bemerkbar machte und den Wunsch äußerte, Christ zu werden. Nach dem Beweggrund gefragt, antwortete er, daß er, von Verwandten verflucht, den Bhuten ausgeliefert sei, die ihn krank gemacht hätten. Wenn man ihn nicht von ihnen befreie, so würde er elend zu Grunde gehen. Weder Missionar, noch Katechist kannten ihn, auch hatte er niemals eine Predigt bisher gehört und mit keinem Christen gesprochen, woher wußte er denn, daß er hier von den Bhuten befreit werden könnte? Ganz naiv war seine Antwort: „Das weiß doch jedermann hier, daß man von den Bhuten befreit wird, wenn man zum Christentum übertritt.“ Diese Aussage war mir in doppelter Weise interessant. Einmal zeigte sie, wie die Leute tatsächlich unter der Geisterfurcht leiden und um frei zu werden, ganz von selbst zum Missionar kommen, um Hilfe flehend, und dann, wie sehr doch auch die fernstehendsten Heiden überzeugt sind von der erlösenden Kraft des Christentums. Ihm trauen auch sie es allein zu, ein wirksames Mittel zu sein gegen diese bösen Geister.

Nachdem noch länger mit dem Manne über die schwerwiegenden Folgen seines Tuns gesprochen war, durfte ich Zeuge sein des entscheidenden Augenblicks, da ihm vom Katechisten sein Zopf abgeschnitten, seine Ohrringe herausgenommen und ihm im nächsten Christenhause etwas zum Essen gereicht wurde. Dadurch hatte er die Kaste gebrochen, sich den Rückweg in das Heidentum ziemlich unmöglich gemacht und bezeugt, daß ihm der Uebertritt ernst sei. — Zur Erinnerung an dieses Erlebnis erhielt ich einen Ohrring dieses Mannes vom Missionar. Aber auch ohne diese Unterstützung des Gedächtnisses werde ich für die Weiterentwicklung dieses Mannes ein besonderes Interesse bewahren und eventuell auch später einmal die Leser dieses Blattes davon etwas wissen lassen.

Ich glaube, die vielen Verehrer des Hinduismus in der Heimat kennen nur die eine Seite desselben, das gewiß äußerst interessante philosophische Lehrgebäude der indischen Gelehrten, das allerdings Mühseligen und Beladenen auch garnichts bieten kann. Die andere Seite aber, wie sie eben nur ganz kurz charakterisiert wurde, hat für das Volksleben eine weit größere Bedeutung und wie traurig, ja hoffnungslos diese Volksreligion ist, sahen wir eben. Da hilft kein Herumdoktoren mit einigen christlichen Phrasen, wie es etwa der Brahma-Samadach tut, nein, da kann einzig und allein wiederum Jesus Christus helfen, wenn er durch die Missionsarbeit alleiniger Herr in Indien geworden ist, er, der allein wahren Frieden geben kann.



## Ungleiche Geschwister

Es war einmal auf einem hohen Berge, umgeben von schneegekrönten Zinnen, eine wunderliche Zusammenkunft.

Vier Wesen trafen sich dort, die so alt waren wie die Welt und doch so jung von Angesicht wie der neue Tag. — Sie saßen in Gruppen zusammen, das Wissen und der Fortschritt, der Glaube mit der Liebe. Es schien, als hätten sie sich lange nicht gesehen, denn sie waren eifrig dabei, ihre Erlebnisse zu berichten, wobei sich nicht verkennen ließ, daß das Wissen etwas vorlaut war und gern mit seinen Leistungen prahlte.

Die Liebe hatte soeben das Wissen mit sehr warmem Blick angeschaut und mit seltenem Wohlklang in der Stimme etwas erwidert, als der Fortschritt das Wort ergriff.

„Du willst uns auch wirklich gar nichts lassen, bei allem meinst du, der Glaube sei im Spiel, entweder der Gottesglaube oder doch der Glaube an große Aufgaben, große Pflichten, große Leistungen. Willst du nun meinem Bruder Wissen nicht einmal den Ruhm lassen, daß er die Kunst fördert und durch ihn die Menschen offene Augen für das Schöne bekommen —?“

„Die Kunst,“ erwiderte die Liebe, „ist ein Geschenk. Echte, große, wahre Künstler haben ihre Kunst stets so aufgefaßt, daß sie Werkzeuge des einen großen Künstlers seien, der die Welt mit ihren Wundern an Schönheit schuf. Künstler sind Könige der Kunst von Gottes Gnaden —“.

„Bei der Kunst,“ fiel hier der Glaube ein, „ist auch die Liebe eine wichtige Triebfeder. Liebe in jeder Gestalt schafft Begeisterung und schöpferische Kraft im Künstlerherzen. Die Liebe zur Schönheit erst begeistert den wahren Künstler und wehe dem Zerrbild eines Künstlers, der Kunst will ohne Schönheit.“

„Nun, im Dienst der Schönheit sind wir erst recht nicht entbehrlich,“ rief Wissen aus. „Bedenke doch, wer sorgte dafür, daß die Schönheit einzelner Länder jetzt fast der ganzen Erde gehört. Hat nicht der Fortschritt gerade in seiner Liebe zur Schönheit und in seiner Freude daran, überall Wachstum und Leben zu sehen, keine Mühe gescheut, um die Pflanzen der üppigen Gegenden auch dorthin zu bringen, wo sie nicht

heimisch waren? Er holte aus China und Persien den Flieder, vom Euphrat, der Grenze des verlorenen Paradieses, die Rose, aus Asien die Tulpe, die Lilie und verbreitete sie auf der ganzen Erde. Wenn du behaupten willst, daß die Liebe Triebfeder der Kunst sei, so sind wir doch Schöpfer der Schönheit auf Erden."

"Schöpfer?" fragte die Liebe, „sage Diener, seid Diener der Schönheit, das gereicht euch zum Ruhm."

"Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert," sagte leise der Glaube.

"Wir kamen hier nicht zusammen, um zu streiten," begann wieder die Liebe, „sondern um über unsre Arbeit zu berichten. Ein Jahrhundert, wie die Menschen es nennen, liegt hinter uns! Wir alle wissen, was das Ende dieser Weltzeit und ihr Ziel sein wird. Was haben wir getan, um die Welt ihrem Ziele näher zu bringen?"

Der Fortschritt begann von den Erfindungen und Entdeckungen des letzten Jahrhunderts zu reden, von Dampf und Elektrizität, von Staatskunst und Aufklärung. „Ich habe den Menschen die Augen geöffnet und zeigte ihnen die Dinge wie sie sind. Ich arbeitete durch Realitäten und zerstörte törichte Idealismus. Ich habe die Menschen aufgeklärt, ihren Horizont erweitert, sie gefördert, ja, ich habe Großes geleistet für die Entwicklung des Menschengeschlechts. Ich schaffe Herrenmenschen, die für Fortschritt und Aufklärung arbeiten. So führe ich die Menschheit ihrer Befreiung, ihrem Ziele näher."

"An der Entwicklung des Menschengeschlechts kannst du allein nicht arbeiten, Bruder Fortschritt," erwiderte die Liebe. „Zur vollen Entfaltung aller Fähigkeiten, die Gott in das Menschenherz und in des Menschen Geist legte, bedarf es auch unsrer Arbeit, so hat es uns auch der Vater geboten. Was hilft es, wenn deine fortschrittlichen Menschen die ganze Welt gewinnen und nehmen doch Schaden an ihrer Seele? Dein Ziel ist ein andres als das, welches Gott uns steckte."

Da verstummte der Fortschritt, denn das große, ewige Ziel hatte er nicht bedacht, die Welt war für ihn ein wunderbarer Großbetrieb — aber sie hatte keine Seele. —

Wissen hatte nachdenkend zur Erde geblickt und schlug nun die Augen auf. Die anderen sahen voll Bewunderung in diese Augen, grau und klar mit scharfem Blick, der fest sein Ziel erfaßte, als wollte er den Dingen durch die Schärfe seines Verstandes auf den Grund sehen.

"Mein Reich ist unendlich gewachsen," begann Wissen. „Der Fortschritt tat mir die Türen auf und ebnete mir die Wege. Ihm nach umzog ich den Erdkreis und unzählig ist die Zahl derer, die mich über alles



schätzen. Früher war ich das auserlesene Gut einzelner, jetzt bin ich nicht mehr einem Drakel gleich, sondern finde die Möglichkeit, der Allgemeinheit zu dienen. Stille Denker und Philosophen sind weniger geworden, aber der Fortschritt trägt mich in die Hütten des Volkes wie ehemals in die Klöster, die Fürstenschlösser und Städte. Ich zeigte den Menschen die Kräfte der Luft und Erde, die sie nicht kannten, und lehrte sie, auf das Unscheinbare achten, um die Naturgesetze zu erkennen und sich dienstbar zu machen. — „Ja,“ schloß stolz und erhobenen Hauptes das Wissen, — „ich tat einen Siegeszug um die Welt —“

„Die Beiden haben viel erreicht,“ flüsterte Glaube zur Liebe, „was sollen wir ihnen sagen, sie werden uns nicht verstehen?“

„Nun sprich von deinem Siegeszug,“ erwiderte laut die Liebe.

Da begann der Glaube, der wie die Liebe blaue, klare Augen hatte, mit denen er für einige Augenblicke weit in die Ferne gesehen und in denen ein heilig Feuer der Begeisterung leuchtete:

„Ich tat auch einen Siegeszug — — —“

Da unterbrach ihn Wissen und sagte mit leisem Spott: „Davon habe ich nichts bemerkt, und ich weiß doch alles!“

„Daß du alles weißt, was mit dem Verstande zu erfassen, das weiß ich wohl, ich aber habe nicht gearbeitet am Verstande und durch den Kopf der Menschen, sondern ich siegte in ihren Herzen. Ich habe Millionen zu einem Wissen gebracht, nicht irdischer, wandelbarer Dinge. Ich zog in den schwarzen Erdteil und an die Grenzen des Eismeeers, ich habe ganze Völker aus der Sklaverei des Unglaubens emporgehoben und ihnen eine ewige Hoffnung gegeben, ja mehr noch — ich gab ihnen einen König!“

„Ein Königreich, das nicht von dieser Welt ist,“ erwiderte Wissen, „hat für den Fortschritt und mich keine Bedeutung!“

Da traten Tränen in die schönen Augen der Liebe und sie sah mit tiefem Schmerz zu den Andern hinüber. „Habt ihr denn ganz vergessen, daß wir Kinder eines Vaters sind, der uns auf die Erde sandte, um die Menschen in seine Weisheit, die höher ist als ihre Weisheit, zu führen und zu lehren? Ihr vergeßt das Königreich, das wir schaffen sollen, und seid selber der Menschen Knechte geworden.“

Da lachten Fortschritt und Wissen laut. — „Du scheinst vom Gang der Dinge wenig zu wissen und lebst in einer Welt, die du dir erträumst,“ sagte der Fortschritt. „Wir sollen Knechte sein? — Herren sind wir, ja mehr noch“ — und seine Stimme klang rauh und hart, daß die Liebe erzitterte — „Thyrannen sind wir. Was sich uns nicht beugt, zertreten

wir, denn es ist nicht wert, daß es lebe. Und daß wir eines Vaters Kinder sind, hast du uns schon oft gesagt, zum Ueberdruß oft, daran noch immer zu denken, haben wir keine Zeit. Wir gehen unsern eigenen Weg. Viel Großes wäre nicht geschehen, hätten wir immer erst nach dem Willen des Vaters gefragt."

"Ja, ganz gewiß, vieles wäre nicht geschehen," sagte sorgenvoll die Liebe. "Ich sehe wohl, ihr habt das Ziel ganz aus dem Auge gelassen, mehr denn je! — Zwar gibt es noch Menschen von einem seltenen Gleichgewicht des Geistes, Verstandes und der Seele, die in uns allen den göttlichen Ursprung sehen und denen wir gemeinsam dienen können, aber wie klein ist ihre Zahl! Es sind die, welche in Wissen und Fortschritt, in Glaube und Liebe nach den Fußspuren Gottes suchen, die zu dem Ziel alles Geschaffenen führen. In diesen Wenigen möchte ich so stark sein, daß sie andre aus der Gebundenheit irdischer Ziele und irdischer Weisheit heraus lieben zur Freiheit der Kinder Gottes."

"Das wird dir gelingen," sagte zuversichtlich der Glaube. "Nicht fern ist die Zeit, da Wissen, Fortschritt und Glaube vor Gott Rechenschaft ablegen und ihre Arbeit beendet ist. Dann wirst du allein, nach Gottes Verheißung, dem König Jesus das Volk zuführen, das sich aus allen Sprachen und Zungen, durch dich, die ewige Liebe hat erretten lassen!."

Sie schwiegen alle, auch die Liebe, denn sie sprach nie von sich. — —

Noch leuchteten die Sterne, als schon im Osten der neue Tag mit rosigem Schein die weißen Zinnen küßte. Das war die Trennungsstunde für die ungleichen Geschwister. —

Fortschritt und Wissen stürmten davon und nahmen kaum Abschied von den andern, aber die Liebe rief ihnen nach: "O, vergeßt das Ziel nicht! Gebt den Menschen Zeit, an das Ziel zu denken!" — — So zogen sie davon, ein jeder suchte sein Werk zu fördern.

Der Fortschritt eilte in das Laboratorium eines Gelehrten, in eine sozialistische Versammlung, in Fabriken, zu Frauentongressen, versuchte neue Geschwindigkeiten für Schnellbahnen zu erfinden und in seinem Hasten und Jagen zertrat er manche verborgene Schönheit.

Das Wissen besuchte Universitäten, Schulen und Studierstuben, zog mit Forschern nach Nord und Süd, ging durch Krankenhäuser, suchte in alten Folianten und ging durch die Stätten der Kunst.

Der Glaube besuchte einige Kirchen und Versammlungen, blieb länger im Kreis solcher Menschen, die seelenverwandt sich zusammengefunden. Dann zog er weiter, in ferne Länder und stärkte die, die seinetwegen

unter Gefahren und Kämpfen Verfolgung litten. — Und er ging durch stille Kämmerlein, wo Menschen auf den Knien lagen, voll seliger Freude, weil sie ihn gefunden hatten. Die Liebe wirkte, wie das ihre Art war, ganz im Verborgnen; es ließ sich nicht viel von ihr sagen, aber man spürte sie überall. Man stritt auch nicht um sie, wie um die andern drei. —

Jetzt saß sie an eines kranken Kindes Bett. — Nun öffnete sie leise eine Thür. Drinnen saß mit gefalteten Händen eine einsame Frau, die doch nicht traurig schien, denn man sah es ihren Augen an, sie kannte die Liebe ganz genau. Und draußen stand er, der verlorene Sohn, den zog die Liebe über die Schwelle und er verbarg das Gesicht in den Händen — — — „ach Mutter, Mutter — —“

Dann zeigte ihm die Liebe die Augen seiner Mutter und er weinte vor Freuden!

Alle vier Geschwister ließen dort, wo sie gewesen, etwas zurück.

Der Fortschritt — Verlangen nach Erfolg. Das Wissen — Wissensdurst. Der Glaube — Frieden, und die Liebe — Glück! —

H. J. Püttig.



## Danken

Laß mich nicht nur mit den Lippen sagen  
Meinen Dank dir, Herr, nicht nur lobsingen,  
Laß mich Dank auch in den Händen tragen,  
Daß sie schaffend, dienend ihn dir bringen.

Können's nicht allein die schwachen Hände,  
So laß tragen denn mein ganzes Leben  
Diese reiche Last, bis du am Ende  
Mir den Dank als Himmelsdienst wirst geben.

M. Fiesche.

---

Die passiven, untätigen Kirchenglieder hindern die innere und äußere Mission. (Mornay Williams aus New-York). Wenn der liebe amerikanische Bruder in manchen Gegenden Deutschlands so bekannt wäre, wie ich, würde er das kaum gesagt haben! Denn wie viel hundert Landgemeinden mag es wohl in Deutschland geben, wo es kein einziges tätiges Mitglied gibt in seinem Sinn!!





## Aus der Briefmappe des Evangelisten

Fräulein von L. Wie alt mögen Sie sein, daß Sie solch' einen Brief schreiben konnten? Aus der Handschrift kann ich das nicht ersehen, denn sie ist ausgeschrieben, wie ein Mensch sie zu schreiben pflegt, der ganz erwachsen ist. Aber diese Urteile! Diese Klagen über andere Menschen! Es gibt drei Stufen von Menschenbeurteilung: sehen Sie selbst zu, wo Sie dann stehen. 1) Die Kindheitsstufe — alles Onkel und Tanten! Lauter gute Menschen, kritikloses Vertrauen außer zum Kaminfeger. 2) Dann kommt der eigene Sündenfall, der einen aus dem Paradies der Kinderzeit treibt, aber einem die Augen öffnet für gut und böse. Wie schnell ist diese „erwachsene“ Jugend damit fertig, nach Sympathie und Antipathie jedem sein rundes Urteil aufzukleben: „gut“ oder „böse“. Als ob ein einziger Mensch auf Erden ganz gut und ein einziger ganz böse wäre! 3) Darum ist das ein Kennzeichen der erlangten Lebensreife, daß man die Charakteristik der Münchener Bilderbogen und mancher Sonntagsblätter und Traktate endgültig verlassen hat. „So, jener Mensch ist so schlecht, — dann laß ihn zu mir kommen; ich muß mit Mitleid und Scharfblick sein Gutes suchen!“ Wie die feinste chemische Mischung die Zusammensetzung dem Laien verbirgt, so ist in jedem Menschen, in fast jeder Handlung eine ganz eigenartige Mischung von gut und böse. Unter einem offenbaren Fehler birgt sich ein heimlicher Vorzug; jene zur Schau getragene Güte verheimlicht eine strafwürdige Schwäche oder gar eine Härte und jene Wahrheit wurde aus unlauterem Beweggrund gesagt! Erst wenn man die beiden Seiten kennen gelernt hat, das Gute und das Böse, kann man den betreffenden Menschen oder seine Tat gerecht beurteilen und vielleicht ihm helfen. Darnach korrigieren Sie das Unreine Ihres Briefes, wie eine Stilübung, schreiben ihn dann sauber ab — und verbrennen ihn. Das habe ich auch mit der ersten vor-schnellen Auflage gemacht, die Sie mir sandten! —

S. D. Und wenn Sie recht haben sollten, daß Sie sich durch jene Erinnerung im Predigen und Bekennen so empfindlich gebunden fühlen, deswegen lassen Sie nicht nach, mit Ps. 119, 43 nach dem Grundtext zu bitten: „Herr, nimm das Wort der Wahrheit nicht ganz aus meinem Munde!“ Er kann Ihr Gefängnis wenden!

M. L. Wir müssen eben im Punkt unseres Glaubenslebens und unserer Jesusliebe „über das Gelegentliche“ endlich hinauskommen. Gelegenheitschriften sind unbeständig, unfrei, abhängig von allerlei neuen Ansätzen und Anregungen; darum in steter Gefahr, den stärksten Sensationen zum Opfer zu fallen. Macht das Zungenreden und die Krankenheilungen der Pfingstbewegung am meisten Lärm, dann zieht das die Gelegenheitschriften auch am stärksten an! Manche elende Flüßchen in der Krim hatten nur Wasser nach starkem Platzregen; sonst waren sie das ganze Jahr dürr. So leben diese Gelegenheitschriften von dem Platzregen der Evangelisationen und Glaubenskonferenzen. Sehen Sie zu, daß Sie etwas Bleibendes, allezeit Vorhandenes, Zuverlässiges von neuem Leben erfahren, erfassen und festhalten!

Amtsbruder. Schaffen Sie sich nur sofort das neue Buch von Philipps Brooks an; es heißt „Siegeskraft“ und ist im Verlage von Reinhardt-Basel erschienen. Eine Sammlung origineller, tiefgründiger Abhandlungen (Predigen kann man sie nicht nennen), die einem Großstadtpfarrer zeigen können, was für Probleme und was für eine Behandlung derselben denkende Männer noch unter den Einfluß des Wortes zwingt. Mir hat das Buch wieder eine Fülle neuer Gedanken gegeben, so daß ich es ebenso, wie den vor einigen Jahren erschienenen Band, jedem gebildeten Christen aufs Wärmste empfehlen kann.

M. M. Gern will ich anzeigen, daß Ihre Schwiegertochter, die im großen Hause noch viel Platz hat und reizend mit kleinen Kindern umgehen kann, einige Kinder als Pensionäre zu den eigenen nehmen will, aber Sie haben mir die Stadt nicht angegeben, wo Ihr Sohn jetzt lebt?

M. J. Die Totenfestpredigt, die Ihnen nicht gefiel, ist in 823,000 Exemplaren verteilt worden. Mehr kann ich zu ihrer Verteidigung nicht sagen. Sie finden meine Pfennigspredigten in Sprache und Ausdruck zu hoch für einfache Leute; andere klagen über „manierierte, gesuchte Einfachheit“; wieder andere danken und loben. Also bete ich weiter und gebe mir Mühe, zwischen den Klippen durchzukommen. Solang die Auflage steigt, können Sie mir Ihre Kritik ruhig schicken; solange tut sie nicht weh!





Annie S. Swan, Ein Gelübde. Frei übersezt von R. v. Feilich, Wandsbek. Verlag Bethel. Geb. M. 250.

Eine „g'äubige“ Novelle, wenn man so sagen darf. Sie dürfte in Gemeinschaftskreisen einer ungeteilten Anerkennung sicher sein. Ihr belletristischer Wert steht nicht auf der gleichen Höhe mit dem religiösen Inhalt.

Eliza F. Pollard, Gräfin Tessa. Erzählung aus der Inquisition in den Niederlanden. Aus dem Englischen übertragen von E. v. F. Wandsbek. Verlag Bethel. Geb. M. 350.

Eine spannende Volkserzählung, die etwas an „Die spanischen Brüder“ erinnert. Manches mag historisch gut begründet sein; anderes klingt romanhaft. Der evangelische Bund könnte sich des Buches als Propaganda-Mittel im Volk bedienen.

Nathanael Jünger, Hof Botels Ende. Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide. Wismar i. M. Hinckorf. M. 5.—.

Erdbrauch und Heimatdunst umgeben den Gang der Erzählung. Plastisch herausgearbeitete Charaktere und lebenswahre Gestaltung machen die Lektüre zu einem Genuß. Ich kann den großen Erfolg dieser Bauernromane begreifen; nur hätte ich eins gern gestrichen: die prophetischen oder gemütvollen Expektorationen des Dichters, die hin und her bei einem Kapitalschluß störend auftreten. Jedenfalls lese ich solche Bücher lieber als Frenssen's letzte Leistungen. Man kann Jünger's Bücher in jedem Familientreife lesen.

Dr. med. Carl Seher. 1. Die Seelenwunden des modernen Kulturmenschen. 2. Ist der Atheismus heilbar? Je 50 Pfg. Berlin, M. Warned.

Apologetisch-evangelistische Vorträge, die mit großer Wärme und Geschick ihr Ziel verfolgen.

Dr. med. Carl Seher, Die Seele des Gesunden und Kranken. Berlin. Martin Warned. Preis M. 350.

Die Idee dieses Buches ist vorzüglich: ein gläubiger Mediziner schreibt für alle die Laien, die als Reichsgottesarbeiter mit kranken Seelen zu tun bekommen, ein aufklärendes Handbuch. Die Ausführung der Idee ist nicht gleichmäßig gut gelungen. Der vierte Teil ist zu kurz geraten, denn er streift viele heutzutage brennende Fragen nur, auf die man gern ausführlichere Antwort haben möchte. Auch den Abschnitt „Psychologie“ auf 34 Seiten abzutun, halte ich für verfehlt. Vieles, was der Laie



jetzt gerade noch wissen möchte, fehlt. Den Niesenstoff auf 159 kleinen Seiten bewältigen wollen, — das war der Hauptfehler. Bei einer Umarbeitung, für die ich im Interesse der Sache sprechen muß, sollten einige unnütze sprachliche Härten beseitigt werden.

A. Salbert. Das Geheimnis des Lebens. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Nach dem Titel könnte man anderes erwarten; es werden die ersten, dem bloßen Auge verborgenen Lebensäußerungen: Entstehung, Wachstum und Aufbau der Lebewesen, Stoffwechsel, Schutz und Festigkeit im Bau der Organismen, Empfindung und Eigenbewegung, Fortpflanzung beschrieben, um dem Naturfreunde einen Einblick in die Wunderwelt des Lebens zu gewähren. C. R.

Studien von Friedrich Holtzschmidt. Was ist Wahrheit? Kassel, Ernst Röttger.

Ein ernster Appell an alle, die es angeht, — und wen ginge es nicht an! — auf Heilung der Schäden unseres Geschlechtes, dem eine bedenkliche Diagnose gestellt wird, durch das allein wirksame Mittel der sieges sicheren Wahrheit vom Kreuz auf Golgatha bedacht zu sein. C. R.

Dr. Wilhelm Busch, Pfarrer in Frankfurt a. M. - Sachsenhausen. Onesimus. Allerlei für Herz, Haus und Gemeinde. Elberfeld und Kassel, Licht und Leben-Verlag.

Der Verfasser weiß wirklich allerlei Beherzigenswerthes für Herz, Haus und Gemeinde aus dem kleinen Briefe des Paulus an Philemon herauszulesen. Für seinen in die Tiefe bringenden Blick und sein feines Verständnis ist bezeichnend, daß er den eigenartigen Wert dieser Epistel, die in ihrer Anspruchslosigkeit die größten Probleme stellt und löst, schon früh erkannt hat. C. R.

---

## Mein Reiseplan

9.—17. Februar Braunschweig.

19.—28. Februar Duisburg.

6. März Missionsvortrag in Frankfurt (Main).

8.—17. März Kiel.

19.—22. März Hannover.

23.—24. März Berlin.

23.—30. April Breslau.

2.—10. Mai Biegnitz.

11.—14. Mai Beerberg.

15.—19. Mai Hirschberg.

21.—23. Mai Görlitz.

Psalm 51, 20.

---

~~~~~ Bezugsbedingungen ~~~~~

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.
Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.



Heft 6

März 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

Mit dem Leben

Manche Leute sehen und hören nicht,
 Daß das Leben mit ihnen geht und mit ihnen spricht.
 Sie wandern durch ihre Tage,
 Nehmen die Lust hin und Plage,
 Forschen auch nicht nach des Lebens Sinn,
 Bitten nicht: „Sag uns woher und wohin!“
 Nur wenn der Tod seine Sichel hebt,
 Fragen sie: „Haben wir denn gelebt?“ — —
 — — Und wir sollen das Leben doch sehen
 Hellen Auges und alleweg mit ihm gehen,
 Sollen forschen nach seinem Willen und fragen,
 Was es verlangt von unsern Tagen.
 Dann wird es uns sicher nicht schweigen,
 Wird uns sein köstliches Feierkleid zeigen
 Aus dem ewigen Heimatland,
 Das ihm gewoben hat Gottes Hand,
 Und das es ihm soll zurücke geben,
 Wenn der Tod kommt und ruft unser Leben. —
 — So sollen wir mit dem Leben gehen
 Und lernen, es immer besser verstehen,
 Bis wir am letzten Tag jauchzend sagen:
 „Jetzt werden zusammen wir heimwärts getragen!“

M. Fesche.



Der 1. Petrusbrief in Bibelfstunden

Starke Demut

1. Petr. 5, 5b—7

B. 5b. „Allesamt seid untereinander untertan und haltet fest an der Demut. Denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade“.

Einmal über das andere hat Petrus in jenem Brief dazu ermahnt, der Christ soll sich untergeben verschiedenen Ordnungen und anderen Persönlichkeiten, aber freiwillig, daß nicht die Unterwürfigkeit eine Folge der brutalen Uebermacht der anderen sei — denn dann hätte sie gar keinen sittlichen Wert — sondern sie soll eine Leistung, ein natürlicher Ausfluß der im Christen vorhandenen Demut sein. Da er nun im Vorhergehenden die jüngeren Gemeindeglieder ermahnt hatte, sich den älteren zu unterwerfen, so kann er nicht gut anders, als nochmals allen Ständen und Kreisen in der Gemeinde die Mahnung auszusprechen: „Seid untereinander untertan und bindet euch die Demut um!“ Etwa wie man eine Schürze oder Sklavenkleidung zur bestimmten Arbeit sich umbindet: Blichschnell mag ihm bei diesem bildlichen Ausdruck die demütigende Erinnerung an die Rolle eingefallen sein, die er selbst bei der Fußwaschung durch Jesus gespielt hatte! Ja, damals hatte er noch alles besser wissen wollen, auch besser als sein Meister! Damals gürtete er sich noch selbst und ging, wohin er wollte! Wieviel Lebenserfahrungen mögen in den 30 Jahren, die zwischen jenem Augenblick in Jerusalem und der Abfassung dieses Briefes lagen, ihre Arbeit an dem Charakter dieses vor-schnellen, übereifrigen Mannes getan haben, bis er die Reise und die Abklärung erhielt, die man bei dem Schreiber eines solchen Briefes vor-auszusetzen das Recht hat. Unwillkürlich denkt unsereiner auch zurück an die Tage glühender Jugendbegeisterung für Jesus, in der man so oft Anstoß und Aergernis gab, und schämt sich jener Zeit. Jetzt ist das Blut kühler, die Ueberlegung hält das Gefühlsleben in Schach; der An-stöße werden weniger. Aber ist die Liebe wertvoller geworden, seit sie nicht mehr im Gefühl explodiert? Oder ist sie karger und kälter, als damals? Jedenfalls dient solch ein Rückblick zur Selbstprüfung und Demütigung.

Unter solchem Eindruck kann Petrus auch andere jetzt zur Demut erziehen, zu jener „Weichheit der Stärke“ oder jener „Stärke der Demut“, die das Gegenteil von Schwäche oder Uebermut oder brausendem Selbstgefühl ist. Alle anderen Sünden fliehen vor Gott, weil das schlechte Gewissen dabei sich fürchtet, Gott zu begegnen; nur der Hochmut stellt sich Gott entgegen; meint er doch, er habe sich auch vor Gott nicht zu beugen. Alle anderen Sünden drücken den Menschen nieder, nur der Hochmut verleiht ihm Kräfte, sich in titanischem Trotz gegen Gott aufzulehnen. Aus solcher Erwägung stammt wohl Luthers Gebet: „Herr, laß mich, wenn es sein muß, in alle anderen Sünden fallen, nur nicht in die des Hochmutes.“ Der falsche Stolz des Menschen zieht seine Nahrung aus einer Art Selbstvergötterung. Darum spielt er eine so große Rolle in der Geburtsstunde des Unglaubens wie in dem Reifwerden zur Verstockung. Darum ist er heute auch bei der modernen Menschheit so hoch gepriesen, wie keine Tugend es sonst von sich rühmen darf! Es ist eine halb unbewußte Selbstverteidigung des von Gott abgefallenen Menschen. Sind seine Götter aus den Kindertagen tot, dann muß er sich selbst auf den Altar stellen und sich selbst anbeten!

Nach der Schrift ist denn auch das die eigentliche Satanssünde gewesen, oder mit anderen Worten, das ist die einzige Sünde, die aus sich selbst entstehen kann. Jetzt begreift man den Ausspruch des Apostels: „Denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade“. Der Hoffärtige will keine Gnade; er meint ja, er habe Recht, darum will er Anerkennung, Ehre und Entgegenkommen von allen anderen, also auch von Gott. Gott würde sich zum Diener des Bösen machen, wenn er solch einer gefährlichen Verirrung noch nachgeben würde; denn dadurch müßte es ja immer schlimmer werden mit dem Hochmut. Matthias Claudius sagt in seiner drolligen Weise: „Gib dem Narren Gift, d. h. Lobe ihn“ — setzt aber gleich hinzu: „Gib ihm doch lieber kein Gift, denn es ist in der Apotheke verboten.“

Wenn Gott den Hochmütigen schon preisgeben mußte seinem Verderben, dann kann er ihm seine Pläne gelingen lassen; das steigert dann die Selbstverblendung und vergiftet sein Seelenleben vollends. Ist aber noch ein Schimmer von Hoffnung für den Menschen, so kann Gott nicht anders handeln, als daß er den Hoffärtigen widersteht. Sie beißen in ihrem Trotz auf Granit; sie rennen mit dem Kopf gegen die Wand; sie erleben ein Mißgeschick nach dem anderen, bis sie einsehen, daß sie mit ihrer Klugheit und Kraft ihr Lebensgeschick nicht ändern können, sondern dem Untergang preisgegeben sind, wenn sie sich vor Gott nicht demütigen.

Hat ein Mensch das wirklich eingesehen und verbeißt sich dann doch in den ohnmächtigen Trotz: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!“ dann kann kein Gott ihm mehr helfen; dann ist sein Schicksal besiegelt und die Verstockung breitet sich aus, wie der Rost auf der Klinge.

Der Demütige dagegen ist von seinem eigenen Unwert überzeugt, ist außerdem sich mancherlei Verschuldung bewußt und weiß ganz gut, daß er kein Haar auf seinem Haupt kann schwarz oder weiß machen. Darum befindet er sich Gott gegenüber in bittender Haltung, bereit zum Gehorchen und dankbar für alles unverdiente Gute, das ihm Gott spendet. Solchen Leuten kann dann Gott sowohl im leiblichen Leben als im geistlichen mancherlei Gutes zuteil werden lassen, ohne daß es ihnen schadet. Hier liegen Schlüssel zu manchem Menschen-schicksal, wenn man versteht, mit ihnen umzugehen.

Jetzt verstehen wir die Mahnung von B. 6: „So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit“.

Im Zusammenhang mit den Zeitereignissen wird man wohl annehmen dürfen, daß in erster Linie gedacht sein muß an die Verfolgungen, denen die Christen ausgesetzt waren. Welch ein Gedanke! Die entsetzlichsten, ungerechtesten Qualen, die ihre Verfolger ihnen antaten, soll die Hand Gottes darstellen! Und doch ist das ganz biblisch, denn ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserem Haupt; dann kann uns auch in solch einem Leiden nichts geschehen, als was er will. Jetzt begreift man den Nachdruck eines jeden Wortes in diesem Satz. Ist Gottes Hand so gewaltig im Zerschmettern, dann wird sie auch ebenso gewaltig sein im Heilen, Aufrichten, Trösten und Erhöhen.

Schön ist auch noch der Ausdruck seine Zeit. Also das wird, wenn seine Stunde gekommen ist, der besondere Charakter seiner Zeit sein, daß er liebevoll erhöht und außerdem bleibt er, der reiche Gott, auch der Herr über die Zeit. Nicht jene Feinde können die Qualen ausdehnen, so lang sie wollen, sondern Gott bestimmt die Grenze fürs Leiden und für den Anfang der Hilfe.

Solche Gedanken setzen ein völliges Vertrauen auf Gott voraus und darum wird Vers 7 so selbstverständlich: „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er forget für euch“.

„Weil es ihm anliegt um euch“, heißt es nach dem Grundtext; weil ihr ihm am Herzen liegt, darum sollt ihr lernen, alle eure Sorge auf ihn zu werfen. Werfen und werfen ist ein Unterschied; hier ist nicht ein verächtliches, leichtsinniges Wegwerfen der Sorgen gemeint, daß man sie

sich bloß aus dem Gedächtnis oder Bewußtsein wegschafft, wie etwa manche Leute durch einen Rausch oder bodenlosen Leichtsinn meinen, der Sorge enthoben zu sein — nein, es soll ein solches Werfen der Sorge stattfinden, daß man sieht, wohin man sie wirft. Es ist eine Gebetsarbeit, es ist eine sittliche Tat, es ist eine Anstrengung des Glaubens und zu gleicher Zeit ein Verzicht darauf, mit seiner eigenen Weisheit sich ohne Gott selber zu helfen. Es kann so fromm aussehen, wenn jemand seine irdischen Sorgen mit religiösen Bändern schmückt und sie so aufhängt, daß jedermann daran erinnert wird; aber frömmere ist's, sie auf eine gottgewollte Weise zu überwinden und loszuwerden.

Habt ihr nicht gut geworfen, daß die Sorgen nach eurem Gebet wieder zu euch zurückkommen, so zielt wieder und zielt ordentlich und werft noch einmal, daß eure Sorge dort hängen bleibt an den Verheißungen des treuen Gottes. Sorgen gehört ihm zu, nun, dann soll er unsere Sorge haben; wir wollen sie ihm überlassen, denn wir haben sonst schon genug in seiner Nachfolge mit dem Dienst an anderen zu tun.

Beachte die Steigerung in unserem heutigen Text — von der Fußwaschung zur demütigen Ergebenheit vor Gott und von dieser Demut noch ein Schritt vorwärts zu der heiligen Sorglosigkeit der Kinder Gottes! Amen.



Verheißungen Gottes sind nicht Anweisungen, unsere Arbeit oder unsern Kampf einzustellen. Nein, sie weisen nur die Richtung für unser Streben. Sie sind Keime des künftigen Geschehens; sie bestimmen aber unsere Entschlüsse ebensowenig, als sie dieselben erlegen, aber sie beeinflussen sie. Wenn in einer ganz besonderen Richtung eine wichtige Bundesgenossenschaft mir zugesagt ist, werde ich ohne weiteres solche Richtung bevorzugen. Außerdem kämpft man ganz anders — freudiger, zuversichtlicher, — wenn einem Sieg zugesichert ist. Man soll aber nicht die mechanische Vorstellung aufkommen lassen, als ob Gottes Verheißung sich erfüllen werde, auch wenn wir aus Unglauben oder Mutwillen das Gegenteil davon tun und bevorzugen. Es ist ja kein unpersönliches heidnisches Schicksal, das in jenen Worten seinen ehernen Gang vorgezeichnet hat, sondern es sind zugesagte Gnaden und Hilfen des Vaters Jesu Christi, der um seines Sohnes willen uns solche Freundlichkeiten versprochen hat, wenn wir ihm gehorchen: Die Verheißungen sind an Befehle und Gehorsam geknüpft.

Ein Missionar traf ein chinesisches Mädchen, welches einen Knaben auf dem Rücken trug und sagte zu ihm: „Du trägst da aber eine schwere Bürde!“ Da antwortete das Kind: „Es ist keine Bürde; es ist mein Bruder.“



Warum das Leid auf die Welt kam

Von E. H. von Jagorh

Als Gott der Herr die Menschen geschaffen und in das Paradies hineinversetzt hatte, da gefiel es ihnen dort so gut, daß sie den lieben Gott und seinen schönen Himmel vergaßen und gar keine Sehnsucht danach hatten; es war ja so wunderschön auf der Erde, wozu brauchten sie denn da noch einen Himmel und ein Vaterhaus droben. Und als sie aus dem Paradies vertrieben werden mußten, da war ihre Seele verängstigt und verzweifelt; sie zitterten und fürchteten sich vor Gott, als gestrengem Herrn, aber sie konnten sich ihn nicht als Vater denken und hatten gar keine Sehnsucht nach ihm.

Da nun der liebe Gott, der die Menschen als seine Kinder liebte und meinte, sie müßten sich gerade so nach ihm sehnen und nach ihrem Vaterhaus droben, wie die Kinder auf der Erde sich nach ihren Eltern und nach ihrem Vaterhaus sehnen, wenn sie von ihnen entfernt weilen, sah, daß die Menschen so gar nicht an ihn dachten, wurde er traurig und sann darüber nach, wie er die Herzen der Menschen wieder zu sich und die Sehnsucht nach ihrer himmlischen Heimat wieder in ihre Seelen hineinbringen könnte.

Er rief den Engel Freude und sprach zu ihm: „Gehe hinab in die Häuser und Herzen der Menschen, mache sie fröhlich und glücklich und bringe ihnen die Sehnsucht nach mir und ihrem Vaterhaus hier oben in die Seele hinein.“ — Da schwebte die Freude schnell auf die Erde hinab, drang in die Häuser und Herzen der Menschen hinein und brachte ihnen Sonnenschein in Haus und Herz.

Und die Menschen jubelten ihr zu, einige dachten auch wohl an Gott, von dem alle guten Gaben kommen, aber die meisten genossen die Freude in so vollen Zügen, daß sie für nichts anderes Gedanken hatten. Sehnsucht nach Gott und seiner Herrlichkeit droben bekamen sie dadurch aber nicht. Im Gegenteil, sie fühlten sich so froh, so glücklich auf der schönen Erde, wozu brauchten sie noch den Himmel? Der Allmächtige sah herab auf die Menschen und es tat ihm weh, daß sie ihm durch die

Freude so garnicht näher gebracht waren, er mußte es, wenn ihre Herzen ihm nicht zurückgewonnen wurden, verloren sie ihr Bestes — ihr himmlisches Erbe.

Nun rief der Herr das Leid, den Schwesterengel der Freude, und sprach zu ihm: „Geh Du nun hinab auf die Erde. Deiner Schwester, der Freude, ist es nicht gelungen, die Menschenherzen mit Liebe und Sehnsucht zu mir zu erfüllen; dringe Du in ihre Herzen ein und bringe ihnen das wieder hinein.“

Und das Leid schwebte auf die Erde hinab, drang in die Herzen und Häuser der Menschen hinein und brachte ihnen den Schmerz und das Weh.

Aber die Menschen wollten es erst auch nicht verstehen, daß Gott ihnen das Leid als Liebe schickte.

Die Einen bäumten sich dagegen auf und schüttelten das Leid von sich ab, indem sie es durch Genüsse aller Art zu betäuben verstanden; die Anderen liefen dem lieben Gott aus der Erdenschule und warfen ihr Leben wie eine Bürde von sich; die Dritten meinten, wenn Gott der Vater aller Menschen sein wolle, dürfe er ihnen solche Last nicht senden, kein Vater täte seinen Kindern Trübsal — nur Liebes, es gäbe vielleicht gar keinen Gott.

Aber die Meisten fanden gerade durch das Dunkel in ihrer Seele, durch ihr Leid doch wieder den Weg zu Gott zurück; bei all ihrem Elend drang doch ein heller Strahl in ihre trübe Seele hinein, der ihnen den Weg zu Gott, zum Himmel wies; sie spürten ihre Ohnmacht und Gottes Allmacht, ihre Kleinheit und Gottes Größe. Und alle, die diesen Weg gefunden hatten durch das Leid, fühlten auch im Leid Gottes Vaterliebe. Sie lernten es erkennen, daß Gott das Leid für sie geschickt hatte, damit sie ihn und ihr Vaterhaus droben auf der schönen Welt nie vergessen, damit sie die Erde mit allem Leid und aller Freude nur als etwas Vorübergehendes ansehen und ihr Vaterhaus im Himmel suchen.

Erst das Leid mußte uns Menschen das lehren, darum ist das Leid auf die Welt gekommen, darum kommt es auch zu uns.

Denn kein Mensch, der das Leid kennen gelernt hat, wird bestreiten, daß es ihm Sehnsucht nach Gott und der Ewigkeit gebracht hat; daß der Schmerz es allein ist, der der rechte Lehrer für uns Menschen ist; denn die Liebe, die Freude verkärt uns auch das Häßlichste auf der Welt — der Schmerz allein gibt uns Klarheit und führt uns zur Wahrheit. — Darum mußte das Leid auf die Welt kommen.



Das hat der Feind getan

Nach einer Predigt

Math. 13, 24, 31

Der Herr gebeut — flint regen sich die Hände,
Der gold'ne Regen rauscht auf das Gelände,
Ermattet ruh'n die Säer dann —
Was hat indes der Feind getan?

Im Sonnenglanz der Same sich erschließet,
Woher das Unkraut, das dazwischen sprießet?
Bang seh'n den Herrn die Knechte an,
Der sprach: Das hat der Feind getan!

Noch lebt der Feind, noch streut er unverdrossen
Die Saat der Finsternis und ihr entsprossen
Die Dornen auf der Pilgerbahn —
O Feind, was hast du uns getan!

Nach Idealen will der Jüngling streben,
Betränzt die Barke, fährt er frisch ins Leben,
Doch bald — gekentert ist der Kahn,
Der Kranz verweltet, — wer hat's getan?

So manches Haus, es war des Glückes Stätte,
Des Frohsinns Lachen klang drauß um die Wette,
Nun liegt auf ihm des Todes Wahn,
Das hat allein der Feind getan!

Kein Grenzstein jenem Land genügte,
Kein Nachbar, den es nicht besiegte —
Nur Trümmer mahnen heut daran,
Daß hier der Feind sein Werk getan!

Kein Mensch, der keine Narbe von ihm trüge,
Den nie sein Engel hart mit Fäusten schlug —
Auch du, o Seele, komm, sag' an,
Was hat wohl dir der Feind getan?

Steh Einen gibt's, der rettet, was verloren,
Er, der ward ohne Schuld zur Welt geboren;
Geh' wirf zu Füßen dich dem Mann,
Der gut macht, was der Feind getan!

M. Stummler.



Zwanzig Jahre in Deutschland

Erinnerungen

(Fortsetzung)

Die Düsseldorfster Gemeinde wuchs zu meiner Zeit sehr stark. Durch Zuzug und Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle vermehrte sie sich um ca. 3000 Seelen im Jahr. Da war es selbstverständlich, daß eine vernünftige Gemeindeleitung bei Zeiten vorsorgte, um nicht Riesengemeinden anwachsen zu lassen, die ohne geistliche Bedienung bleiben. Steht es doch geschrieben: „Wo keine Prediger sind, wird das Volk wild.“ Berlin und manche andere Großstadt zeigen erschreckende Beispiele für die Verschuldung einer Generation gegenüber der nächsten. Aber wenn es in solchem Interesse Opfer zu bringen gilt, deren Segen vielleicht erst Jahre nach unserem Tode andern zu Gute kommen, pflegen die meisten Menschen recht schwerhörig und hartherzig zu sein. Das gab natürlich manche Kämpfe in den kirchlichen Körperschaften.

Das Wachstum der Gemeinde ging weiter und zwang schließlich alle Widerstrebenden, sich der Bereitwilligkeit der größeren Kirchenvertretung zu fügen. In den 6½ Jahren meiner Düsseldorfster Amtstätigkeit stieg die Zahl der Pfarrer von 6 auf 11 (heute sind es 13); zwei schöne neue Kirchen und zwei Bethäuser, sowie 5 Pfarrhäuser wurden gebaut; außerdem durch Privatsammlungen mehrere Vereinshäuser (Kronenstraße, Schützenstraße). Die Opferfreudigkeit der reichen Gemeinde war normal, aber sie wurde im allgemeinen nicht überanstrengt. Z. B. fand ich, daß für Heidenmission viel zu wenig getan wurde. Wenn das Jahresbudget einer solchen Gemeinde über 300 000 Mark an Einnahme aufweist, so müßten doch mindestens 30 000 Mark für die wichtigste Lebensaufgabe der Kirche herauskommen. Daß man diesen Zweck der Kirche, — das Evangelium in alle Welt zu tragen — so stark außer acht ließ, mag mit ein Grund dafür sein, daß sie selbst vielfach auf ein totes Gleis kommt und mit Entkirchlichung bestraft wird. Wird Jesu oberstes Interesse, daß seine Gemeinde jetzt im Zeitalter der Evangelisation der Welt dieser Pflicht genügt, nicht beachtet, dann ist es kein Wunder, wenn das Salz dumm wird und eine Kirche, die nur um ihr Leben zu gewinnen, sich auf ihre

Heimatinteressen versteifte, den Angriffen aller möglichen Feinde schutzlos preisgegeben wird. Hier liegt ein Punkt, wo die Buße und Besserung zuerst einsetzen müßte: nichts belebt eine ersterbende Kirchlichkeit so sehr, als lebhaftes Beschäftigung mit der Heidenmission. Außerdem hat die Edinburger Missionskonferenz*) wahrlich den Beweis erbracht, daß die Stunde geschlagen hat, wo sich die alte Christenheit in Deutschland aufraffen muß, um auf dem Gebiet der Heidenmission alte Sünden gut zu machen. Eine so reiche Gemeinde wie Düsseldorf sollte doch ebensoviel dafür aufbringen können, als die viel kleinere und ärmere Herrnhutische Brüdergemeinde es fertig bringt. Zürich ist lange nicht so groß und so reich wie Düsseldorf und lieferte im Jahre 1909 über 60 000 Francs an die Basler Mission! Und was ich von Düsseldorf sagte, gilt vielen anderen reichen Städten Deutschlands noch viel mehr!

Bei uns geschah doch wenigstens etwas! Mein Amtsbruder Freny hatte seit Jahren in verschiedenen Vereinen eifrig für Mission geworben und ich konnte mit Hilfe einer Dame auch drei Missionsvereinen dienen: es war ein Frauenmissionsverein, ein Mädchenverein und ein Knabenverein. Letzterer ist wohl ein Unikum gewesen. Etwa 90 Knaben vom 10.—15. Jahre versammelten sich alle 14 Tage am Samstag nachmittag in meinem Konfirmandensaal und die betreffende Dame las ihnen etwas vor oder erzählte ihnen etwas aus der Mission. Und wenn ich irgend Zeit hatte, kam ich auf 10 Minuten herüber, um noch das Tüpfelchen auf das i zu setzen. Gesänge, Erklärung der Missionsweltkarte oder von Bildern aus der Mission wechselten mit den Ansprachen ab. Hoffentlich hat mancher von den Knaben eine Liebe für die Mission mit hinausgenommen.

* * *

Weil meine Tage und Wochen in oft beispielloser Weise mit Arbeit angefüllt waren (und die Sonntage meist erst recht Höhepunkte von Anstrengung sein mußten!), hielt ich fest daran, daß die vier Wochen, die man im Jahr frei hatte, ganz der Familie gehörten. Wie gespannt freuten sich die Kinder das ganze Jahr hindurch auf die nächste Sommerreise! Da wir fast keine Geselligkeit mitmachten, Theater und Konzerte nicht besuchten und keinen Kleiderluxus trieben, konnten wir jeden Sommer gemeinsam reisen. Oft waren wir in Vorkum, und in anderen Jahren machten wir Fußtouren im Harz, Schwarzwald oder der Schweiz. Durch Entbehrungen oder Extraarbeiten literarischer Art war das Reisegeld zusammengespart worden und durch arbeitsreiche Wochen hatte man sich

Direktor Schreiber, die Edinburger Welt-Missionskonferenz. Basel, Verlag der Basler Missionsbuchhandlung, 2 M.

darnach gesehnt, dann war aber solch eine Tour auch ein Hochgenuß! Einst trafen wir einen reichen Herrn aus dem Rheinland in Pontresina und auf der Straße nach den Bernina-Häusern kam in der Unterhaltung heraus, wie bei uns solch eine Reise zustandekomme. Da stand er still, stieß seine Frau an und sagte: „Du, Mimmi! die Leute haben doch zehnmal mehr von ihrer Reise, als wir, die einfach ein Blatt im Scheckbuch ausfüllen, wenn sie abreisen wollen!“ Der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen!

Aber wenn ich vorher sagte: fast keine Geselligkeit, — so muß das doch in etwas eingeschränkt werden. Große Abstütterungen, gesellschaftliche Rücksichten mit ungewöhnlichen Kosten verbunden, waren mir stets zuwider gewesen. So gab es nur ein paar Familien, mit denen wir zwanglos verkehrten. Außerdem waren es einzelne Menschen, die entweder keinen Familienanschluß in der Stadt hatten, oder in ihrer Familie nicht verstanden wurden, die sich an bestimmten Abenden bei uns einfinden konnten. Davon brauchte einer einst das Scherzwort: „Pastor Keller gleicht David, von dem steht auch geschrieben, es versammelten sich um ihn viele lose Leute.“

Saß man nach der angestrengten ernstesten Arbeit am eigenen Tisch mit ein paar guten Freunden zusammen, so brauchte ich kein äußeres Mittel, wie Wein oder dergl., um in fröhliche Stimmung zu kommen. Sie liegt gewissermaßen stets parat, bis ihre Stunde kommen darf. Nur hat sie sich bisweilen unartig vorgewagt und in Bibelfunden, wo ich mich im Kreise Gleichgesinnter sehr wohl fühle, kann es immer noch vorkommen, daß Humor und Christentum sich eng umschlingen. Mancher, der sich ernste Gedanken ohne ein entsprechendes ernstes Gesicht und eine gewisse Feierlichkeit nicht denken kann, nimmt daran Anstoß. Wenn nur nicht das gebliffentliche Anstoßnehmen an jedem fröhlichen Ausdruck oft an das Wort Jesu vom Mücken-Seihen und Kameele-Verschlucken erinnerte! Man hat selbst das Wichtigste im Evangelium verloren und macht dann aus einem solchen ungewohnten Humor ein Kapitalverbrechen. In manchen Fällen sagte ich solchen finstern Mörglern auf den Kopf, daß sie ein schlechtes Gewissen haben müßten! Wie oft hat der Humor an Krankenbetten und bei Debatten mit Gegnern den Sieg verschafft!

Aus meiner Düsseldorfer Amtsarbeit wäre ja noch viel zu erzählen, wenn man nicht fürchten müßte, der Eindruck würde bei dem geneigten Leser erweckt: „Das Alter macht geschwägig!“ Also will ich nochmals mancherlei unter den Tisch fallen lassen und nur einen wichtigen Punkt näher beleuchten, weil mancher Amtsbruder doch etwas davon lernen könnte. Das ist mein Erlebnis mit der Gemeinschaft.

Die Gemeinschaftsleute in Düsseldorf hatten schon vor meinem Hinzukommen ihre Geschichte gehabt. Es gab schon manche Abspaltung in Methodistern, Baptisten, Adventisten, Irvingianer und freie (d. h. aus der Landeskirche ausgetretene) Gemeinschaftsleute. Die Innerkirchlichen hatten eigentlich keine rechte Leitung und Sammlung und manche von ihnen lagerten nur noch so auf der Grenze. Wenn in der freien Gemeinde etwas „los“ war, gingen sie dorthin. Mir ist es nun nicht gelungen alle diese verschiedenen Köpfe unter einen Hut zu bringen. Aber einige von ihnen vereinigten sich mit den jetzt Neuangeregten und schlossen sich enger an mich an. An verschiedenen Stellen der Stadt bildeten sich kleine, fast familiäre Bibelkränzchen in Privathäusern, die nicht größer werden sollten als 12—15 Seelen. Wurden es doch mehr, dann gründete man eine neue solche Stelle. Die Leiter und Redner dieser Kreise gehörten zu meinem „Männerabend“, einer Unternehmung, die mir unvergeßlich sein wird, so lang ich lebe.

Mit zwei oder drei Brüdern hatte ich angefangen und allmählich wuchs die Zahl auf 22 an. Kaufleute, Fabrikarbeiter, Maler, Lokomotivführer, Beamte, Lehrer, sogar ein Doktor der Medizin bildeten den Kreis, der sich alle 14 Tage Freitag abends 8 Uhr in meinem Pfarrhause versammelte. Eine Stunde unterhielt man sich zwanglos über Reichsgottesfragen oder Seelsorgerangelegenheiten und manches persönliche Bekenntnis stärkte den Glauben; in der andern Stunde lasen wir einen Abschnitt aus der Schrift und besprachen ihn. Zum Schluß kniete alles nieder und zwei oder drei beteten laut. Wie offen kritisierte man da meine Predigt oder mein Vorgehen in dieser oder jener Frage! Wie brüderlich nahm man Anteil an allem, was den Andern bewegte. Es war wirklich so etwas, was Wichern „Assoziationen der inneren Mission“ nennt. Durch diese 22 Männer hatte ich nicht nur Einfluß auf die Gemeinschaften, hin und her in den Häusern, die ich selbst gar nicht zu besuchen brauchte sondern auch auf Gemeindeangelegenheiten und Kirchenwahlen. Jedenfalls habe ich später nichts so sehr vermißt, als diese brüderliche Aussprache. In Freiburg i. Br. machte ich den Versuch, etwas Ähnliches zu gründen, aber da ich 180 Tage im Jahr abwesend bin, waren die Zwischenpausen zu groß und außerdem fehlte mir die Beziehung des Pfarrers zu seinen Gemeindegliedern; so mußte ich nach einiger Zeit diese Bibelbesprechungen in meiner Wohnung schweren Herzens wieder fallen lassen. Vielleicht kann ich sie, wenn mein Reiseleben ein Ende hat, wieder aufnehmen! —

Jedenfalls hatte ich durch meinen Männerabend und die Teilnahme an Allianzversammlungen (ich war ca. 10 Jahre im Vorstand der

Westdeutschen Allianz) und Glaubenskonferenzen das Vertrauen vieler Gemeinschaftsleute landauf und landab gewonnen. Das gab neue Belastung man suchte mich in seelsorgerlichen Fragen von auswärts auf und die briefliche Seelsorge begann damals schon. Die Einladungen zum auswärtigen Reden mehrten sich und ich konnte schon lange nicht alle befriedigen. Aber dadurch wird es verständlich, daß die Gemeinschaftsleute hin und her am Niederrhein und drüber hinaus mir den Gedanken nahelegten, Evangelist zu werden. —

Wie es dann im Jahre 1898 dazu kam, daß ich mich nach langem Ringen und Sträuben entschloß, dem inneren Rufe des Herrn zu gehorchen, mein liebes Pfarramt aufzugeben und freier Evangelist zu werden, das habe ich seinerzeit in dem schon angeführten Artikel „Dazu“ ausführlich erzählt. Manche haben aus dem Glaubensschritt, daß ich ohne Vermögen zu haben, mein sicheres Einkommen in Düsseldorf mit Pension, Wittwenkasse usw. fahren ließ, ein besonderes Heldentum gemacht. Mir kam es nicht so vor, nachdem mir der Wille des Herrn innerlich klar geworden war und ich das Sträuben des alten Menschen überwunden hatte. Viel schmerzlicher war mir der Widerstand mancher Amtsbrüder, die mir noch Jahre nachher, wo meine „Kirchentreu“ mit Händen zu greifen war, es nicht verzeihen konnten, daß ich „das Amt weggeworfen“ hätte. Aber das Amt ist doch Wortverkündigung und die habe ich in den 13 Evangelistenjahren reichlicher gehabt und geübt als nur irgend ein im „Amt“ stehender Bruder. Außerdem ist das Pfarramt nur eine Form der Tätigkeit, die der Herr gesetzt hat (Eph. 4, 11—14), „daß die Heiligen zugerichteten werden zum Werk des Amtes, dadurch der Leib Christi erbaut werde.“

Eigentlich könnte ich jetzt meine Erinnerungen, die sich beim Gedenken an den 14. Februar 1891 mir gewaltig aufdrängten, abbrechen und zum Schweigen bringen; denn über meine Evangelisationsarbeit habe ich vor drei Jahren einen Aufsatz in meinem Blatt gebracht unter der Ueberschrift: „Zehn Jahre Evangelist.“ Alles stand aber auch nicht darin, was ich gern behalten möchte und manches Bild verschiebt sich eben mit den Jahren. „Ueber manchen Schatten unserer Jugend geht uns erst im Alter ein Licht auf.“ So will ich denn noch eine kleine Skizze folgen lassen.“ (Fortsetzung folgt.)





Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

(Fortsetzung)

4. Zukunftsarbeit

Es ist natürlich unmöglich, in solch kurzen Reisebriefen einen wirklichen Einblick in das zu geben, was ich in nun seit fast zwei Monaten im Basler Missionsgebiet von Kanara und Malabar an Missionsarbeit gesehen habe. Da müßte ich dann alle Gebiete dieser weitverzweigten Arbeit schildern, soweit ich sie aus Anschauung kennen gelernt habe, müßte die Leser mitnehmen zum Besuch von Heidenhäusern, sie mitgehen lassen die oft so beschwerlichen Wege bei Reisepredigten*) und sie einführen in die Industrieanlagen der Basler Mission, wo in rechter Weise neben dem Arbeiten das Leben nicht zu kurz kommt. Auf dieser letzten Arbeit muß doch wohl Segen liegen, denn hier wird das vereinigt, was ein heimgegangener Freiburger Fabrikherr und Christ gefordert hat. In den Klöstern ist nur gebetet worden, — so sagte er — deshalb sind sie zu Grunde gegangen; in den Fabriken wird nur gearbeitet, deshalb werden sie auch zu Grunde gehen, daher wird Bestand haben nur eine Vereinigung beider. Und das findet man in den Basler Industriewerkstätten; beginnt doch jeder Arbeitstag mit einer kurzen Andacht, an der auch die heidnischen Arbeiter teilnehmen. Eine große Freude war es für mich, in Calicut an einem Montagmorgen zu mehreren Hunderten von solchen Fabrikarbeitern und Arbeiterinnen sprechen zu dürfen und beschämend war mir der Gedanke, daß etwas Derartiges in der lieben deutschen Heimat wohl ausgeschlossen sei. Doch von all' dem wollte ich in dem heutigen Briefe nichts berichten. Eine andere Arbeit soll hier kurz beleuchtet werden.

Das bei uns vielgebrauchte Wort: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft, ist besonders ernst zu nehmen in den augenblicklichen indischen Verhältnissen. Da sind die Mohamedaner, die auf Raub ausgehen und mit ihrer dem natürlichen Menschen so bequemen Religion — besonders in sittlicher Beziehung — der Jugend verlockend erscheinen. Da ist die

*) Etwas davon soll der Reisebrief über die „Blauen Berge“ bringen.

ganze, moderne atheistische Strömung Europas, welche die indische Jugend mit sich fortreißt und berauscht. Welche Rolle spielt nicht hier bis in die entlegensten Teile Indiens, soweit die englische Sprache klingt, Häckel mit seiner Weisheit. Erzählte mir doch ein Basler Missionar, daß er weit im Innern auf einer Reisepredigt einen Brahmanen getroffen habe, der ihm begeistert von Häckel erzählte, der die Menschheit recht verstanden; denn das käme ihm sehr plausibel vor, daß die Menschen von den Affen abstammten. Der waschechte Brahmane trat bei ihm aber wieder zu Tage, als der Missionar ihn fragte, ob ihm das so schmeichelhaft erschiene, wenn seine Vorfahren Affen gewesen wären. Natürlich nicht, aber Häckel hat doch auch nur die gewöhnlichen Menschen von den Affen hergeleitet, — sie, die Brahmanen stammten natürlich von den Göttern ab. Was würde wohl Häckel zu dieser Auffassung seiner Lehre sagen?! — Unter solchen Umständen ist es natürlich nötig, daß die Mission die Arbeit unter der Jugend besonders energisch und planmäßig in die Hand nimmt.

Selbstverständlich hat Basel, wie auch die anderen Missionen, Schulen errichtet für die christlichen Kinder ihrer Gemeinden, um sie christlich zu erziehen. Aber das ist schließlich nicht eigentliche Missionsarbeit. Die Großzügigkeit der Basler Mission sehe ich darin, daß sie es nicht vergift, eine wirkliche Missionsarbeit zu treiben. Sie pastoriert nicht nur ihre Gemeinden, sie erzieht nicht nur die christlichen Kinder, sondern sie steckt sich weitere Aufgaben: sie will auf die Heiden in erster Linie wirken und wenn es geht, auch durch die Kinder an das Herz der Eltern heranzukommen. Und so hat Basel überall parallel zu dem Gemeindeschulwesen ein Heidenschulwesen. Diese Heidenschulen stehen völlig unter der Mission, die Gebäude gehören ihr, die Lehrer werden von ihr angestellt. Der Plan ist zwar derselbe wie in den religionslosen Regierungsschulen, aber mit dem einen großen Unterschiede, daß hier Religion das Hauptfach ist. Und nun erlebt man das merkwürdige Schauspiel, das mich immer wieder frappierte. Die ganze Schule enthält kein Christenkind und man geht von Klasse zu Klasse und kann sich durch Fragen davon überzeugen, daß diese Heidenkinder den Religionsstoff, den unsere Volksschüler daheim binnen haben sollen, zum wenigsten ebenso gut beherrschen. Sie sagen einem tabellos die Sprüche her, erzählen die Geschichten und singen unsere Lieder.

Und nun denke man sich den neugierigen und redelustigen Hindu! All' das Gelernte und Gehörte wird daheim getreu den heidnischen Eltern berichtet. Sind schon bei uns oft durch die Kinder die Eltern auf den rechten Weg gebracht worden, so wird das noch mehr hier der Fall sein, wo die Eltern der neuen Kunde mit ganz anderen Ohren lauschen. Und

auch angenommen, es geht gar keine unmittelbare Wirkung von dieser Arbeit aus — wieviel christliche Gedanken nehmen die Kinder auf und was für Zukunftsarbeit hier geleistet wird — wer kann das beurteilen!

Das Merkwürdigste für uns daran ist wohl der Umstand, daß die Eltern ihre Kinder gerne in diese Schulen schicken, auch auf die Gefahr hin, daß sie vom alten Glauben abfallen, weil sie es wissen, ihre Kinder sind hier in guten Händen. Sehr deutlich erlebte ich das auf der Missionsstation Tellicherry in Malabar. Missionsinspektor Frohnmeyer, den ich zum Teil auf seiner Visitationsreise zu begleiten Gelegenheit hatte, besuchte hier die im Fischerdorf gelegene Missionsheidenschule. Sehr nett hatten die Kinder zu Ehren dieses hohen Besuches die Schule mit Guirlanden und Blumen ausgeschmückt, selbst dem Herrn Inspektor und mir wurde nach Landesitte ein Kranz um den Hals gelegt. Nicht weniger hatten sie an sich selbst gedacht. Und fehlten den Mädchen die goldenen Ketten, Ringe u. s. w., so hatten sie sich eben dieselben nach recht indischer Art geliehen und wirklich malerisch sah diese braune Gesellschaft in ihrem Putz aus. Während der Herr Inspektor in Religion examinierte, hatten sich die Eltern an den weiten Fenstern eingefunden, um die Kenntnisse ihrer Kinder zu bewundern und die waren auch nicht übel, wenn ich nur an die Katechese über die Bergpredigt in der obersten Klasse denke. Zum Schluß erschien der Vater eines der Kinder, um im Namen der Fischerklasse der Mission seinen Dank auszusprechen für die Anlage der Schule und die Fortführung derselben, die wegen Geldmangels in Frage gestellt war. Und er ein Heide und alle Kinder Heiden! Das ist wahrlich Zukunftsarbeit.

Wir würden uns zu sehr in Einzelheiten verlieren, wenn wir so den ganzen Aufbau des Schulwesens bis zur Hochschule vorführen wollten. Aber das sei nur noch gesagt, daß ähnlich auch Missionsarbeit in den höheren Schulen getrieben wird bis zum Abiturientenexamen und neuerdings auch darüber hinaus, z. B. in Calicut, wo man mit dem weiteren Ausbau zu einer christlichen Universität begonnen hat. — Diese staunenswerte Arbeit an der gebildeten Jugend Indiens, wie sie die Basler Mission betreibt, ist in der Heimat noch viel zu wenig bekannt. Ob nicht das ein Weg wäre, auch unsere Gebildeten in der Heimat für die Mission zu interessieren, der sie solche Arbeit meist wohl garnicht zutrauen!

Um die Ueberschrift dieses Briefes ganz zu rechtfertigen, sei nur noch kurz eine Arbeit in dieser Beziehung erwähnt, die allerdings noch in den Kinderschuhen steckt, aber wahrscheinlich in Malabar und Kanara planmäßig in den nächsten Jahren ausgebaut werden wird. Neben diesen

Missionsschulen gibt es, wie schon gesagt, religionslose Regierungsschulen und ausgesprochene Heidenschulen, die von den heidnischen Gemeinden unterhalten werden. In diese völlig im Heidentum stehenden Schulen ist es neuerdings der Mission gelungen, Eingang zu finden, indem erlaubt wurde, daß an einem Tage in der Woche am Schlusse des Unterrichts vom Missionar oder geistlichen Lehrer eine Art Sonntagsschule oder Kindergottesdienst gehalten wird. Statt langer Erörterung darüber mögen mich die Leser lieber auf einem Gange zu solch' einer Schule begleiten. Ich hatte von Calicut aus Gelegenheit, in einer ganzen Reihe solcher Schulen zu reden.

Etwa eine Stunde Wagenfahrt von Calicut entfernt liegt ein Dorf Karaparamba, dessen heidnische Schullehrer gebeten hatten, auch in ihrer Schule einen Kindergottesdienst einzurichten. Im zweirädigen Pferdewagen, wie er in Indien vielfach gebräuchlich ist, fuhren wir an einem Freitag Nachmittag zeitig hinaus, um noch vor Schluß des Unterrichtes am Schulgebäude einzutreffen. Die Fahrt an sich war sehr interessant, da man zunächst die schöne, breite Straße benutzte, die vom Meere in das Innere führt und auf der endlose Züge der bekannten indischen Ochsenwagen Kaffee und Tee von den Bergen herabführen. Das ist ja das charakteristischste indische Straßenbild: Ochsenwagen auf einer von Kokospalmen eingefassten Straße. Nach etwa halbstündiger Fahrt bogen wir auf einen kleinen Weg längs eines Kanals, der so jammervoll angelegt und dazu noch so ausgefahren war, daß wir uns krampfhaft im Wagen festhalten mußten, um nicht unsre Köpfe andauernd aneinander oder an der engen Wand des Kastens, in dem man sitzt, zu schlagen. Längere, derartige Fahrten gehen ohne Beulen eigentlich niemals ab.

Wir kamen gerade zum Schluß und erlebten diesen noch mit. In jeder der 5 Klassen mußten die Kinder die Anzahl der „Vobe“ sagen, die sie im Laufe des heutigen Tages erhalten haben und der Lehrer buchte sie getreulich. Einige konnten eine solch gewaltig hohe Anzahl von „Voben“ anführen, daß es mir höchst wahrscheinlich war, die Kinder nehmen es dabei mit der Wahrheit nicht so genau — um so unglaublicher war mir die naive Leichtgläubigkeit der Herren Lehrer. Dann wurden alle Schüler im größten Raum zusammengerufen, stellten sich in fünf konzentrischen Halbkreisen auf, um das Schlußgebet zu sprechen, das wesentlich im Anrufen und Herzählen der verschiedenen Götter bestand. In dem echt indischen, halb näselnd gesprochen, halb gesungenen Tonfall betete einer vor und sobald dieser immer leiser werdend verstummte, fiel der Chor ein und betete im gleichen Tone den Refrain. Es war ein höchst originelles

Bild, diese Kinder meist mit geschlossenen Augen, die Hände über die Brust gekreuzt oder wie zum christlichen Gebet zusammengelegt. — Raum war das Gebet zu Ende, da trat der Missionar vor und betete mit ihnen gemeinsam das Vaterunser, das sie fast schon alle kannten. Das macht auf einen Neuling allerdings einen merkwürdigen Eindruck. Eben hatten die Kinder noch ihre Götzen angerufen und fast im selben Atemzuge beten sie das Gebet, das Jesus die Menschheit gelehrt hat. Dann hielt ich eine Art Kindergottesdienst, wie wir es auch in der Heimat tun, natürlich einfacher und schlichter als ausmalend — während der Missionar dolmetschte. Auch die heidnischen Lehrer hörten aufmerksam zu und blieben fast eine Stunde länger in der Schule, als es ihre Pflicht gewesen wäre. Das ist doch wirklich viel und daß auch mit dieser Einrichtung in reinen Heidenschulen Zukunftsarbeit geleistet wird, liegt klar auf der Hand. Christliche Kenntnisse, Gedanken und Anschauungen kommen dadurch in heidnische Häuser und mag der meiste Same wieder zertreten und vernichtet werden — dort, wo er auf guten Boden fällt, da bringt er auch herrliche Frucht.

Aus einer anderen Heidenschule bei Calicut, in der auch in dieser Weise wöchentlich einmal gearbeitet wird, kam eines Tages der beste Schüler zum Missionar mit dem Bekenntnis, er müsse Christ werden; denn durch den Unterricht wäre es ihm klar geworden, daß nur ein Jünger Jesu selig werden könne. Und alle Schwierigkeit hat dieser kleine Held — Walter Zukumaren ist sein Name — überwunden. Er ist getauft worden und nicht lange dauerte es, da hatte er seine verwitwete Mutter und seine Geschwister auch gewonnen. Somit ist eine ganze Familie übergetreten, veranlaßt im Grunde einzig und allein durch diese Sonntagschularbeit in heidnischen Schulen. Als ich in Tellicherry das Predigerseminar für den Malabar-Distrikt besuchte, da wurde mir auch dieser Walter gezeigt, der einst wird viel leisten können, wenn er hält, was er verspricht. Wohl hat dieser Uebertritt viel Aufsehen und Aerger erregt, wohl hat der Haß der Heiden es zu Wege gebracht, daß wochenlang die Arbeit an dieser Schule unterbrochen werden mußte — aber auch diese Wogen haben sich gelegt und nach wie vor erhalten die Schulkinder wöchentlich ihre Religionsstunde und will's Gott, so wird dieser Walter Zukumaren noch manchen Nachfolger haben.

Diese kurze Skizze soll ein kleines Bild davon den Lesern geben, wie die Basler Mission in Indien durch direkte oder indirekte Schularbeit sucht, an die Jugend heranzukommen und sie zu dem zu führen, der auch der indischen Jugend allein Mittel und Wege weisen kann, rein und heilig ihre Jugend zu genießen.



Eine heidnische Bußpredigt

Vor etwa 80 Jahren hatte ein gläubiger Weißer eine Zeit lang bei den Plattkopf-Indianern Nordamerikas gelebt und ihnen einiges aus der Bibel mitgeteilt. Das wunderbare Buch kam den Indianern nicht mehr aus dem Sinn und so sandten sie 1832 vier ihrer tapfersten Männer aus, die „des Weißen Mannes Buch“ holen sollten. Nach vielen Gefahren und monatelangen Strapazen erschienen diese vier Abgesandten in St. Louis, das damals ganz katholisch war, und verlangten die Bibel. Kein Mensch konnte oder wollte ihre Sehnsucht befriedigen. Man lud sie ein und zeigte ihnen Bilder der Jungfrau Maria und verschiedener Heiligen, aber das Buch erhielten sie nicht. Zwei von ihnen starben in St. Louis. Als die anderen beiden enttäuscht aufbrechen wollten, gab man ihnen ein Abschiedsfezt, wobei einer der Indianer folgende Rede hielt:

„Ich kam zu Euch aus dem Lande des Sonnenunterganges jenseits der großen Berge auf der Fährte von vielen Monden. Ich kam mit einem Auge, das etwas geöffnet war für das Licht und nach mehr ausschaute für mein Volk, das in Finsternis sitzt. Jetzt gehe ich mit geschlossenen Augen zurück. Wie kann ich aber blind zu meinem Volk zurückkehren? Ich legte den Weg zu Euch zurück mit starken Armen durch die Reihen meiner Feinde und durch fremde Gebiete, um viel wieder heimzubringen. Ich gehe zurück mit gebrochenen Armen und leer. Zwei Väter unseres Volkes kamen mit hierher. Es waren Tapfere, die manchen Winter überstanden und in mancher Fehde mitgefochten haben. Wir lassen sie nun hier zurück, ruhend am großen Wasser zur Seite eurer Wigwams. Sie waren ermüdet in den vielen Monden und ihre Mokassins waren abgetragen. Mein Volk sandte mich, um des weißen Mannes Buch vom Himmel zu holen. Ihr führtet mich dahin, wo ihr eure Weiber tanzen lasset (Theater und Bälle), aber das Buch war nicht dort. Ihr führtet mich dahin, wo sie den großen Geist mit brennenden Kerzen anbeten, aber das Buch war nicht da zu finden. Ihr zeigtet mir Bildnisse von den guten Geistern und Darstellungen des schönen Landes im Jenseits, aber das Buch war nicht darunter, um uns den Weg dahin zu weisen.

Ich gehe nun wieder den langen traurigen Pfad zurück zu meinem Volk im dunklen Land. Ihr macht meine Füße schwerfällig mit Geschenken und meine Arme werden schwach vom langen Tragen derselben und doch ist das Buch nicht dabei. Wenn ich dann meinem armen blinden Volk in der großen Ratsversammlung berichten werde, daß ich das Buch nicht mitgebracht habe, so werden unsere Alten wie die Zungen kein Wort erwidern. Einer nach dem andern wird sich von seinem Sitz erheben und schweigend hinausgehen. Mein Volk wird in der Finsternis verharren und darin sterben. Aber kein guter weißer Mann wird sie begleiten und kein Buch der Weißen wird ihnen den rechten Weg weisen. Ich habe keine weiteren Worte.“

Einer der Anwesenden wurde von dieser Ansprache so ergriffen, daß er von dem Besuch der Indianer und ihrem Verlangen nach einer Bibel an seine Freunde im Osten berichtete. Aber es währte noch zwei volle Jahre, bis eine Mission mit der Bibel nach jenem Lande sich aufmachte. (Aus Johannes Hesse: Vom Segensgang der Bibel durch die Heidenwelt.) — Bei dieser ergreifenden Klage tauchten vor meinem Geistesauge alle die Millionen auf, die um unserer Saumseligkeit und Gleichgiltigkeit willen ohne das Licht des Evangeliums leben und ohne den Trost Christi sterben mußten!



Ein vorlauter jüdischer Student wollte einst in einer Abendgesellschaft, an der mein seliger Professor A. v. D. teilnahm, sich erdreisten, zu lästern; er nahm einen Teller mit kaltem Schweinefleisch und reichte ihn mit den pathetisch gesprochenen Worten weiter: „Nehmet hin und esset!“ Einen Augenblick herrschte Totenstille: alles war starr über den Frechling. Nur der Professor lächelte freundlich und sagte: „Herr Lewysohn, warum fahren Sie nicht fort und sagen: Das ist mein Fleisch?“ Draußen des Gelächter der Anwesenden machte den Spötter eine Weile verstummen. — Später gab es eine Debatte über Weltanschauungsfragen und Lewysohn meinte: „Ich habe in Kirchen, Büchern, ja im gestirnten Himmel und der ganzen Natur gesucht, aber keine Spur von Gott gefunden.“ Da sagte der Professor sehr scharf: „Nachdem, was ich von Ihrem Lebenswandel weiß, nimmt mich das nicht Wunder, denn es steht geschrieben: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“



Randbemerkungen für Bibelleser

II

Zu Jes. 48, 18: „O, daß du auf meine Gebote merkest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen“

Tausende wohnten die Leute auf dem unfruchtbaren Gelände, wo spärliches Gras wuchs und jämmerliche Aecker kaum die Bestellung lohten, ohne zu ahnen, was für Schätze dieser Boden barg. Jetzt plötzlich hat es sich herausgestellt, wie goldhaltig der Ries ist und in wenigen Wochen ist das arme Dorf steinreich geworden. In gewissem Sinn geht es ähnlich mit dem Frieden. Jahrelang müht sich das friedebedürftige Menschenherz um Frieden. Zuerst meint es, die Verhältnisse und Lebensbedingungen müßten Frieden ausatmen und die friedlosen Menschen umschaffen. Wieviel vergebliche Bemühungen waren da zu verzeichnen! Als ob alle diejenigen, die gesund, jung und reich in der Welt umherreisen können und überall im „Grand Hotel“ wohnen, glücklich und zufrieden seien! Neulich war ich von einem vornehmen Bekannten in ein feines Hotel allerersten Ranges zum Mittagessen eingeladen. Da mußte ich so die Gäste mit scharfem Blicke mustern: vor der Suppe fast lauter gelangweilte, unglückliche oder mürrische Mienen; erst allmählich, als der gute Wein und das überreichliche Essen anfangen zu wirken, erhellten sich die Züge und belebte sich die Unterhaltung. So lange diese leise rauscherregung anhält, dauert dieser Friede!

Dann kam die zweite Periode, wo man merkte, daß es auf die Menschen und die Art ihres Zusammenlebens viel mehr ankommt, als auf die äußeren Dinge, ob man Frieden genießen kann. Jetzt wünschte man nichts brennender, als daß die Andern sich ändern möchten; darüber sprach man, bis diese Andern sich ärgerten, und darum betete man sogar, bis man stumpf ward in seinem Gebet! Wieviel Unfrieden ward gerade durch diese Art von Friedensbestrebungen angestiftet und genährt, vertieft und gesteigert!

Wieder dauerte es eine ganze Weile, bis der Mensch erschrocken sich an den Kopf griff: „Ist's möglich? Bin ich so blind gewesen? Also die ganze Zeit war ich eigentlich selbst am allermeisten schuld

am Unfrieden!" Ja, das ist eine schmerzliche, niederschmetternde Erkenntnis, daß wir selbst mit unserer Eigenart oder Unart mehr Unfrieden und Verstimmung gesät haben, als das Gegenteil. Vorher war das so ein behagliches Gefühl gewesen, aus dem bequemen Hochsitz seiner eingebildeten Bravheit heraus die Pfeile seines scharfen Urteils auf alle Andern zu schleudern. Jetzt muß man herunter und Schutz suchen, weil man mit aufgestörtem Gewissen ihre berechtigten Vorwürfe und Anklagen fürchten muß.

In solcher Verfassung muß der Mensch sein, wenn der heilige Geist ihn darüber in seinem Gewissen vollends aufklären soll, daß die Formel, welche allen Unfrieden im eigenen Herzen, in seiner Umgebung und in allen Erdenverhältnissen restlos aufzeigt, lautet: „Die Sünde ist der Teufel Verderben!" Jetzt fällt's einem wie Schuppen von den Augen, wie die Sünde allen Unfrieden schafft. Kann in einer Ehe Frieden sein, wenn der Mann seinen Verdienst vertrinkt oder wenn die Frau ihre Wirtschaft versäumt oder verkommen läßt oder wenn die Kinder als Spitzhuben eingefangen werden? Kann zwischen Gott und Menschen Frieden sein, wenn bestimmte Sündengeschichten mit unheimlicher Zähigkeit wieder und wieder sich einstellen? Wie oft hat man sie beklagt, bekannt und verziehen bekommen und doch bricht das Uebel, das man für geheilt hielt, in unbewachtem Augenblick übermächtig hervor! Kann da von Friede die Rede sein zwischen Gott und dir?! Unmöglich, der Friede ist wieder gestört und verschucht und . . . „die Gottlosen haben keinen Frieden!"

Wenn nun solch ein friedloses Menschenherz in dieser Verfassung zu dir kommt, — was sagst du ihm? Die modernste Antwort pflegt zu sein: „Glaube an dich selbst! In dir steckt dein eigenes besseres Ich; das mußt du nur entdecken und dann mußt du nur zum Emporkommen helfen, dann wird dich bald ein neues Geschehen umfassen und du wirst an solchem neuen Leben deiner Persönlichkeit dich selbst erbauen und deine Freude haben." Schade, daß mir das noch keiner vorgemacht hat! Schade, daß die trostlosesten und friedebedürftigsten Herzen einem solchen Schwindel gar nicht glauben! Sie haben ja lange genug an sich selbst geglaubt in jenem Stadium, wo sie alle Schuld an andern suchten; — zum zweitenmal wollen sie auf jene verlassene Stufe der Blindheit nicht mehr zurück. Seit sie ihre eigene Sünde in aller Wucht und furchtbaren Wirklichkeit erfahren haben, können sie sich mit solchen gemalten Worten nicht mehr trösten.

Da sind wir Christen doch gut dran, wenn wir anders Jesu Leben und Hilfe an uns selbst erfahren haben; denn wir können solchen armen Sündern sagen: hier in unserm Text ist ein Weg zum Frieden genannt. Du einmal, was Gott von dir will. Daß du die zehn Gebote nicht

halten kannst und daß von solcher Anstrengung keine neue Kraft herkommt, ist sicher. Aber es gibt andere Gebote und Befehle Gottes, an deren Erfüllung der Friede hängt. Das erste Gebot ist jetzt: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig! Daß du in Jesu Vergebung finden kannst von aller alten Schuld, daß er den Zauberbann dieser Schuld aufheben kann, als hättest du gar nicht gesündigt, das mußt du zuerst glauben, ehe du das Geringste davon spürst. Erst verkauft man eine Azonei und dann nimmt man sie ein und dann erst kann die Wirkung an den Tag kommen. Also ein Vertrauen deiner Seele zuerst, dann ein Stück Nachgeben deines Willens und dann ein Erlebnis: Gerechtigkeit, wie Meereswellen!

Das zweite Gebot aber ist dem gleich: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt! Und davon heißt die Rehrseite: Wer aus Gott geboren ist, liebt die Brüder? Liebe zu Jesus und Liebe zu den Brüdern, das schafft den Wasserstrom in unser Leben hinein, der still und tief geht und die schwersten Lasten tragen kann und in dessen Fläche sich auch in der dunkelsten Nacht die Sterne Gottes spiegeln: der Frieden. Der Druck unvergebener Sünden und der Mangel an Liebe, — da haben wir die beiden Totfeinde des Friedens. Was Vergebung nach der Seite Gottes hin an freier Lust schafft, das muß Liebe in der Stellung zu den Menschen ausnützen, damit der Friede wachse. Fehlt's an einem dieser Punkte, so kann auch der Andere keinen Frieden liefern oder dulden. Darüber ist schon viel geschrieben worden; — es ist besser, wir denken dem nach und richten uns darnach, als daß wir nochmals eine Reihe von Bildern und Vergleichen zur Verstärkung der Ermahnung aufbieten. Wenn wir wirklichen Frieden und nicht eingebildeten und anempfundenen haben wollen, dann wird es uns aber doch nach diesen beiden Richtungen zum Ernstmachen treiben: Vergebung und Liebe. Und man kann nach diesen beiden Seiten hin wachsen und zunehmen. Denke einmal dem Worte nach, was das bedeuten soll: in der Vergebung zu wachsen! Steht es nicht geschrieben, daß es eine göttliche Zusammenschmiedung beider Gebiete geben muß, wenn das Wort gilt: „Wem viel vergeben ist, der liebt viel“? Die Liebe wird nachher bereichert durch die erneute, umfassendere, vertiefte Vergebung; nicht umgekehrt.

Darum, wer Frieden sucht und sich nach ihm sehnt, wie ein Kind nach der Mutter, — der lerne die Vergebung nehmen und nachher in ihrer Kraft lieben, selbstlos und stark, dann wird er am Ufer wohnen bleiben, wo das Rauschen des großen Stromes und der Meereswellen seine Seele abends zum Einschlafen beruhigt und morgens zum Aufstehen weckt!



Erklärung in eigener Sache

Das „Allianzblatt“, 21. Jahrgang, Nr. 7, bringt unter der eigenen Ueberschrift „Die Masken fallen“ einen sehr temperamentvollen Artikel aus der mir bis dahin unbekannten Monatschrift „Nach dem Gesetz und Zeugnis“, worin der von mir in Leipzig gehaltene Vortrag „Naturwissenschaft und Bibel“ zerzaust und verdammt wird. Weder auf den Artikel noch die beleidigenden Anmerkungen des „Allianzblattes“ werde ich antworten, wie mir manche Zuschriften ansinnen. Wer sich über dasjenige, was ich gesagt habe, vorurteilsfrei unterrichten will, lese meinen Vortrag „Naturwissenschaft und Bibel“ selbst, der im Verlage von D. Rippel-Sagen zu 50 Pfg. erschienen und in den Buchhandlungen zu haben ist. Wer die von den bibelgläubigen Professoren und Pastoren Deutschlands längst aufgegebenen Anschauung von der Verbalinspiration der heiligen Schrift dann immer noch festhalten will, dem ist nicht zu helfen. Und wenn solche Leute mich verdammen und beschimpfen, tun sie mir leid.

S. Keller.

6. Naturwissenschaftlicher Kursus im Keplerbundhause zu Godesberg, Rheinallee 26. Der Keplerbund beabsichtigt, vom 3. bis 6. April in Godesberg bei Bonn einen 4tägigen naturwissenschaftlichen Kursus zu veranstalten, welcher dieses Mal mehr als die bisherigen Kurse dem Bedürfnis nach gemeinverständlicher Darstellung Rechnung tragen soll. Wir laden daher zu diesem Kursus auch ganz besonders die Herren Vereins-Sekretäre, Arbeiter-Sekretäre, Gemeindeglieder u. ein. Es sind folgende Themata in Aussicht genommen: 1. Freie Wissenschaft und freier Glaube. 2. Naturwissenschaft und Religion. 3. Monismus und Dualismus. 4. Stoff und Kraft. 5. Die Weltentstehungslehren. 6. Wesen und Ursprung des Lebens. 7. Die Entwicklungslehre. 8. Entwicklungslehre und Religion. 9. Mensch und Tier. 10. Körper und Geist. Bei der endgültigen Feststellung und Anordnung der Vortragsthemata können noch etwaige besondere Wünsche berücksichtigt werden. Den Teilnehmern wird im Anschluß an die Vorträge Gelegenheit zu ausgiebiger Diskussion geboten werden. Der Kursus ist für die Angehörigen der oben genannten Vereine gebührenfrei, für andere Teilnehmer beträgt die Gebühr Mk. 8. Für billigen Aufenthalt, ca. Mk. 3 pro Tag, soll nach Möglichkeit gesorgt werden. Es wird gebeten, Anmeldungen möglichst bald an das Bureau des Keplerbundes, Godesberg, gelangen zu lassen.

Die Direktion des Keplerbundes:
Professor Dr. E. Dennert. Direktor W. Teudt.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

„Hinterrückse Fürbitte.“ Das unschöne Beiwort haben Sie in Ihrem Briefe geprägt. Zur Sache will ich kurz antworten. Obgleich der Herr in einem Fall und die Apostel in ihren Briefen wiederholt jemand wissen ließen, was sie für ihn erbaten, so sind doch auch Beispiele aus der Schrift dafür beizubringen, daß ohne solche Mitteilung gebeten worden ist. Ebr. 13, 18. 1. Joh. 5, 16. Apostelg. 9, 40. Ich sehe auch nicht recht ein, was Sie dagegen haben, daß jemand für den Andern betet, ohne daß derselbe etwas davon weiß. Alle unsere Fürbitte für die Missionsarbeit oder für Belehrung eines fernen Menschen geschieht doch ähnlich. Wenn sie ernstlich, selbstlos und treu ist, wird sie in der unsichtbaren Welt schon etwas ausrichten und vielleicht in entscheidungsschweren Stunden den Ausschlag geben.

F. L. Ihre Stellung zum Abendmahl ist nicht ganz nüchtern und normal; sondern krankhaft. Sehen Sie zu, daß Ihnen so etwas nicht zur Versuchung und fernen Idee wird. Abgesehen davon wäre nichts zu sagen, wenn Sie allein, — ohne Ihre Angehörigen — einige Mal im Jahre zum Abendmahl gingen.

Kölner Kobold. Die betreffende Weihnachtsgabe ist am 11. Dezember richtig abgeliefert worden. Herzlichen Dank!

Gustav W. Aber, lieber bester Zeitgenosse, Sie verlangen Unmögliches. Da müßte ich ja ein dickes Buch schreiben; denn Sie verlangen hier Antwort auf die Frage: „Wie denken Sie über die Frauenfrage?“

F. v. S. Ihre Frage lautet: „Was halten Sie von der „außerkirchlichen Gemeinschaft? Mir wurde vor einiger Zeit von einem gläubigen Gotteskinds gesagt, daß Sie öffentlich gegen die Gemeinschaft gesprochen hätten und wurde Ihnen daraus ein Vorwurf gemacht, da es nicht biblisch sei.“ — Gemeinschaft mit gläubigen Gotteskindern in der Welt habe ich seit 30 Jahren, ohne mich einer bestimmten Gemeinschaft angeschlossen zu haben. So allgemein dürfte es daher auf einem Mißverständnis beruhen, daß ich „öffentlich gegen die Gemeinschaft“ gesprochen haben soll. Mir ist das wenigstens nicht erinnerlich. Vielleicht habe ich mal in einer Bibelstunde einen

Fehler oder Auswuchs im Gemeinschaftsleben gerügt und daraus ist dann diese Deutung geworden. Halten doch manche etwas beschränkte Deutschen ihre Gemeinschaft für ein solches Heiligtum, daß man darüber nichts sagen darf. Mit alledem ist aber die Frage nach der „außerkirchlichen“ Gemeinschaft noch nicht beantwortet. Nun, ich bedaure es sehr, wenn gläubige Seelen aus der Kirche ausscheiden (und nur dann nenne ich das eine „außerkirchliche Gemeinschaft“) und ihre gesonderten Kreise bilden. Denn dadurch geht der Kirche die Salzkraft dieser Menschen verloren und sie selbst kommen in Gefahr bei ihrer Ablehnung alles dessen, was sich nicht zu ihnen hält, einseitig und salzlos zu werden. Denn zum Aufbewahren im Salzfüßchen hat der Herr ihnen die Salzkraft nicht verliehen. Wären sie bei den landeskirchlichen Gemeinschaften geblieben, wäre manche Zersplitterung von Geld und Kraft nicht zu beklagen gewesen. Nichtsdestoweniger habe ich hin und her selbst unter den „Außerkirchlichen“ meine Freunde!

F. M. Ihre Frage müssen Sie nicht an mich, sondern an Herrn von Rothkirch in Berlin, Wilhelmstr. 34, richten. Meine Ansicht könnte ja nur gelten, soweit ich in den Kreisen der christlichen Vereine Junger Männer persönlich bekannt bin und dann nenne ich Ihnen Nürnberg, Breslau und Berlin.

b. M. Sie wünschen in besonderer Veranlassung meine Ansicht über das Wort Pred. 9, 5: „Die Toten wissen nichts“. — Darauf möchte ich zuerst bemerken, daß ein solcher aus dem Zusammenhang gerissener Satz des Alten Testaments keine besondere Lehre begründen kann. Man hat manches im A. T. nicht so aufgefaßt, wie im Neuen. Jesus sagt selbst: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?“ — Weiter soll der Satz nur sagen, daß man durch den Tod allein keine neue Weisheit oder Wissenschaft erlangt, sodaß wir uns etwa an die Toten wenden dürften, um dort Belehrung zu erlangen. Darüber aber, ob und wie weit die Abgeschiedenen mit den Erdenbewohnern noch in Verbindung stehen, sagt dieser Spruch nichts aus. Vielleicht lesen Sie 1. Sam. 28, 3—19.

J. A. Brief nebst Einlage dankend erhalten.

W. M. Der erste Jahrgang der Sonntäglichen Predigten aus dem Verlag der Berliner Stadtmission, die ich verfaßt habe, ist jetzt auf besseres Papier gedruckt unter dem Namen „Volkspredigten“ zu 3 Mk. daselbst zu haben, Berlin S.W., Johannisstr. 6.

S. M. Gewiß, Dose, der Held von Wittenberg und Worms (Verlag von Schaffnit, Düsseldorf, 4 Mk.) eignet sich als Konfirmationsgeschenk an einen Knaben, wenn Sie seinem Bruder mein Knabenbuch „Sein eigen“ schon voriges Jahr geschenkt haben.

Die 1874 von dem soeben verstorbenen D. Warned begründete und zum führenden Missionsorgan Deutschlands gemachte Allgemeine Missions-Zeitschrift ist nun in die Hände einer neuen Redaktion, D. F. Richter in Verbindung mit D. F. Warned, übergegangen. Ihre Ziele bleiben dieselben. Die A. M.-Z. will über den Fortgang der Missionsgeschichte und ihre Entwicklung orientieren, die mannigfachen komplizierten Probleme der heutigen Missionspraxis erörtern und an ihrem Teile klären helfen, das Verständnis für die Heidenmission als einen der wichtigsten Lebensfaktoren der evangelischen Christenheit wecken und vertiefen, die Erträge der Missionserfahrung für die heimatliche Kirche und Theologie zusammentragen helfen, in der Auseinandersetzung des Evangeliums mit den außerchristlichen Weltanschauungen den Arbeitern draußen und daheim Handreichung tun, das Werk der Mission gegen Mißverständnisse und Trübungen von innen und außen in Schutz nehmen, Stoff für wissenschaftliche und im besten Sinne erbauliche Ausbeutung der Mission darbieten usw. Wir empfehlen unseren Lesern diese Zeitschrift angelegentlichst (Verlag Martin Warned in Berlin W. 9).



Carl Heinrich Rappard. Ein Lebensbild von seiner Gattin. Gießen, Verlag der Pilgermission.

„Der Tod seiner Heiligen ist wert geachtet vor dem Herrn“, aber er hat auch vor Menschen eine besondere Bedeutung: er wischt wie ein guter Maler manche kleine störende Züge weg, sodaß man die Einheit des Leibes Christi, die oft im Leben nur ein Glaubenszeugen war, an solchen Begräbnistagen mit Händen greifen kann. So habe ich dieses schöne Lebensbild dankbar lesen können, weil jetzt nichts mehr zwischen dem Vollenbeten und mir stand. Das Buch wird in christlichen Kreisen gern gelesen werden: Das Andenken der Gerechten bleibt im Segen.

Elise Klein. Am Segensstrom. Weisweid in Westf., Verlagshaus der Deutschen Weltmission.

Es ist ein Wagnis, in unserer Zeit Gedichtsammlungen herauszugeben. „Am Segensstrom“ erinnert an Gerolds Palmblätter, ist richtig orientiert und verschafft hoffentlich manchem eine seelische Erquickung.

E. K.

Adolf Bartels. Der Väter Erbe. Ältere deutsche Prosa. Stuttgart, Cb. Gesellschaft. Eleg. geb. M. 2.50.

In schmudem Gewand eine Sammlung wenig gekannter, aber unvergänglicher Schätze deutscher Litteratur. Für junge Mädchen bestimmt. Die besten Namen sind vertreten: Müser, Jung-Stilling, Pestalozzi, Goethe, Jean Paul, Arndt und Droste-Hülshoff. Das Schlichte, Treue, Deutsche dieser Erzählungen aus der „guten alten Zeit“ muß einen tiefen Eindruck auf junge Leserinnen machen, sie wären sonst nicht wert, deutsche Mädchen zu heißen. Ein sehr empfehlenswertes Festgeschenk.

S.

Adeline Elisabeth Rohn. Suchen und Finden. Konstanz, Karl Hirsch.

Die Stunden, welche man auf die Lektüre dieses Buches verwendet, braucht man nicht als verlorene Zeit zu betrachten. Das alte Problem: wie verträgt sich Menschenleid mit allmächtiger Vaterliebe? das ernste Menschen immer wieder beschäftigt, ist in einer Erzählung mit reifem Verständnis vornehmer Zurückhaltung und psychologischer Feinheit behandelt.

C. Beher. Gretenwäschen. Schwerin i. M., Fr. Bahn. Brosch. M. 2.20, geb. M. 3.—.

Eine allerliebste Erzählung! Humor und Ernst kommen zu ihrem Recht und man freut sich über die prächtigen Menschen darin. Kein Wunder, daß man solche Geschichten mit einem Preise getränkt hat. —

Auguste Dehler. Von hohem Adel. Basel, Missionsbuchhandlung.

Ein Kranz auf das Grab einer edlen Menschenfreundin. In dem aufgeschützten Kleide verschwindet die Gestalt, zu viel Stimmungsmalerei und zu wenig Handlung. E. R.

Lauritz Petersen. William Brandt. Schwerin, Fr. Bahn, brosch. M. 3.60 geb. M. 4.50.

Das ist ein Roman, an dem jeder seine Freude haben wird, der aus der Wahrheit ist. Realismus und Plastik in der Wiedergabe des Geschehenen, psychologische Schärfe der Auffassung, lyrisches Verständnis für Vorgänge des Innenlebens — alles das zwingt einen in den Bann des Interesses. Das Christentum siegt nicht durch Reden und Moralklöne, sondern durch den Ernst, den ein Mädchen mit ihrem Glauben macht und durch das Hereinwirken des unsichtbaren Meisters. Ich habe doch hier einmal eine Bekehrungsgeschichte innerlich befriedigt aus der Hand gelegt.

Bittel Die Arbeit unter den Kellnern wächst sichtbar unter Gottes Segen und da zeigt es sich, daß zu intensiverer Reisetätigkeit ein besonderer Agent angestellt werden muß. Wer dazu durch einen regelmäßigen Beitrag oder einmalige größere Gaben mithelfen will, wird gebeten, dieselben an das Christliche Kellner-Heim in Cöln a. Rh., zu Händen des Verwalters Ph. Weth, zu senden. In „Auf Dein Wort“ wird vierteljährlich quittiert werden.

Das neue Kaiserin Auguste-Victoria-Haus, Heim für die weibliche Jugend, zu Cottbus, Leopoldstraße 4, bedarf zu seiner Einrichtung noch Möbel, Betten, Wäsche, ein Klavier und ähnliches mehr. Wer so etwas etwa unbenuzt stehen hat, wird gebeten, Schwester Frida Brigar nach obiger Adresse seine Bereitwilligkeit mitteilen zu wollen.

Mein Reiseplan

6. März Missionsvortrag in Frankfurt (Main).

8.—17. März Kiel.

19.—22. März Hannover.

23.—24. März Berlin (Friedrichshain).

23.—30. April Breslau.

2.—10. Mai Biegnitz.

11.—14. Mai Beerberg.

15.—19. Mai Hirschberg.

Jerem. 11, 20

~~~~~ Bezugsbedingungen ~~~~~

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3.60. Einzelnummer 30 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.  
Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.



Heft 7

April 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

## Karfreitag

Mel.: „Ach mein Herr Jesu, was hast du . . .“

„Ich sah dich einst in wunderbarer Reine,  
Herr Christ, umstrahlt von der Verkürung Scheine.  
Jetzt bist du elend, arm und voller Wunden  
Und ganz gebunden!  
Wahrlich! An deinem Kleide war kein Flecken,  
Das jetzt nur Schmutz und Sündenschlamm bedecken.  
Wo kommst du her, aus was für tiefsten Gründen,  
Aus welchen Sünden?“

„Mein Kind, steh her, die blutigroten Sünden,  
Die sich auf meinem Herzen schmerzvoll finden,  
Kennst du sie nicht? — Für deine Schuld und Sünden  
Ließ ich mich binden.“

„Das hast du alles, Herr, für mich gelitten!  
So laß mich hier vor dir kniefällig bitten:  
Für deine Lieb' und grenzenlos Erbarmen  
Nimm ganz mich Armen!  
Dein Blut, das ja vom Kreuz für mich geflossen,  
Das du in Todespein um mich vergossen,  
Laß mir, ich bitt' dich, unverrückt auf Erden  
Mein Höchstes werden!“

Meta Hollanb, stud. med.





## Gethsemane

von Fr. Bethge.

(Matth. 26, 37—44.)

Dreimal hat unser Herr und Heiland das Schmerzenswort Ps. 42, 8 erlebt: Alle deine Wassermogen und Wellen gehen über mich. Dies: Joh. 12, 27—28: Jetzt ist meine Seele betrübt; und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde? — Vater, verfläre deinen Namen! Matth. 26, 38: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Matth. 27, 46: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!

In heiliger Andacht gehen wir mit dem Herrn um Mitternacht durch die schlafende Stadt; in der Seele klingen noch wider die Lobgesänge des Vaters (Matth. 26, 30), besser als Bittgebete, die beste Vorbereitung, wenn man gehen muß über die Kidronbrücke, über die einst weinend der vor seinem Sohne flüchtende König David ging, eine Seufzerbrücke für Majestäten fortan. Und dann hinauf in einen der Gärten von Gethsemane, wo die Delbäume ihre Zweige ausbreiten, ein Bild des Gottesfriedens im Lande und des priesterlichen Gottesdienstes; denn mit ihrem Oele wird das Haupt des Hohenpriesters gesalbt.

Unter einem dieser Bäume rauscht um Mitternacht der Sturm und der Schmerz der Welt um das Haupt des Hohenpriesters der Menschheit.

Todesweh, Weh des schwersten Sterbens durchschüttert Seele und Leib des Heilandes. Er ist nicht bloß betrübt, sondern auch von Angstwellen überflutet gleich dem heimatlosen\*) Vogel über weiten, wilden Wellen unter schwarzer Wolken Gebränge. Da flattern die Gedanken wie zitternder Flügelschlag, und unten tosen die Wasser und wollen herabziehen. Gottes Weg ist in tiefen Wassern, und des Gottmenschen Weg in Fluten, deren Grund kein menschliches Senkblei erreicht.

Aber das steht vor allem fest: Wenn er betrübt ist, so ist er um die Menschen betrübt; wenn er zittert, zittert er um sie. Und wenn er in Gethsemane in Todeswehen ringt, daß die Angstwellen des Blutes in die Erscheinung des Leibes treten, da muß es eine Stunde höchsten Ringens

\*) Das griechische Wort, das Luther mit „zagen“ übersetzt, bedeutet das Unruhegefühl, die Lastlosigkeit eines Heimatlosen.

um der Menschheit Heil sein, eine Stunde höchster Versuchung und Bewährung, daß er sich nichts ist und der Menschheit alles. Der Geist Jesu Christi schenke uns einige Lichtstrahlen zur Verständniß jener Nachtstunde und einen Blick in das große Jesusherz.

Jesus betet: „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst“. Marcus hat das „wenn es möglich ist“ im Sinne Jesu so festgestellt: „Vater, es ist dir alles möglich“. Und Lukas beschreibt es als einen Willensakt Gottes: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir.“

Großes Rätselwort! Jesus hält es hiernach für möglich, daß der Todeskelch vorübergeht; er hält es wenigstens für eine Unmöglichkeit nicht; denn seinem Vater ist alles möglich. Allein entscheidend soll dabei des Vaters Wille sein.

Und doch hat der Herr oftmals die Notwendigkeit seines Todes zum Heile der Menschheit ausgesprochen. Er ist gekommen, zu dienen und sein Leben zu einer Erlösung für viele zu geben. Man denke nur an die Einsetzung des h. Abendmahls und stelle den Todeskelch von Gethsemane neben den Abendmahlskelch, den Kelch des Bundes in seinem Blute vergossen zur Vergebung der Sünde, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Jesus die Notwendigkeit der Hingabe seines Lebens für eine Notwendigkeit hielt, was aber, wie hier im voraus bemerkt wird, nicht gleichbedeutend mit dem Tode am Kreuze war.

Man hat den Widerspruch zwischen Notwendigkeit des Todes Jesu und dem Gethsemanegebet zu erklären versucht durch Hinweis auf ein natürliches, menschliches Bangen vor dem Tode, auf ein Bangen des „Heiligen“ vor dem Sold der Sünde. Demgegenüber ist festzustellen, daß der Tod für Jesum an und für sich nicht Schrecken noch Sichel hatte. Denn der da betete: „Verkläre mich, Vater, bei dir selbst; nun komme ich zu dir“ (Joh. 17, 5, 13); der die Seinen singen lehrt: „Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin, ein Gotteskind ich allzeit bin“, der ging mit gleicher Freude zu seinem Vater.

Es ist nicht Menschenschwäche, wenn Jesus so betet; es ist Glaubenshöhe des Sohne Gottes: „Seinem Vater ist alles möglich“.

Der Frühling brach, nach den Vorstürmen am Jordan, im heiligen Lande mit Jesu Taufe an, und es schien die warme Heilandssonne, in der die Mühseligen und Beladenen, die von Elend und Sünde Umflorten sich sonnten, in der eine neue Menschheit im Lichte zu wandeln begann. Diese Lichtschar wächst nach Zahl und Schönheit und Kraft und kämpft mit Jesus wider alle Finsternis. Und siegen wird der Gott, der einst

sprach: „Es werde Licht!“ Sein wird das Reich werden durch die Gewalten der Liebe, die retten wird alle, die aus der Wahrheit find, und ein großes Lichtreich schaffen. Nicht werden alle Menschen in dies Reich kommen, denn der Weg, der zur Verdammnis führt, ist breit und voll. Aber wenn Gott den Christengeist ausgießt, werden große Erweckungs- und Befehrungsstunden kommen, daß eine Zahl zusammenkommt, die niemand zählen kann und das Haus des Abendmahls und Hochzeitmahls ganz voll wird. Hat nicht Gott durch seine Propheten Gleiches verheißen, daß er seinen Geist ausgießen will auf alles Fleisch und ein neues Herz geben und ein Volk schaffen, das in seinen Geboten wandelt! Auf biblischem Grunde konnte so Jesus hoffen, daß mit ihm eine Buße, Glaube und Heiligkeit anheben wird, durch die man in das Reich Gottes eintritt und immer mehr ein Glied desselben wird.

Aber Gottes Weisheitswille hatte es anders beschlossen. Nur durch den Tod Christi am Kreuze mit all seinen Vorgängen konnte die grauenhafte Macht der Sünde in der Größe der Finsternis und Schuld und zugleich die Höhe der Liebe und Gnade Gottes in Jesu Christo offenbart und wirkungsvoll gemacht werden. Und es liegt am Tage, ohne Christi Kreuz, das sichtbar für die Welt dassteht und die erschütterndste und zugleich trostreichste Predigt hält, keine tiefe, wahre Buße, kein getroster Glaube, kein gewisser Heilstrost, keine Höhenkraft der Heiligung! Höhenchristen, an denen Gott sein Wohlgefallen hat, gediehen nur auf der Höhe von Golgatha.

Bei dem Denken Jesu an die Allmacht des Vaters, die den Kelch vorübergehen lassen kann und an die Möglichkeit des Vorübergehens, erhebt sich nun ein schweres Bedenken. Jesus Christus war nicht bloß der Versöhner der Menschen mit Gott. Das kann er nicht sein, ohne daß er zuvor der Sühner der Menschenschuld, von dem man singt: „All Sünd' hast du getragen, sonst müßten wir verzagen.“ Sonst könnte man nicht glauben an Gottes Gnade, nur fürchten Gottes Zorn. War er denn der Sühner auch ohne Kreuzestod? Und war er es nicht, so konnte er nicht denken an die Möglichkeit des Vorübergehens des Kelches. Bei Gott war es möglich, aber nicht bei den Menschen. Immer wieder heißt es: um unsertwillen. Jesus war der Sühner ohne den Kreuzestod. Denn starb er nur, als für die Sünde sein Blut auf Golgatha floß? Liegt es an den Blutstropfen, in denen Gottes Zornsonne untergeht, um als Morgensohne der Gnade wieder aufzutauchen? Es gibt ein schwereres und höheres Sterben als das des gequälten Leibes am Kreuz zum leiblichen Tode. Es ist das Sterben des ewigen Todes, das Sterben der Seele. Solch Sterben kann nur bestehen das ewige Leben des Sohnes



Gottes und die vollkommene Liebe. So starb Jesu Seele von Gethsemane bis Golgatha. Es ist sein großer Akt der Hingebung „in die tiefste Seelennot, in das äußerste Verderben, nur daß ich nicht möchte sterben.“ Die Todeswehen sind in den Tiefen seiner Seele, die liebend die Menschheit umfaßt und mit ihr hinabsinkt in des ewigen Todes Not. Er gleicht dem Schwimmer, der den Ertrinkenden retten will und mit ihm in die Tiefe hinabgezogen wird. So fest umarmt die Seele Jesu die verlorene und verdamnte Menschheit. Es ist seine Betrübniß bis in den Tod nicht bloß ein liebendes Durchschauern seiner Seele von dem Todesweh der Menschheit in den Jahrtausenden (wie er einst an Lazari Grab ergrimmte über den Weltzustand in Macht des Todes, der die liebsten Augen starr oder naß macht), wenn er an seinen eignen leiblichen Tod denkt. Nein, er empfindet für die Menschheit des ewigen Todes Verlorenheit. Das heißt völlig sterben. Heilig sind dem gläubigen Christen die Blutstropfen von Golgatha; denn es strömt dahin das Erdenleben des Menschensohnes und ihr Quellort ist das Herz Jesu. Aber das Allerheiligste ist die völlig sich hingebende Seele, ist das allmächtige Wollen und Können des brechenden Herzens, das bis ans Ende liebt. Es brach in ewigem Todesweh im Umsfängen und Tragen der Sündenlast der Menschheit; es brach in Gethsemane und hörte nicht auf zu brechen, bis es auf Golgatha angesichts des Tobens und Hasses und jedweder Versündigung des Unglaubens mit Triumphrufen des Glaubens den letzten Willensschlag tut. — Hiernach besteht die Sühne darin, daß seine Seele gearbeitet hat und alles Weh der Sünde getragen (Jesaias 53, 11) und so sein Leben in den Tod gegeben hat. Aber es sollte nicht bleiben bei dem verlorenen Hingeben seiner Seele; der Herr wollte ihn „zerschlagen mit Krankheit“ offen vor aller Welt am Karfreitag (Jes. 53, 10), damit die Geschichte dieses Tages das Gewissen der Weltgeschichte werde und Flammenbuchstaben hineinglühten in jedes Menschenherz: „Das tat die Sünde. Und das tat dein Gott!“ Und Buße und Glaube knien nieder am Kreuz und beten und ranken empor. Und auch das noch wollte Gottes Weisheit, woran die Demut Jesu nicht denken konnte: Es sollte in dem Haupt voll Blut und Wunden der Menschheit die vollkommenste Schönheit und das wirksamste Vorbild in der Welt der Sünde und des Elendes vor die Seele gestellt werden. Das hohe, heilige Marterbild Jesu ist beides, eine Photographie des Herzens Gottes und des Menschen nach Gottes Ebenbild schlechthin, in jedweder Höhenlage der Persönlichkeit und der Umstände.

Diese Gedanken leiten aber über zu einer neuen Begründung, warum Jesus die Möglichkeit des Vorübergehens ins Auge faßte. Es bewog ihn mit dazu seine vollkommene Demut. Die Höhe des Leidens wird zur Höhe

der Bewährung. Wird Jesus diese Probe bestehen? Seinem Vater zunächst gegenüber in allen, auch den schwersten Beziehungen? Davor hängt der demüthige Sohn des göttlichen Wohlgefallens. Er soll nicht bloß still und ergebungsvoll leiden, — o, wer das schon kann, ist ein Großer im Reiche Gottes, — sondern seine Geduld muß höchste Aktivität und zuvor Willenskraft sein, die nicht zerbrochen werden kann. Gott verlangt von seinen Vollkommenen freudige Hingabe. Das Müssen wird in der Seele ein Wollen, das den Menschen regiert und durchjubelt. Gott, deinen Willen tue ich gern! Nichts soll erzwungen werden von einer höheren Gewalt; selber muß errungen werden das freieste Wollen, es muß hindurchgedrungen werden zum vollkommenen Gesetz der Freiheit. Das ist die Höhe der Geduld. Auf diese Höhe hat Jesus sich hinauf gebetet.

Und wird seine Sanftmut gegen die Menschen die härteste Probe aushalten? Genug der Proben hat sie schon bestanden, aber das Raubtier des Hasses gegen ihn war noch hinter eisernem Gitter. Wenn die Gitter durchbrochen sind, was für Taten werden ihm dann Leib und Seele zerreißen? Wird Menschenliebe triumphieren über den Teufel und die Hölle in Menschengestalt? Wenn der Fürst dieser Welt kommt und hat nichts an ihm, was er aus Jesu Leben als sein eigen reklamieren und als Begründung eines Todesurteils verwenden könnte, wird er es um so mehr versuchen mit allen Schrecknissen der Bosheit. Es kommt eine Versuchung, die über Menschenkraft geht. Auf solche Versuchung weist Jesus offensichtlich hin; was in seiner Seele zitterte, ruft er mahnend seinen Jüngern zu: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallt“.

Die tiefsten Beweggründe des Wollens und Handelns gehen aber aus von Liebe und Haß. Es sind Akkumulatoren des Herzens zur höchsten Spannkraft und Energiwirkungen. Jesus Christus war die Liebe schlechthin. Er will in Liebe sein Leben hingeben. Da hält den Triumphwagen der Liebe, auf dem er die Welt einmal durchziehen soll, etwas auf. Was ist der Hemmschuh? Was bewegt ihn, an die Möglichkeit des Vorübergehens des Kelches zu denken? Es kann auch nichts anderes sein als Liebe. Es ist ein Konflikt der Liebe da, die höchste dramatische Spannung im Seelenleben der Menschheit.

Er liebte sein Volk. Wie hat er gearbeitet, gelehrt, gebetet, geseufzt für sein Volk! Wie hat er mit seinen Wunderhänden geholfen, um mit seinen Gnadenhänden an sein Herz zu ziehen! Und sein Lohn war: drei Felder von vierein fruchtlos; Stumpfsinn und Abneigung, sich steigend zum Unglauben und Haß sammelte sich um ihn. Und kein Volk kann so hassen, wie Juden hassen können. Dies Volk ist zu Großem veranlagt

im Guten und Bösen. Nun sieht Jesus den Tag kommen, da sie ihn völlig verwerfen werden, da ihre Herzen sich enthüllen werden als ein über alle Ufer brandendes Meer von Gift und Bosheit, Lästerung und Gottlosigkeit. Davor bangt Jesus, aus zwei Gründen bangt seine Liebe.

Zunächst tut der Liebe nichts weher, als verkannt und mißhandelt zu werden von denen, von denen man um der Liebe willen, die gesagt und bewiesen wurde, Dank erwarten konnte und die man trotz alles Undankes weiter liebt. Da schmerzt jeder Schlag doppelt. Und er, der herumgezogen ist und hat wohlgetan, den haben sie an ein Holz gehängt! Nimm an, daß eine Mutter ahnte: morgen kommt dein gottloser Sohn und schlägt dich mit der Art tot, dein Kind dich, seine Mutter! Wird sie nicht die ganze Nacht die nassen angstvollen Augen offen halten und beten: Nur das nicht! Laß solchen Kelch an mir vorübergehen! Und in Gethsemane war mehr als Mutterliebe!

Aber so berechtigt dieser Grund der Liebe zum Gebet ist, Jesus würde dabei doch in erster Linie an sich denken und seinen Schmerz. Und das tut Jesus nie. Sein Vater und die Menschheit sind immer Anfang, Mitte und Ende seines Denkens. So auch hier. Das ist daher das entscheidende Angstgefühl der Liebe: Wenn sein Volk sich so versündigt, ruft es nicht Gottes Gericht auf sich herab? Geht es nicht ewig verloren? Ist eine Umkehr noch denkbar und möglich? Oder wird Judas des Verräters Geschick des Volkes Geschick? „Es wäre ihm besser, er wäre nie geboren“. Die Gerichtswolken der Weltgeschichte und des jüngsten Tages ballen sich vor Jesu Geistesaugen zusammen und er sieht sein Volk in ewige Nacht versinken. Er, der nicht gekommen ist, daß er die Welt richte, sondern rette, muß der Anlaß werden, daß sein Volk gerichtet und verdammt wird! Das ängstigt Jesus vor allem und über alles, und sein erster Kreuzseufzer ist daher: Vater, vergieb ihnen! O du unergründliche Liebe, die du den Todesweg der Liebe zu gehen bangst, damit dein Volk nicht geht den Weg des ewigen Todes! Solchen Konflikt kann nur der Gott der Liebe lösen, der nach dem Karfreitag den Pfingsttag sendet!

Der Hebräerbrief sagt von der Gethsemanestunde (Hebr. 5, 7): „Er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert zu dem, der ihm von dem Tode konnte aushelfen; und ist auch erhört“. Dreimal betete Jesus, dreimal ist er auch erhört. Zuerst empfängt er die Gotteserleuchtung über die Notwendigkeit seines Todesganges; zum andern des Glaubens Ergebung in des Vaters Willen, zum dritten die freudigste Hingebung in willensstärker Liebe. „Da kam ein Engel und stärkte ihn“.



Mit leichter Abänderung gilt von jener Gethsemanestunde des Dichters Wort:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfst in einem Kranze  
des Glaubens, der Demut und Liebe dreifache Palme zugleich.

Die Religion des Kreuzes ist der Gekreuzigte selber. Und von seiner Hand wandert solch ein Kranz von Haupt zu Haupt, bei denen, die mit Paulus sagen können: So lebe nun nicht, sondern Christus lebt in mir; oder mit dem großen Märtyrer schreiben: „O Jesu, meine Liebe ist mir gekreuzigt. Ich liebe nichts denn Jesum, den Gekreuzigten.“ Kann Jesu Gnadenhand auch dir solche Palmen ums Haupt winden? Seid gegrüßt, ihr durchbohrten Heilands Hände, bei solcher Arbeit in der Passionszeit!



## Sein Gott

Niemand dient Gott recht außer demjenigen, der ihn seinen Gott sein und seine Werke in sich wirken läßt. Denn es hängt keines Menschen Seligkeit davon ab, was Gott mit einem andern, sondern was er mit ihm tut. Darum soll sich niemand ohne eignes göttliches Werk auf anderer Werk verlassen, sondern fleißig und aufmerksam auf Gott und sich achten, gerade als wäre er und Gott allein im Himmel und auf Erden, und Gott hätte mit niemand außer ihm zu schaffen. Luther.



Deutschland. Vor kurzem führte der Kaiser ein Gespräch mit einem freiburgerischen Professor, der sich alle Mühe gab, zu beweisen, daß Christus weiter nichts als ein Mensch gewesen sei. Darauf sagte der Kaiser: „Herr Professor, haben Sie schon einmal zu Ihren Schülern gesagt: „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben?“ — „Nein, Majestät.“ — „Glauben Sie, daß vor Ihnen schon ein Professor so gesagt hat?“ — „Nein, Majestät!“ — „Werden künftig die Professoren ihre Schüler so anreden?“ — „Sicherlich nicht.“ — „Gut, Herr Professor, weil also kein Lehrer so sprechen kann und wird, wie Christus gesprochen hat, darum glaube ich, daß Christus nicht bloß Mensch, sondern auch wahrer Gott ist.“ Für dies entschiedene Bekenntnis müssen alle gläubigen Christen dem Kaiser von Herzen dankbar sein. (Christl. Volksbote von Basel).

Zu dem Spruch „Alle eure Sorge werfet auf ihn!“ bemerkt Luther: „Wer dieses Werfen nicht versteht, ist ein abgeworfener, umgeworfener, zerworfener und verworfener Mann.“



# Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

(Fortsetzung)

## V. Auf den blauen Bergen.

Das war eine Erquickung nicht nur für das Auge, sondern den ganzen Menschen, als mich die Zahnradbahn von Mettupalaiyam hinauf führte auf die mit Recht so berühmten „blauen Berge“. Die Palmen und Reisfelder verschwinden allmählich, die ganze malerische, bezaubernde Tropenlandschaft tritt zurück gegenüber der urwüchsigen Kraft einer wilden Gebirgslandschaft. Mühsam sucht sich die Bahn ihren Weg entlang an schwindelnden Felsabhängen, über unheimliche Brücken, unter denen schäumende Gießbäche donnernd hinabstürzen, oder die in kühnem Bogen über tiefen Tälern und Felspalten die Verbindung herstellen, auf der das Dampfroß, große Umwege ersparend, schnell vorwärts kommt. Ebenso kürzen manchen gewaltigen Bogen, den die schön angelegte Bergstraße machen muß, bald kürzere, bald längere Tunnels, die oft durch breite Oeffnungen einen weiten Blick gestatten in die herrliche Gebirgsszenerie. Das war nicht mehr Indien, das war eher die Schweiz dort, wo sie noch nicht so von der Kultur belect ist. Und doch der Charakter war ein anderer. Auf mittleren Höhen traten große Bambuswaldungen in den Vordergrund, doch verschwanden auch sie bald und neben kahlen Hochgebirgswiesen herrschen dort, wo Waldungen sind, Zypressen, Edeltannen und Eukalyptusbäume vor; blühende Rhododendronbäume, dichte Rosenhecken, ganze Felder der schönsten, schneeweißen Kallas, wie man sie bei uns für teures Geld kaum erhält, sprießen und blühen hier wild. — Und dann, was einen am meisten erfrischt und erquickt: Hier gibt es keine erschlaffende Hitze oder Schwüle der Küstenebene mehr, nein, eine herrliche kalte Temperatur, hatten wir doch am 1. Adventssonntage sogar 7° Celsius (natürlich über Null) und alles weiß von Reis. Trug das alles bei, einem Reisenden den Aufenthalt hier oben angenehm zu machen, so war das doppelt der Fall durch die überaus herzliche Gastfreundschaft, die ich erfahren durfte bei den Basler Missionsgeschwistern Volz in Reti und Wieland in Kalhatti.

Die Basler Mission arbeitet hier schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in ihrer vorsichtigen, gründlichen und stillen Art, wie es

einem in Indien überhaupt als Typus deutsch-evangelischer Missionsarbeit entgegentritt, im Gegensatz zu der katholischen und manchmal auch englischen Art, wo oft viel Lärm gemacht wird, aber nicht so viel dahintersteckt. Dafür bieten einem auch die blauen Berge ein Beispiel. Hier hat die Anfangsarbeit unter dem noch später näher zu besprechenden Volksstamme der Toda der Basler Missionar Mez geleistet, indem er das Volk und die Sprache erforschte und sie zur Schriftsprache machte. Niemand hat viel Aufhebens von dieser treuen Arbeit gemacht. Nun hat seit stark einem Jahrzehnt eine Miß Bing eine neue Toda-Mission angefangen und reichlich viel Lärm und Aufsehens davon gemacht. Ob sie trotz beträchtlicher Geldmittel mit mehr Erfolg als die Basler diesen harten Boden bearbeiten wird, muß die Zukunft lehren. Ich glaube aber, wir brauchen uns der gründlichen Arbeit unserer deutschen Missionen in Indien wahrlich nicht zu schämen.

In dreifacher Weise ist mir während meines Aufenthaltes auf den blauen Bergen die Basler Missionsarbeit entgegengetreten. Die Hauptarbeit geschieht unter dem Volksstamme der Badaga. Badaga bedeutet die „Nördlichen“, auch ein Beleg dafür, daß die Annahme richtig ist, in ihnen Kanaresen zu sehen, die allmählich aus dem nördlich von den blauen Bergen gelegenen Königreiche Maisur eingewandert sind. Sie sind die Ackerbauern geworden und versorgen auch die anderen Gebirgsstämme mit Getreide. Sehr originell ist die Anlage ihrer Dörfer. Sie legen dieselben meist unmittelbar unter dem Gipfel eines Hügels oder Berges an und zwar bestehend aus nur einer Reihe Häuser mit dem Rücken gegen den Berg. Die einzelnen, kleinen Häuschen sind unmittelbar aneinander geklebt, sodaß sie aussehen wie ein langer niedriger Schuppen. Die Veranden vor den Häusern bilden oft einen einzigen langen Gang. Ein etwa 6 bis 7 Meter breiter Platz vor den Häusern ist als Hofraum festgestampft und rechts und links und nach vorn durch eine Steinmauer abgeschlossen, sodaß solche Dorfreihe oft wie eine kleine Burg aussieht. Nun gibt es Dörfer bestehend aus mehreren solcher Häuserreihen, aber die Abgeschlossenheit jeder Reihe ist auch dann gewahrt. Was die Badaga nun selbst angeht, so sind sie körperlich und sittlich ein schmutziges Volk. Beweis für die körperliche Unsauberkeit sind die „Tierlein“, die man meist vom Besuche ihrer Dörfer heimbringt, für die sittliche Unsauberkeit die Heirat auf Probe. Sobald einem Mann seine Frau nicht mehr gefällt, hat er das Recht, sie wegzuschicken und es mit einer andern zu probieren, bis er eine findet, die so ist, wie er sie haben will. Daß aber kaum ein Badaga so die rechte Frau findet, mit der er nun endgültig durch das



Leben gehen will, daß vielmehr die Männer durch diese Praxis zu Wüstlingen werden, ist leider Tatsache.

Und doch soll diese Praxis der Heirat auf Probe der sicherste Weg zu glücklicher Ehe sein! — Ich erinnere mich aus meiner Studentenzeit in Berlin einmal in einer modernen Gesellschaft, die sich, wenn ich mich recht erinnere, den stolzen Titel gab: „Wider den Strom“, einen Vortrag über die Ehe gehört zu haben, der diese Praxis als das Ideal hinstellte. In glühendsten Farben malte der Redner aus, wie die christliche Ehe die furchtbarste Sklaverei sei, da sie den Menschen für sein ganzes Leben an ein Wesen fessele, das vielleicht absolut nicht zu ihm passe. Würde man Mann und Frau gestatten, nach kurzem Eheleben sich zu trennen, wenn es keine wahre Harmonie gäbe, dann könnte jeder sich nach einem anderen Lebensgefährten umsehen, der wirklich ihm das irdische Glück lebenslang bieten könnte, und auf diese Weise würde viel mehr Frauen als bisher das Glück wenigstens eines kurzen Ehelebens zuteil werden. Möchten doch die Freunde solcher Anschauung einmal Gelegenheit haben, in Badaga-familien die praktische Ausführung ihrer schon theoretisch so unmoralischen Anschauungen kennen zu lernen!

Die Religion der Badaga ist verhältnismäßig einfach und man bekommt sehr wenig davon zu sehen. Das nur zu bestimmten Zeiten stattfindende Feuerlaufen hatte ich nicht Gelegenheit zu sehen, ebenso nicht ihre sehr interessanten Totengebräuche. Religionsgeschichtlich wohl noch nicht aufgeklärt ist unter den letzteren die höchst merkwürdige, uns an den jüdischen Versöhnungstag erinnernde Sitte, daß in Gegenwart eines Kalbes die Sünden des Verstorbenen aufgezählt werden und dann das Kalb weggejagt wird.

Die Missionsarbeit unter diesem Volke wird getrieben einmal durch Beeinflussung der Jugend im Schulunterricht, wie im vorigen Reisebrief geschildert wurde, dann aber vor allem durch Reisepredigt, die sehr zeitraubend ist. Morgens kann man nur bis etwa 9 Uhr auf Hörer rechnen, dann gehen sie auf die Felder — es sind nämlich ziemlich Langschläfer, diese Badaga — und abends vielleicht nochmals um Sonnenuntergang!

Es war an einem herrlichen, kühlen Morgen, als ich den Missionar von Reti aus begleitete auf solch einem Predigtgang. Es hatte getaut und die Nadelhölzer des großen Gartens dufteten so heimatisch, das ganze Retital lag noch im Halbdunkel, nur die Spitzen der Bergketten waren schon getroffen von den Strahlen der aufgehenden Sonne. Hart an den Garten stoßend, liegt der Missionsfriedhof, auf dem auch eine ganze Reihe Buren und sogar ein Burengeneral ihre letzte Ruhe im fremden

Lande gefunden haben. Wenige Minuten vom Missionsantwesen entfernt, war zur Zeit des Burenkrieges ein Lager errichtet worden aus Erdhütten für gefangene Buren. Die traurigen Ueberreste dieses Lagers haben mich jedesmal, wenn ich daran vorbeikam, wehmütig gestimmt. Alten Burenfreunden kocht doch immer noch das Blut, wenn sie an diesen Vergewaltigungskrieg und all die Roheiten der englischen Soldateska erinnert werden. Die Politik Englands hat eben oft nicht übereingestimmt mit der sonst so gerühmten englischen Christlichkeit.

Nach längerem Marsche, der aber in der herrlichen Luft für mich die reinste Erholung war, kamen wir an ein größeres Badagadorf, das aus mehreren Häuserreihen bestand. Auf einem der mittleren Höfe stellten wir uns auf und die Katechisten, die den Missionar bei diesen Gängen immer begleiten, lockten durch Gesang mit Violinbegleitung die Leute aus ihren Hütten hervor und dann folgten vom Missionar und den Katechisten kurze Ansprachen, immer wieder unterbrochen durch christliche Lieder nach eingeborenen Melodien. — Es fiel mir auf, wie andächtig Männer, Frauen und Kinder im allgemeinen zuhören, ja oft genug ihre Zustimmung kundgeben, und doch, wie wenige kommen zum Entschluß und wagen den Uebertritt. Es ist eben leider meistens ihre sittliche Lathheit, die sie als Christen aufgeben müßten, und das wollen sie nicht. Wieviel Geduld und unermüdlische, treue Säemannsarbeit wird nötig sein, um aus den kleinen schon bestehenden christlichen Badagagemeinden eine christliche Badagabollskirche zu machen!

Ein weiterer Zweig der Missionsarbeit auf den blauen Bergen ist die sehr schwere Kulimission. Die Abhänge der Berge eignen sich besonders gut zur Anlage von Plantagen und so kann man hier Tee-, Kaffee- und neuerdings auch Kautschuk-Plantagen in Menge finden. Der Besuch dieser Plantagen war für mich, auch abgesehen von der Missionsarbeit, äußerst interessant. Nun trinkt man schon so lange täglich Kaffee und Tee und weiß schließlich nicht recht, wie diese Getränke eigentlich zustande kommen. Daher habe ich mit großem Interesse die Verarbeitung der Teeblätter und Kaffeebohnen in den Faktoreien mir angesehen bis zu ihrer Fertigstellung zum Transport. Die Kautschukbäume erinnerten mich lebhaft an die Greuel am Kongo, nur wachsen dort diese Bäume wild, während sie hier künstlich angepflanzt werden. Zur Arbeit auf diesen Plantagen sind Hunderte von Kulis nötig, die täglich die zarten Teeblätter und die reifen Kaffeebohnen pflücken und zu den bestimmten Zeiten den Kautschuk gewinnen. Diese Kuli führen ein ziemlich trostloses Leben. Meist aus dem Tieflande stammend, sind sie losgerissen von Heimat und

Familie, völlig in der Hand der Aufseher und Pflanze. Von morgens bis abends geht die eintönige Arbeit und der Verdienst ist erbärmlich genug. Sind sie noch an den wenigen freien Tagen leichtsinnig und vergeuden ihre paar Pfennige, so bleibt ihnen am Ende ihrer Kontraktzeit nichts übrig, als von neuem sich zu verdingen, und die Heimkehr zu den Ihrigen, mit Ersparnissen versehen, ist weiter hinausgeschoben. In elenden Hütten nahe der Faktorei, da haufen sie und führen ihr kümmerliches Dasein. Ich bin auf diesen Plantagen oft an „Onkel Toms Hütte“ und ähnliche Bücher aus der Sklavenszeit erinnert worden. Sind die Kulis auch keine Sklaven mehr, so mögen ihre Lebensverhältnisse nicht viel anders sein, als bei den damaligen unfreien Plantagenarbeitern.

Die Basler Mission hat sich nun auch dieser Armen angenommen, freilich, leicht war es nicht, den rechten Weg zu finden. Während des Tages ist es natürlich unmöglich, ihnen nahe zu kommen. Abends, wenn sie von der schweren Tagesarbeit ermattet, vor oder in ihren Hütten liegen, sind sie für Gottes Wort auch nicht empfänglich. Allerdings benutzen die Missionare die Abende, um die Leute wenigstens aus ihrer Stumpfheit aufzurütteln und ihnen ein gewisses Interesse einzulösen, damit sie bei anderer Gelegenheit auch ihrer Predigt lauschen. Mit der Laterna Magica werden ihnen allerlei Bilder vorgeführt, die sie auch trotz ihrer Müdigkeit neugierig und gern betrachten, und ebenso lauschen sie der Erklärung. Die Hauptarbeit aber geschieht zu anderer Zeit. — Morgens um 7 Uhr ist der sog. „Roll-Call“, der Namensverlas der Kulis, ehe sie zur Arbeit gehen. Das ist die einzige Gelegenheit, wo man alle Kulis einer Plantage auch noch körperlich und geistig frisch zusammen hat. Da mußte man auch mit der Arbeit einsetzen, wollte man nicht überhaupt auf sie verzichten. Und glücklicherweise ist es auf den meisten Plantagen gelungen, von den Pflanzern die Erlaubnis zu erlangen, nach dem Verlesen der Namen etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde zu ihnen reden zu können. Freilich mancher Pflanze ließ den Missionar kühl abfahren und erlaubte solche Arbeit nicht. Sollte er fürchten, die Leute würden als Christen eine andere Arbeit suchen, oder der Missionar könnte zu tief in seine Karten schauen? Aber auf den meisten Plantagen darf wohl diese Missionsarbeit getrieben werden.

Wie schwer allerdings für die Missionare gerade diese Kulimission ist, davon macht man sich daheim kaum eine Vorstellung. Wie oft muß der Missionar um Mitternacht aufbrechen, um pünktlich zur Stelle zu sein und wie gefährlich ist oft in der Dunkelheit das Fahren oder Reiten auf schlechtem Wege. Ein Fehltritt und es kann einem das Leben kosten, von den zahlreichen wilden Tieren ganz abgesehen. Etwas davon habe ich selbst erfahren.



Auf schmalem, steilem Wege fuhren wir in einem kleinen zweirädrigen Wagen bergab im Morgengrauen. Plötzlich auf einer kleinen Brücke scheute unser Pferd, wollte nicht weiter, ja suchte sogar umzukehren. Da aber die Brücke zu schmal war zum Umkehren, so drückte es die beiden Räder auf der einen Seite gegen das niedrige Steingeländer und auf der andern Seite sprang es mit den Vorderfüßen auf das andere Steingeländer. Wäre es darüber hinausgesprungen, so hätte es wohl den leichten Wagen mit uns in den Abgrund gerissen. Aber der Missionar verlor die Geistesgegenwart nicht, riß das Pferd mit aller Kraft zurück, sodaß es niederstürzte und war im nächsten Augenblick aus dem Wagen und hatte das scheue Tier am Bügel gefaßt.

Es war auf dem Wege zu einer großen Plantage: Glandale, südlich von Coonoor und wir waren froh, trotz dieses Erlebnisses noch zeitig auf der Plantage angekommen zu sein. Wir trafen gerade ein, als die Kulis aus ihren Hütten etwas oberhalb der Faktorei heraustraten und zum Namensverlas herabkamen. Nachdem der Aufseher alle Namen heruntergelesen hatte, hockten sich die Leute nieder und der Missionar und ein alter Katechist Saththianaden aus Coonoor, der trotz seines Zuckers Leidens zu Fuß die weiten Wege auf die Plantagen immer noch getreulich macht, sprachen dann nacheinander, natürlich möglichst schlicht und einfach, um nicht über die Köpfe wegzureden. Ich werde diesen Augenblick nicht vergessen, er war in jeder Beziehung originell. Wir standen auf den Stufen, die zum „Office“ führten, mit dem Rücken zu ihm. Links sah man den Abhang dicht bestanden mit Teestrauchern, vor uns hockten die Kulis und dahinter erhob sich die Faktorei und rechts sah man tief hinab ins Tal. Dort unten bildete zwischen herrlichem, dunkelgrünem Walde ein Bergfluß ein helles, silbernes Band, die Straße und der Schienenweg traten immer wieder aus Wald oder Felsengewirr in den Vordergrund, die fahlen, steilen Felsabstürze waren rötlich beleuchtet von den Strahlen der gerade aufgehenden Sonne. Man konnte über diesem Naturschauspiel fast das Elend der Umgebung vergessen.

Der Erfolg dieser Arbeit wird leider in Frage gestellt einmal durch das oft spöttische und verächtliche Benehmen und durch das schlechte Beispiel der Pflanzler und Aufseher und dann durch die Unbeständigkeit der Kulis, die vielfach zu schnell die Plantagen wechseln, wodurch persönliche Beziehungen zwischen Missionar und den einzelnen Kulis Seltenheiten sind. Die wenigen erfreulichen Erfolge müssen dem Missionar immer neue Kraft und neue Lust geben zu dieser schweren Geduldsarbeit und der Glaube, daß Gottes Wort nicht leer wieder zurückkommt.

Schließlich lernte ich als dritte Missionsarbeit hier die Arbeit unter den anfangs genannten Todas kennen, die von der Station Kalhatti betrieben wird. Das ist ein höchst sonderbares Volk. Sie sind wahrscheinlich die Ureinwohner der Berge und als solche ein schönes, gesundes und kräftiges Geschlecht, den Sennen der Alpen wohl vergleichbar. Die Männer mit stattlichem Bart und wildem, schwarzem Haar, die Frauen ebenso stattliche Erscheinungen mit bewundernswertem, schönem langen Haar, sie wären mir im Gegensatz zu den bisher von mir gesehenen Volksstämmen sehr sympathisch gewesen, wenn nicht ein so namenloser Schmutz ihre Haupteigenschaft wäre. Auch in sittlicher Beziehung sieht es sehr faul bei ihnen aus. Es wohnen hier alle Brüder zusammen in enger, niedriger Hütte und nur der älteste Bruder hat das Recht, sich Frauen zu nehmen, die allerdings auch allen andern Brüdern gehören. Was für Familienverhältnisse das sein mögen, wie es mit der Kindererziehung stehen mag, das kann sich der Leser wohl selbst denken. Daß im Grunde nur der älteste Bruder Herr aller Frauen ist, dafür findet man eine Bestätigung in dem bei ihnen üblichen Morgengruß, den ich auf einem Predigtbesuch zu sehen Gelegenheit hatte. Wir kamen morgens gerade zu einer Todaniederlassung, als die Frauen herausstraten zu diesem Morgengruß. Sie knieten vor dem ältesten ihrer Männer nieder und dann nahm jede zunächst seinen rechten Fuß, hob ihn in die Höhe und drückte die Fußspitze gegen ihre Stirn und dann tat sie dasselbe mit dem linken Fuß. Ueber ihre weiteren allerdings durchweg höchst originellen und fremdartigen Sitten und Gebräuche und ihre Religion, die sehr einfach ist — die Hürde, in die sie ihre Büffelherden treiben, die Glocke, welche die Büffel um den Hals tragen, die Milchammer, in die von der ganzen Ansiedlung die frisch gemolkene Büffelmilch getragen wird, sind für sie heilige Gegenstände — auf all' das näher einzugehen, erlaubt wohl der Platzmangel nicht. Nur kurz sei ein Besuch in einer Niederlassung auf einem Berge nahe bei Kalhatti geschildert.

Morgens früh brach ich mit dem Missionar auf, um zeitig droben zu sein, wohnen die Todas doch meist hoch oben auf den Bergen, an den schönsten Stellen. Nachdem der Wald hinter uns geblieben war, ging es über Felsen und Hochgebirgswiesen, die mich sehr an eine schweizer Tour auf das Aarghorn erinnerten, zumal der schweizer Eindruck noch verstärkt wurde durch das harmonische Geläut der Büffelherden. An schöner, geschützter Stelle mit wunderbarem Blick weit über das Gebirge erreichten wir ein kleines Todadorf, in dessen unmittelbarer Nähe eines ihrer Hauptheiligtümer steht. Es ist ein kegelförmiges Gebäude mit Stroh

bedeckt, von einem Steinwall umgeben. Ueber die Bedeutung dieses Turmes hat man bisher nichts Bestimmtes erfahren können. Ein Engländer hat kürzlich größere Geldsummen geboten, um dadurch sich den Eintritt in dieses Heiligtum zu ermöglichen. Aber die Toda lehnten alles ab. Da hat er sich nachts heimlich herangeschlichen, ist hineingefrohen und hat mit einer elektrischen Taschenlampe alles durchleuchtet, aber rein gar nichts drin gefunden. Wir gingen darauf zu den Hütten, vor denen auf einem Steinwall die Männer gemüthlich, oder besser gesagt, faul herumlungern die Zeit totschiugen. Auf dem Wall ließen wir uns auch nieder und an der Hand eines größeren Bildes suchte der Missionar ihnen innerlich näher zu kommen. Während die Männer sahen und hörten, einige Mal sogar eine Diskussion zu Stande kam, hockten die Frauen vor ihren Hütten mit allerlei zum Theil hier nicht beschreibbarer Toilettenarbeit beschäftigt. — Grausig war mir ein Bild und so oft ich mich rasiere, muß ich daran denken. Die Todakinder tragen den Vorderkopf meist glatt rasiert, aber wie geschieht das? Eine Frau hatte zwischen ihre Kniee ein armes Kind eingeklemmt und — ich traute meinen Augen kaum — schabte mit einer Glasscherbe, die sie hin und wieder in Wasser tauchte, auf dem Vorderkopf des armen Kindes herum, bis tatsächlich alle Haare abgekratzt waren.

Diese Todas sind moralisch und geistig noch so tieffstehend, daß noch viele Arbeit nötig sein wird, bis sie es einsehen werden, in welchem Sündenpfuhle sie leben und bis bei ihnen ein Hungern und Dürsten nach Befreiung sich geltend machen wird. Bis dahin gilt es für die Missionare, mit Liebe und Geduld weiter zu arbeiten, zu versuchen, den harten Herzensboden zu lockern, damit der göttliche Same einmal Wurzel fassen und dann auch Frucht bringen könne.

Diese dreifache Arbeit der Basler Mission hier oben auf den blauen Bergen scheint mir in besonderem Maße Geduldsarbeit zu sein, aber ihren Segen hat sie auch. Gerade diesen Bergmissionaren gilt es, das eben so viel gebrauchte Wort zuzurufen: „Arbeiten und nicht verzweifeln“ oder lieber jener biblische Trost: zu glauben, auch dort, wo man nicht siehet.







# Zwanzig Jahre in Deutschland

## Erinnerungen

(Fortsetzung)

Es war ganz natürlich, daß in der ersten Zeit die allermeisten Aufforderungen zur Evangelistenarbeit aus den Gemeinschaftskreisen kamen. Lag es doch den lebendig gewordenen Christen am meisten auf der Seele, daß auch andere durch erweckliche Predigt zur Entscheidung für den Herrn gebracht würden. Damals sah man mich ganz von selbst als „Gemeinschaftspastor“ an und demgemäß wurde ich in den ersten Jahren an vielen Orten von den Vertretern der Kirche mit einem gewissen Argwohn empfangen. Es gab Städte, wo nicht wie heute die liberalen Presbyterien einem die Kanzeln verweigern, sondern wo die orthodoxen Amtsbrüder die schärfsten Gegner waren. Das wurde im großen und ganzen allmählich dadurch anders, daß ich gegen verschiedene Auswüchse der Gemeinschaftskreise\*) meine Stimme erhob und mich mit Dr. Lepsius zur Gründung der Eisenacher Konferenz verband. Damals meinten manche Freunde: ich hätte den Ast abgesägt, auf dem ich sitze und die Gemeinschaftsleute würden mich nirgends mehr zur Arbeit einladen. Das ist nur teilweise richtig. Allerdings haben einige Konsistorien, Presbyterien und kirchliche Verbände mich berufen, als meine „Kirchentreu“ durch jahrelanges öffentliches Wirken über allem Zweifel erhaben dastand; aber ein großer Teil der Einladungen zur Arbeit geht bis auf den heutigen Tag auf die Anregung der Gemeinschaftsleute zurück. Entweder steckten sie sich hinter einen Pfarrer, der zu ihnen hielt, oder hinter einen christlichen Verein junger Männer oder dergl., um meine Arbeit an ihrem Ort zu erreichen. Nur ganz vereinzelte Ausnahmen davon bestätigen die Regel.

So ward ich mehrmals von ganz toten, dabei aber positiv gerichteten Pastoren gerufen, die gemeint hatten, meine Evangelisationsarbeit müßte in zwölf Tagen eine seit Menschenaltern unfkirchliche Gegend so umwandeln, daß der Kirchenbesuch nichts zu wünschen übrig läßt. Das ist natürlich

---

\*) „Sieben Bitten an die mit Ernst Christen sein wollen“, 10 Pf., und der Roman „Menschwerdung“, 7. Aufl. geb. M. 5.—, beide im Verlag von Otto Rippel, Hagen, gehören hierher.

ein Mißverständnis. Unkirchlichkeit eines Ortes ist gewöhnlich das Ergebnis einer geistigen Geschichte, die durch Zusammentreffen verschiedener Faktoren sich nach dieser Seite hin entwickelt hat. Der Volkscharakter, soziale Mißstände, Vermischung von Politik und Religion, Mangel an geistigen Interessen, natürliche Abneigung des Fleisches gegen den Geist, — allerlei solche mitbestimmende Umstände hatten das geistliche Klima eines Ortes schon verschlechtert, als ein Pastor hinkam, der dreißig Jahre Sand gesäet hat statt Weizen! Der geistliche Tod der Pastoren oder schweres Aergernis, das einzelne gaben, schafft dann noch das letzte Stück in das Gewölbe und wenn die Kirchenbehörde nicht acht hat, breitet sich über solch einem Dorf die Unkirchlichkeit aus wie eine geistliche Windstille. Daß man solche Bollwerke nicht mit einigen Vorträgen oder Bibelstunden erobern kann, ist mir ganz klar. Zuerst müßte der Ortspfarrrer, falls er selbst ein bekehrtes, gläubiges Gotteskind ist, sich einen kleinen Kreis von Männern bilden, mit denen er Bibelbesprechung und Gebetsgemeinschaft hat und erst, wenn durch die Salzkraft und das Beispiel solcher ernsten Christen seine warme Predigt illustriert ist, kann man mit Missions- und Bibelstunden für die ganze Gemeinde vorwärts gehen. Inzwischen sind doch einige aus den Konfirmanden gläubig geworden und verstärken das Fähnlein des Kreuzes Christi am Ort. Gibt es schon christliche Vereine, dann müssen diese immer mehr verinnerlicht und gepflegt werden, damit ihr Dasein und ihr Sosein wieder in derselben Richtung ziehe! Hat man noch für entsprechende christlich-warme Litteratur gesorgt, dann kommt ein Augenblick, wo der seit sechs bis acht Jahren rührige Seelsorger merkt: „Neue Seelen kann ich bei meiner Art offenbar nicht mehr hinzutun; den schon vorhandenen Gläubigen fehlt ein neuer Ansporn, damit sie nicht erliegen; jetzt muß eine Evangelisation erstrebt werden“. Man redet drüber, man betet dafür, man sucht Verbindung mit einem Evangelisten und bittet in Ermangelung eines geeigneten Mannes den Gemeinschaftspfleger aus der nächsten Stadt, ein paar Abende im Spätherbst oder Winter zu reden. Neugier und die fremde Art (neben heimlichem Suchen der Seele) treiben einige Leute herzu, die sonst nie zu so etwas zu kommen pflegten und sie werden erweckt. Damit ist eigentlich erst erwiesen, daß der Boden für eine größere planmäßige Evangelisation reif ist und wenn sie einschlägt, ist unter solchen Verhältnissen die Garantie gegeben, daß nicht die Sekten die Beute an sich reißen.

In größeren Städten ist das ja alles anders. Da sind sowohl „die Widersacher“ stärker, als die Aussichten auf Sieg besser. Wieviel Prozent der evangelischen Bevölkerung einer mitteldeutschen Stadt von

achtzig bis hunderttausend Einwohnern geht denn noch regelmäßig zur Kirche? Das schwankt wohl zwischen 25 % in Baden und Württemberg und 1 % in Hamburg oder Magdeburg! Wenn man an alle die Entkirchlichten in unseren Großstädten mit planmäßiger Arbeit herankommen wollte, brauchte man mehrere Hundert tüchtiger Evangelisten. Und wieviel haben wir in der Gegenwart aufzuweisen? Kirchlich anerkannte Männer von entschieden evangelistischer Begabung sind im Pfarramt sicher noch eine ganze Anzahl vorhanden; aber in freier Arbeit steht kein halbes Duzend! Wenn die Trennung von Kirche und Staat sich auch in Deutschland durchsetzt (nach meiner Meinung dauert das keine 10 Jahre mehr!), wird man zu spät bedauern, die Einrichtung der Reiseprediger und Evangelisten nicht längst schon gepflegt zu haben. Außer dem Johanneum in Barmen haben wir keine kirchliche Anstalt in Deutschland, die den Bedarf der Zukunft decken könnte. In dieser Hinsicht begreife ich die Blindheit mancher Kirchenbehörden nicht: statt jedem Dörflein von ein paar hundert Seelen einen eigenen Pfarrer zu bestellen, der an Arbeitslosigkeit langsam verkommt, hätte man tüchtige, jüngere Pfarrer als Reiseprediger anstellen oder Anstalten zur Ausbildung von Laienevangelisten gründen sollen. Sollte es schon zu spät sein?

Für manche Leser sei zur Abwehr eines Mißverständnisses, das mir wieder unnötige Briefe eintragen könnte, gleich bemerkt: ich weiß sehr wohl, daß Kirchlichkeit, d. h. regelmäßiger Kirchenbesuch, sich mit einem gewissen toten Namenschristentum vereinigen läßt. Wo es aber noch guten Kirchenbesuch gibt, braucht nur deutlich Buße und Gnade gepredigt zu werden; denn da hat der Pfarrer doch noch das Ohr der Mehrzahl seiner Pfarrkinder. Das ist an vielen Orten einfach nicht mehr wahr, wenn von 2000 Seelen durchschnittlich 26 zur Kirche zu kommen pflegen!

Als ich einige Jahre die Gemeinschaften hin und her kennen gelernt hatte, drängte sich mir auf Grund vieler seelsorgerlicher Aussprachen mit Gemeinschaftsleuten die Ueberzeugung auf, daß die Nichtachtung der reinen Lehre und die asketische Richtung mancher Kreise schwere sittliche Schäden zur Folge haben müsse. Was mich darin mehr praktisch beschäftigte, hatte Dr. Vepsius theologisch durchzumachen und als wir uns in derselben Richtung fanden, gab es wieder eine eigentümliche Zeit meines Lebens: ich ging mit Begeisterung auf des viel begabteren Freundes Theorien und Pläne ein. Bald ward ich Mitglied des Vorstandes der Orient-Mission, schrieb Artikel über Artikel für Vepsius' Blatt „Das Reich Christi“, bestimmte manche meiner Freunde, sich finanziell für die Orient-Mission und die Teppichfabrikation zu interessieren und half bei der Gründung der Eisenacher Konferenz



nach Kräften mit. Bessere sollte ja ein Versuch sein, die gläubige Theologie, die Landeskirche und die noch nüchternen Gemeinschaftskreise zu vereinigen. In der ersten Zeit merkte ich garnicht, daß ich nicht ganz frei war, sondern im Bann der stärkeren Persönlichkeit dahinging. Schön war jene eifrige Tätigkeit doch! Man hatte sich lieb, glaubte etwas Großes erreichen zu können, setzte alles an die Verwirklichung dieser Aufgaben und — schlug in fleischlichem Eifer auf manche andere Freundeshand, die einen fortziehen wollte.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich alle die Einzelheiten wieder zu erzählen, deren Erleben viel Schmerz und Enttäuschung verursacht hat. Die unglückliche Cain- und Abel-Konjunktur rief einen Sturm von Gegnerschaft gegen Pepsius wach und die Wenigen, die damals wie ich noch treu zu ihm hielten, mußten manchen Stoß und Schlag erleiden. Wie geistvoll Pepsius in seinem Hefte „Ein menschlicher Tag“ sich auch verteidigte, — das Vertrauen der Gemeinschaftsleute war verscherzt. Ihm stand auch der Umstand nicht lindernd und helfend zu Gebot, wie mir, — daß durch persönliches Aussprechen und zahlreiche Vortragsreisen ich manche Gegner überzeugen konnte, daß ich nach wie vor ein bekehrtes Kind Gottes sei.

Unter jenen Angriffen litt eigentlich alles: die Eisenacher Konferenz, „Das Reich Christi“, die Orient-Mission und zuletzt auch unsere persönlichen Beziehungen. Lange sträubte ich mich, den einst so heiß geliebten Freund fahren zu lassen, aber es kam durch verschiedene Erlebnisse und Eindrücke, die nicht an die Öffentlichkeit gehören, so weit, daß es mir Gewissenssache wurde. So trat ich aus der Orient-Mission und der Eisenacher Konferenz aus. „Das Reich Christi“ ging sehr bald auch ein.

Immerhin war die ganze Kritik, die wir durch Publikationen und die Eisenacher Konferenz an der damals bedenklichen Entwicklung der Gemeinschaftsbewegung geübt hatten, nicht vergeblich: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen! Man wurde dort gegenüber den schwärmerischen Elementen vorsichtiger und als erst noch die brutale Entgleisung der Pfingstbewegung einsetzte, schwenkte die ganze Führerschaft, auch die bisher noch immer nicht viel von der „Kritik an den Kindern Gottes“ hatten wissen wollen, nach der Seite der nüchternen, historischen und kirchlichen Auffassung. Damit war die Aufgabe unserer Konferenz erledigt. Vielleicht bringen andere Notstände andere Gruppierungen! —

(Schluß folgt.)





## Rosen am Kreuzesstamm

Nicht wahr, wenn um das Kreuz am Grabe eines unserer Lieben sich Rosen schlingen, so finden wir es schön? Und so haben wir es ja auch gewünscht, als wir mit eigener Hand das Rosenstöcklein pflanzten. Als wir die irdische Hülle dort unten bargen, die wir doch auch geliebt, da Gott sie uns so geschaffen, da haben wir die stille Stätte mit lauter duftenden Blumen geschmückt — damals, und nun immer wieder neu zum Zeichen, daß wir des lieben Entschlafenen treu gedenken; und so ist das Grab zu einem Blumenbeet geworden und das Kreuz umwachsen Rosen, daß es fast nicht mehr zu sehen. Aber seitdem du für jenen geliebten Menschen ein Kreuz an seine Ruhestätte stelltest, ist für dich auch ein Kreuz gewachsen an deinem Lebenswege, vielleicht ist es von Tag zu Tag größer geworden und du meinst es nicht mehr ertragen zu können. Aber sag', kommt das nicht auch nur daher, weil du nichts anderes mehr siehst als dieses Kreuz, nichts anderes mehr fühlst als seine Last und weil du es vergessen hast, auch an deinem Kreuz einen Rosenstock zu pflanzen, damit er wüchse und von Jahr zu Jahr Blüten treibe? Sieh', so einen Rosenstock, den du pflanzen kannst neben deine Kreuzeslast, das ist die Liebe, die ein offenes Auge hat für anderer Menschen Leiden, ein warmes Herz für ihre Not, das ist die Liebe, die tief ihre Wurzeln schlägt in der Erlöserliebe unseres Heilands, dort sich gründet und aus dieser Kraft Blüten treibt in's Leben hinein. Ja, Jahre gehen wohl dahin, bis dieser Stock stark und immer stärker wird und immer vollere Blüten hervorbringt, aber jeder neue Trieb und jede neue Blüte beschattet mehr dein Kreuz — sieh, je mehr du Anteil nimmst an dem Ergehen deiner Mitmenschen, je tiefer du in's Leben gehst mit warmer Liebe, um zu helfen, je mehr Leuchten, je mehr Herzensfreude schaffst du um dich, frohe, dankende Augen, Augen voll Liebe sehen dich an, sag', sind das keine Blüten? Blüten, die nur dir, nur dir gehören, sind es! Und unter diesem Blühen vergißt du dein Kreuz — sieh, nun ist es schon fast ganz bewachsen und von seiner düstern Farbe fast nichts zu erblicken! — Und eines Tages stimmst du tief im Herzen ein Loblied an, denn du fühlst

es wohl, diese Blüten an deinem Kreuzestamm, die ließ dein Heiland dir gedeihen, er gab ihnen die volle Kraft, er hat sie alle gesehen, alle gezählt und mit seinem milden Lächeln gestreift, da wurden sie Blüten für die Ewigkeit! Und daß fühlst du nun und dein Herz ist froh und stark. Aber glaubst du, daß es je so froh hätte werden können, wenn du nur immer dein Leid gesehen und die Liebe an deinem Kreuz gefehlt hätte? Ja — und dann sag', glaubst du, daß, wenn dieses Kreuz nie an deinem Wege gestanden, dein Herz je so gewiß, so selig heimgefunden hätte? Und wenn du nun fühlst, das dein Kreuz dein Segen war, da hat sich über dein Leid ein Blütenmeer gebreitet, daß du nichts siehst als seine Schönheit, nichts fühlst, als seinen Duft.

A. Eitner.



Kind und Greis, beide erscheinen uns selbstsüchtig; das Kind, weil es nur sich selbst kennt, — der Greis, weil er die Andern kennt.

„Sei doch geschickt!“ heißt: Handle nach meinem Verstand und nicht nach deinem.

Die Selbsterziehung strebt danach, den Kritiker in uns zu befriedigen; die Selbstzufriedenheit hat ihn bestochen.

Vergeltung eines Unrechts macht unversöhnlich.

Wer seine Selbstachtung vom Urteil der Leute bedingt sein läßt, hat sein Ehrgefühl mit Eitelkeit verwässert.

Tugend und Vorzüge isolieren den Menschen, unsere Schwächen sind unser Zusammenhang mit der Menschheit.

Der Eitle will seine Freude an der eigenen Person auch den Andern zuteil werden lassen.

(Aus Rob. Gersung, Wodensatz des Lebens.)

„Der Glaubende hat die Begegnung mit Christus (in dessen Wiederkunft) noch vor sich und muß dafür sorgen, daß er in seinem Urteil bestehe. So erwächst aus dem Glauben das Streben nach der Gerechtigkeit, in das Paulus seine ganze Willenskraft legt. Als Gerechtfertigter ist er nun dazu berufen, daß er nach dem Siegespreis laufe“. (Schlatter.)





## Zum 14. Februar 1911\*)

„Heut' vor zwanzig Jahren  
 Kamt Ihr hergefahen  
 In das fremde deutsche Land.  
 Heute könnt Ihr danken  
 Dem, der ohne Wanken  
 Euch so treu geführt an starker Hand.

Heut' nach zwanzig Jahren  
 Danken große Scharen  
 Dem, der Euch hat hergesandt,  
 Der durch Euch gesegnet,  
 Der durch Euch beegnet  
 Manchem, daß er seinen Heiland fand.

Und so wandert fröhlich  
 Und so pilgert selig  
 Hin zum ew'gen Vaterland.  
 In die künft'gen Zeiten  
 Herrlich wird geleiten  
 Euch und Eure Kinder seine Hand.“  
 S. Schwarz-Freiburg.



Die „Konfirmation und Erstkommunion“ naht! Was geben wir der aus der Schule zu entlassenden Jugend zur Warnung vor einem ihrer gefährlichsten Feinde, dem Alkohol, mit? Der Deutsche Verein g. d. M. g. G. hat eine Jugendnummer seiner „Blätter zum Weitergeben“ herausgegeben, die sich für Schüler und aus der Schule zu Entlassende — Knaben und Mädchen — vorzüglich eignet. Das Heftchen hat schon in der kurzen Zeit seit seinem Erscheinen großen Anklang gefunden (bereits 31.—50. Tausend) und ist schon bisher von Pfarrern, Schulleitern, Kirchengemeinden, Jugendfreunden usw. in großen Posten für genannten Zweck bezogen worden. Preis: 10 Stück 40 Pfg. (postfrei 45 Pfg.), 100 Stück 3 Mk. (postfrei 3,30 Mk.) Bestellungen wollen baldmöglichst gerichtet werden an den Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15. (Nöbrigenfalls steht ein Probeheft zu Diensten.)

\*) Aus der Fülle von Zuschriften und Gedichten, die wir aus Anlaß dieser Gedentfeier erhielten, möchte ich nur diese kleinen Verse der Vergessenheit entreißen.



## Grenzen und Zweifel

Das war eine Wanderung! Vom „Weißen See“ im Sturm und Regen nach der Münsterschlucht der Vogesen! Dazwischen hinein ein Stück heller Himmel und lachender Sonnenschein, der seine Lichtwellen um uns plätschern ließ, wie frohe Kindererinnerungen und dann ward's in wenig Minuten finster und der grobe Regen schlug einem in's Gesicht. Und immer an den Grenzsteinen den Weg gesucht; hier Deutschland, dort Frankreich; feste Wiese mit Steingeröll und dann wieder brauner Moorgrund, fast zum Versinken!

Übertrag's in's Seelische, wenn du kannst! Als Kinder waren wir diesseits der Grenze: wir glaubten alles und hatten alles und hofften alles und der Sonnenschein der Selbstverständlichkeit streichelte die Seele. Aber nur ein paar Schritte über die Grenzsteine der seligen Kinderzeit weg, da kam der Sturm mit Regen unter dem breiten Fittich und der Zweifel heulte in der Windsbraut und überall regte es sich von Problemen und daran stieß man sich die Seele wund und es ward einem so weh zu Mute. Wie ein Herzschwacher in der besten Luft nach Atem ringt, so hatte sich uns der Grenzzauber auf das geistliche Atmen gelegt und die Fragen fingen an zu brennen, weil sie alle offen waren und man konnte sie weder schließen, noch löschen oder los werden. Bin ich noch Gottes Kind? Erhört noch jemand mein Gebet? Was wird aus meiner Seele?

Setz dich nieder auf den Grenzstein und schau zurück. Dort unten liegt im Sonnenschein deiner Kindheit glückliches Gelände: da am Bächlein hast du so frei und froh gespielt, als dein Herz noch nicht vom kalten, scharfen Wind des Zweifels getroffen worden. Gibt's für den Erwachsenen kein Zurück? Kann man auch Zweifel vergessen? Kann man noch einmal so werden wie ein Kind? Ja, und nein! Ja, denn der neue erklämpfte Glaube des Mannes hat festen Tritt und trügige Kraft und wenn er mal lacht, dann ist das eine starke, gewaltige Freude, die etwas schafft und zwingt, wie sehnige Arme die Felsblöcke wegheben . . . Nein, denn die Narben jener Grenzkämpfe schmerzen bei jedem Witterungswechsel!



## Aus der Briefmappe des Evangelisten

H. H. u. Anderen. Die mir übersandte Broschüre von Johannes Walther „Das Jahr 1912 und seine Bedeutung für die Gläubigen“ habe ich durchgelesen. Was dieser Mann sonst ist, weiß ich nicht, — aber seine Behauptung, daß „die Entrückung“ im Frühjahr 1912 mit Sicherheit zu erwarten sei, ist kompletter Unsinn. Seine Berechnung ruht auf einer willkürlichen Annahme und ich warne jeden, 7.50 Mk. für sein größeres Buch wegzuworfen, für welches er durch dieses kleine Schriftchen Klammere macht. Die Sammlung Israels in Kanaan und die Evangelisation der Welt sind untrügliche Zeichen, wie nah der Anfang des Endes sein kann. Beide haben erst begonnen und kein Mensch kann sagen, wie schnell oder langsam sie sich vollenden werden. Außerdem halte ich die darbytische Auffassung der Entrückung, mit der neuerdings in gläubigen Kreisen viel gespielt wird, für eine vollständige Verkennung dessen, was das neue Testament über „Entrückung“ andeutet. Die Schrift weiß nur davon, daß im Augenblick des Wiederkommens Jesu die dann auf Erden befindlichen Gläubigen im Nu verwandelt ihm entgegengerückt werden, damit sie sich seiner ihn begleitenden herrlichen Schar anschließen. Alles andere ist Phantasie, Roman, Entstellung. Ich habe sonst manchen Segen von Ströter'schen Bibelstudien empfangen, (wie ich z. B. sein Schriftchen über die Ewigkeit jedem empfehle); sein kleines Heft über die Entrückung aber erscheint mir für einen sonst so scharfen Denker, wie er ist, eine Entgleisung zu sein, die sich nur aus bestimmter Voreingenommenheit erklären läßt. — Wir werden, je näher wir dem Ende kommen, desto mehr Beunruhigungen und Verwirrungen der Gläubigen erleben. Da ist es wichtig, daß es noch Gottes-Kinder gibt, die mit aufgehobenem Haupte ruhig Ausschau halten nach den Zeichen der Zeit, ohne jede fleischliche, nervöse Ungebulb. Wie sagt doch Milton am Schluß seines berühmten Werkes: „Auch die dienen ihm, die wartend stehen . . .“ So möchte „Auf Dein Wort!“ gern für die letzten schweren Zeiten als Wächter und Warner dienen, damit nach beiden Seiten gewehrt werde: sowohl der fleischlichen Sicherheit, als käme der Herr noch lange nicht, als auch der fleischlichen Aufregung, die jedes ungewohnte Geräusch in der Nacht schon für ein Signal zur Entrückung hält.



Pastor em. Sie haben Recht: 1. Petri 2, 11—25 fehlt in der Besprechung von „Auf Dein Wort“. Weil aber über diese zwei Perikopen Predigten von mir erschienen, habe ich sie hier ausgelassen. Wenn in Jahr und Tag das Bändchen „Bibelstunden über den 1. Petrusbrief“ erscheint, wird diese Lücke darin ausgefüllt sein.

J. C. Ewige Höllestrafen, d. h. solche, die einem Aeon (Ewigkeit in der Lutherischen Uebersetzung) entsprechen, habe ich nie gelehrt, auch in Köln nicht, worauf der wenig brüderliche Angriff in „Licht und Leben“ sich bezieht, — sondern nur endlose. Wer die kleine Broschüre von Strüter, „Was versteht die Schrift unter Ewigkeit?“ Bremen Verlag des Traktathauses, 20 Pfennig, gelesen hat, wird nicht mehr solche Urteile fällen. Auf die unbeweisbaren Urteile dessen, der die Antwort zu jener Anklage geschrieben, gehe ich nicht ein. Solche Sachen bedürfen keiner Widerlegung.

E. S. Jesus ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, — also auch Sie! Er ist aufgefahren und hat Gaben empfangen für die Abtrünnigen! — also auch für Sie. Er wartet auf Sie, bis Sie sich widerstandslos wieder ihm ergeben. Vielleicht ist irgend ein Ungehorsam oder eine Untreue schuld, daß Sie so zurückgegangen sind. Nach dem Ton Ihres Briefes muß ich annehmen, daß Sie nur das Gefühl der Liebe Jesu verloren haben; in der Ueberzeugung hat sich nichts geändert. Mein Kind bleibt mein Kind, auch wenn ich es wegen allerlei Unarten strafen muß. Wiegen Sie Ihren Kopf nicht trotzig beiseite, wenn Jesus sich jetzt zu Ihnen beugt und Sie streicheln will!

S. M. Wenn Ihnen sonst nichts fehlt, dann seien Sie ganz getrost. Lautes Beten vor einem Kreise fremder Menschen ist nicht jedem weiblichen Gemüte gegeben. Ueberhaupt ist lautes Beten vor Andern kein untrügliches Zeichen der Fetebrung und hat nicht die Bedeutung eines Bekenntnisses vor Menschen. Also lassen Sie sich in diesem Punkte nicht gegen Ihre Schüchternheit vorwärts drängen. Sonst gibt es eine Unnatur.

S. M. Sie irren sich wirklich, wenn Sie dem entstellten Bericht eines zornigen Gegners glauben und mich jetzt für abgefallen oder krankhaft verwirrt halten. Die Anschauungen, die ich in jenem Vortrag „Naturwissenschaft und Bibel“ ausgesprochen habe, sind seit etwa 32 Jahren meine Ueberzeugung gewesen. Statt der Verbalinspiration habe ich seither immer geglaubt, daß die heiligen Männer Gottes inspiriert waren und getrieben vom heiligen Geiste Gottes sich an ihre Arbeit gemacht haben. Es hat mich denn auch der törichte Ansturm gegen mich nicht sonderlich gekümmert. Alle gläubigen Professoren der Theologie und 99 Prozent der gläubigen Pfarrer Deutschlands stehen genau so wie ich zur Schrift. Job 12, 4—5 war mir schon manches Mal in meinem Leben, wenn sich irgendwas für Wellen an mir brachen, von großer Bedeutung: „steht aber, daß sie sich daran ärgern“.

Schneiderin. Lassen Sie sich keine geselichen und unnützen Sorgen in den Kopf setzen! Sie können nicht wissen, was die Leute alles in den Kleidern, die Sie nähen, für Lokale besuchen oder für Beignügungen mitmachen. Wenn Paulus Teppichmacher war, dann konnte er nichts dafür, wenn nachher solch ein Teppich in ein gottloses Haus kam!

Vielefeld. Sie wünschen, daß ich Ihre Anzeige, daß Ihr Christlicher Verein Junger Männer vom 6.—8. Mai sein 50. Jahresfest feiert, in extenso abdrucke. Das ist ja ganz unmöglich. Ähnliche Gesuche muß ich dreißig Mal im Jahr abweisen.



H. Besson. Das Ende der Zeiten. Versuch einer Zusammenstellung der biblischen Weissagungen über die Zukunft der Welt und des Reiches Gottes. Basel, Kober, C. F. Spittlers Nachf.

Da sich die Gläubigen in der letzten Zeit mehr als je früher mit den Zeichen der Zeit beschäftigen, ist dieses ebenso gründlich wie sachlich geschriebene Büchlein sehr zeitgemäß. Ich muß fast jeder Auslegung zustimmen und kann es als eine Arznei gegen unbiblische Schwärmerie nur bestens empfehlen.

P. Heinrich Stuhmann. Der Psalter. Konstanz, Karl Hirsch.

Zur Empfehlung dieses schön ausgestatteten Buches darf man sagen, daß es leistet, was es verspricht, „ein schlichtes Haus- und Handmittel zu sein, das jeder Bibelforscher für seinen persönlichen Lebensgebrauch benützen kann“. Wer es gebraucht, wird sicher seine Freude daran haben und kann daraus reichen inneren Segen schöpfen.

E. R.

C. Skovgaard-Petersen. Das Buch der Jugend. Berlin, Mart. Warned.

Um der Liebe willen des Verfassers zur Jugend, der er Votendienste tun möchte, damit sie durch die vielen Gefahren der Entwicklung hindurch unbeschädigt mit rechtem Kurs auf das Meer des Lebens hinauskomme, wäre es wirklich zu wünschen, daß der recht hätte, der über dies Buch geurteilt: „Es hat mal einer gesagt: Was für die Jugend geschrieben wird, das werde nur selten von ihr gelesen. Dieses Buch wird die Jugend lesen, so lebensvoll wie es ist, so reich an dem Menschenleben entnommenen Zügen.“

E. R.

Bruno Keller, Pfarrer in Döbeln. Die Geschichte Satans. Döbeln, Gemeinschaftsverein, 10 Pfg.

Mit einer einzigen Ausnahme (der biblische Begriff „Ewigkeit“ hat mit dem der philosophischen Endlosigkeit nichts gemein!) stimme ich dieser biblischen Monographie voll und ganz zu. Vielleicht findet mancher hier den Schlüssel zum Verständnis unserer ersten Zeit.

M. Feesche. Von blühenden Hecken. Gedichte. Hannover, Heinrich Feesche, M. 2.50.

Im allgemeinen bin ich kein Freund von religiösen Gedichten, — vielleicht weil ich selbst soviel gereimte Prosa verbrochen habe! — aber bei den Versen von Maria Feesche hört Abneigung und Ablehnung auf: Das ist ein Genuß in stiller

Stunde sich ihren Gedankengängen zu ergeben. Sie weiß in edler Form, ohne Behe-  
tun, das edelste Fach in uns aufzuschließen und die Hingabe des Ich an Jesus und  
an den Dienst zu fördern. Darum ist es Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich dieses  
neue Bündchen ihrer Gedichte meinen Lesern auf's Wärmste empfehle. Oder ist eine  
Empfehlung in diesem Kreise überhaupt noch nötig, wo die Dichterin uns schon so  
manchen lieben Vers als Beitrag für das Blatt geschenkt hat?

El. Heitefuß. Seiner Mutter Sohn. Neumünster, G. Hloff & Co.

Besonders hell fällt ein Streiflicht auf den Segen, den ein Sohn für sein  
Werden und Wirken einer frommen Mutter wie Eunike verdankt. Die Gedanken sind  
schriftgemäß und einer edlen Frau würdig. E. A.

El. Heitefuß. Ich suchte Ihn, den meine Seele liebet. Barmen,  
E. Biermann.

Diese Erzählung wird den Gemeinschaftsleuten gefallen. Andern Leuten dürfte  
hier und da die poetische Ueberzeugungskraft zu fehlen scheinen. Die Verfasserin er-  
zählt gut und ist eine liebe gläubige Jüngerin Jesu.

Wilhelmine Fled. Heinz Consentius. Basel, Friedrich Reinhardt.  
Brosch. Ml. 3.—, geb. Ml. 4.—.

Wir finden eine anschauliche lebenswahre Schilderung kleinstädtischer Spieß-  
bürgerlichkeit. Der Held entwickelt sich zu einem musikalischen Genie; in jugendlichem  
Unverstand hatte er unter dem Druck äußerer Verhältnisse ein seinem Interessen-  
kreise gänzlich fernstehendes Mädchen geheiratet und fand schließlich doch noch einen  
Ausgleich der Wesensverschiedenheiten, als er in seinem fünfjährigen Wuden einen  
verständnisvollen gleichgearteten Genossen entdeckte. E. A.

Johannes Hesse. Vom Segensgang der Bibel durch die Heidenwelt.  
Galm, Vereinsbuchhandlung.

Ähnlich den andern „Missionsbüchern“ von Hesse, die sich schon großer Be-  
liebtheit erfreuen, bringt dieses neueste Sammelwerk einen reichen, aufs sorgfältigste  
gesichteten Stoff für Missionsansprachen. Aber auch als Lektüre für jeden Christen,  
der seines Königs Wert in aller Welt lieb hat, läßt sich das Buch aufs wärmste  
empfehlen. Das ist nun gerade Hesses Gabe, originellen und ansprechenden Stoff zu  
finden und wohlgeordnet darzubieten. Wer viel auf Missionsfesten zu reden hat, wird  
ihm dankbar sein auch für diese neue Hilfe!

---

## Mein Reiseplan

20.—30. April Breslau.

11.—14. Mai Beerberg.

2.—10. Mai Liegnitz.

15.—19. Mai Hirschberg.

Psalm 139, 3—4.

---

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Ml. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.

Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.





Heft 8

Mai 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

## Inognito Christi

Wie still ist's ring's! Der Nachtverworr'ne Schatz-  
Sie huschen geisterhaft durch das Gemach. [ten.  
Ich schloß die Augen, die nun arbeitsmatten,  
Und dachte ernsten Fragen hangend nach.

Warum, o Heiland, bist du so verborgen,  
Daß unsre träben Augen dich nicht seh'n,  
Und unser sehnend Herz in Last und Sorgen  
So wenig spüret deines Geistes Weh'n?

Warum willst du nicht spürbar nah' uns bleiben?  
Wir würden jauchzen über solches Glück,  
Und Seligkeit würd' alles Leid vertreiben,  
Nur übergroße Freude blieb' zurück!

Warum, o Heiland, bist du so verborgen,  
So weltensfern, und willst ergriffen sein,  
Im festen Glauben, den man alle Morgen  
Sich neu erkämpft, trotz aller Zweifel Pein?

Was schweigst du, Jesus, wenn wir dich verkün-  
Wenn unser Herz für diese Welt entbrennt, [den,  
Du kannst das heil'ge Feuer doch entzünden,  
Und du verbirgst dich, daß sie dich nicht kennt?

Wir möchten dich und deine Liebe zeigen  
Der Welt, doch ist das Wort uns oft zu arm,  
Und du, o Jesus, warum willst du schweigen,  
Wenn unser Auge tränt in tiefstem Harm? —

Da hört' ich plötzlich helles, süßes Klingen,  
Wie Aeolsharfonten, so voll und rein,  
Und helles Licht begann hereinzubringen,  
Und Jesus stand, umflutet in dem Schein!

Ich fragte nichts, ich konnt' die Antwort lesen  
So kurz und klar. Sie strahlt in dunkler Nacht  
So hell und licht aus seinem ganzen Wesen,  
In milder Güte, heil'ger Liebesmacht:

„Seid nur wie ich, so wird die Welt mich schauen!  
Blieb' ich nicht heimlich, wär' es schon Gericht!  
Einst dürft ihr ew'ge Gärten bei mir bauen!  
Jetzt dann und wann; denn mehr ertragt ihr nicht!“



## Der 1. Petrusbrief in Bibelstunden

Der zweite Guß

1. Petri 5, 8—14

Man spricht so gern von einem ganzen Manne oder einem geschlossenen Charakter mit dem Ausdruck: Das ist ein Mensch wie aus einem Guß. Ob man mit dem Ausdruck Recht hat? Bei den meisten Persönlichkeiten, die im Reiche Gottes eine hervorragende Rolle gespielt haben, ist es jedenfalls nicht richtig. Nein, es hat zuerst ein schweres Schicksal oder haben sogar Sündenfälle die eigene Natur zerbrechen müssen und erst der zweite Guß, d. h. die Befehrung und Umgestaltung durch den heiligen Geist, machte den Menschen zu der neuen wertvollen Persönlichkeit.

Ein Beispiel für einen solchen zweiten Guß gibt uns die Persönlichkeit des Petrus. Damals bei der Verleugnung war etwas in ihm zerbrochen, das für die zweite Form und Art seines Lebens nicht mehr störend auftreten sollte. Jetzt lebt er anders im Zusammenhang mit seinem Gott als früher. Darum haben wir auch bei der Betrachtung seines Briefes mehr als einmal Anklänge und Erinnerungen an jenes Erlebnis bemerken können. Ich glaube auch den besonderen Charakter, mit dem er in unserem heutigen Text seine leidenden Brüder ermahnt, auf solche eine Erinnerung zurück führen zu dürfen. Nach Lukas 22, 31 hatte ihm der Heiland gesagt: „Simon, Simon, siehe, der Satanas hat eurer begehret, daß er euch möchte sichten wie den Weizen“ — und das hat Petrus in der darauf folgenden Versuchung und in ihrem Ausgang schmerzlich genug verspürt; denn es war geradezu ein dämonischer Zug in dieser Versuchung gewesen. Daran erinnert er sich, wenn er schreibt: B. 8: „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge“.

Nüchtern und wachsam, das hat ihm damals gefehlt, darum kann er als gebranntes Kind die andern ermahnen und um jenes dämonischen Einflusses willen sagt er: „Euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge“. Werden die Christen, die das lasen, nicht sofort an die brüllenden Löwen erinnert worden sein, vor die man sie im Zirkus geworfen hat! Ja, gehört zu diesem Brüllen des Widersachers nicht auch noch all die Drohung, all der

Schrecken, wenn eine fanatische Volksmenge die Christen mißhandelte, um sie zum Abfall zu bringen. Es gehört ein durch Glauben geschärfter Blick dazu, um aus all den Verstellungen und Masken der Feinde Jesu, die auch ihre Moden und Stufen haben, das Antlitz des alten Widersachers heraus zu erkennen. Aber soviel wird jedem von uns klar geworden sein: wenn ein Mensch oder eine Partei oder eine Lehre oder eine Freude mich zum Abfall von meinem Heiland zu bringen sucht, dann ist sie für mich der Teufel, vor dem hier gewarnt wird. Mag solch ein Gegner sich verstellen wie ein Engel des Lichtes, — einem brüllenden Löwen geht man aus dem Wege und läßt sich mit ihm nicht ein; wer steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle und wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, — sobald wir seine Absicht erkennen, müssen wir ihm den Rücken kehren.

B. 9: „Dem widerstehet fest im Glauben, und wisset, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen“.

Man lernt den Bösen und das Böse nicht kennen durch Nachgiebigkeit, sondern nur durch energischen Widerstand; aber das ist zugleich auch der Weg, wie man dergleichen Feinde überwindet. Gibt man dem Satan nur in irgend einem Punkte Recht, stimmt man ihm da zu, dann wird er daraus neue Netze und Schlingen schaffen, die uns noch tiefer ins Verderben hineinziehen; darum ist der beste Rat, jedem Versuch im Keim den schärfsten Widerstand entgegen zu setzen und dazu reicht einem der Herr die Kraft dar, wenn man ihm wirklich vertraut; das ist hier mit den Worten angedeutet, „Fest im Glauben“. Ein weiser Trostgedanke liegt in dem Satz „und wisset, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen“. Wenn also diese Leiden gleichsam den Tribut ausmachen, den die Bruderschaft Christi in der ganzen Welt zu zollen hat, sollte man nicht beruhigter über eine solche Anfechtung werden, wenn sie kommt? Sie gehört eben dann zu der allgemeinen Uniform der Kinder Gottes!

B. 10: „Der Gott aber aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbe wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.“

Hat Gott uns berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, dann kann er nicht auf halbem Wege stehen bleiben und etwa gleichgültig zusehen, wenn wir unterwegs durch allerlei Versuchungen vom Wege abgeloct zu werden drohen. Nein, er will uns sicher helfen. Dann wird wieder der Gegensatz ewiger Herrlichkeit hervorgehoben, gegenüber der kleinen Zeit, die man hier auf Erden zu leiden hat\*). Die Arbeit, die

---

\*) Allmählich müssen Petri Leser doch davon überzeugt sein, daß ihre irdische Leidenszeit verhältnismäßig kurz sei; so oft hat er es ihnen besonders unterstrichen.



Gott tut, um seine angefochtenen Kinder in der Welt durchzubringen, wird nun in vier Ausdrücken besprochen: vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.

Vollbereiten soll etwa heißen: Gott wird eure Mängel ergänzen, eure Unebenheiten und Schwachheiten überwinden, daß ihr in jeder Beziehung reife, fertige Persönlichkeiten werdet, daß bei euch in religiöser und sittlicher Hinsicht keine Mängel mehr übrig bleiben.

Stärken bedeutet nach dem Grundtext etwa stützen, befestigen; dem, was wanken will, einen neuen Halt geben. Wer hätte nicht schon manchesmal in der Stunde der Versuchung etwas von dieser stützenden und befestigenden Wirkung des Wortes Gottes oder des Gebetes oder der christlichen Gemeinschaft erfahren!

Kräftigen. Zuerst meint das Wort wirkliche Leibesstärke, was wir uns ja bei den leiblichen Plagen der verfolgten Christen ganz buchstäblich als eine wichtige Gotteswirkung denken dürfen; man könnte aber auch an eine Befestigung denken, die gegen feindliche Angriffe verstärkt werden muß, etwa wenn es sich darum handelt, dem Teufel zu widerstehen.

Gründen. In einen Grund hineinbauen. Man vergl. Matth. 7, 25 den verschiedenen Grund auf dem das geistliche Haus gebaut werden kann und nun denken wir an den Grund, der unbeweglich steht, wenn Erde und Himmel untergeht: Jesus ist selbst dieser Grund. Sind wir in ihm gegründet, so wird uns das am besten halten und helfen gegen alle Anfechtungen von außen. Das sind Gnadenwirkungen, wodurch Christus unserer Seele so klar gemacht wird, daß sie stets weiß, warum sie leidet und was sie tun soll.

B. 11: „Demselben sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Ob dieser Vers nicht schon der eigentliche Schluß des Briefes gewesen ist? Auf alle Fälle ist der Gedanke geeignet zum Schlußpunkt, denn es muß alles ausschließlich zur Ehre Gottes geschehen.

B. 12: „Durch euren treuen Bruder Silvanum (als ich achte) habe ich euch ein wenig geschrieben, zu ermahnen und zu bezeugen, daß das die rechte Gnade Gottes ist, darinnen ihr stehet.“

Wer dieser Silvanus gewesen ist — die gewöhnliche griechische Form des Namens war „Silas“ — darüber ist wohl kaum ein Streit: es wird darunter der frühere treue Begleiter des Paulus zu verstehen sein. Ob er den Brief überbrachte oder ob Petrus ihn dem Silas diktiert hat — das wissen wir nicht, aber jedenfalls soll dadurch, daß sein Name hier genannt ist, der

ganze Brief den durch Pauli letzte Reise verwaisten Paulinischen Gemeinden empfohlen werden, daß sie ihn um so eher annehmen.

Der Schluß von Vers 12: „Zu bezeugen, daß das die rechte Gnade Gottes ist, darinnen ihr stehet“ mag vielleicht hervorgerufen sein durch allerlei Klatsch und Parteilung innerhalb der Gemeinden, wo jemand die Autorität des einen Apostels gegen den anderen ausspielt; dann hätte Petrus hier seinen Lesern bestätigen wollen: „Meine Anschauung deckt sich mit der des Paulus“. Man könnte ja auch noch eine andere Bestätigung der Echtheit des Gnadenstandes dieser Christen aus dem Briefe herauslesen: nämlich an euren Leiden zeigt es sich, daß eure Gnade echt sei.

B. 13 und 14: „Es grüßen euch, die samt euch auserwählt sind zu Babylon, und mein Sohn Marcus. Grüßet euch unter einander mit dem Kuß der Liebe. Friede sei mit Allen, die in Christo Jesu sind! Amen.“

Was heißt Babylon? Irgend welche Beziehungen zu dem Babylon am Euphrat liegen im Briefe nirgends vor. Es ist uns auch von keiner Reise des Apostels dorthin jemals etwas überliefert. Dagegen steht fest, daß Petrus in dem Jahr (Winter 63 auf 64), das wir für die Abfassung des Briefes in Anspruch nehmen, in Rom den Märtyrertod gestorben ist. Daher wird unter Babylon Rom zu verstehen sein. Dazu paßt, daß Paulus von Rom abwesend und daß die Beziehung des hier genannten Markus zur römischen Gemeinde historisch bewiesen ist. Dann hat auch das „Brüllen“ einen praktischen Sinn. War man doch in Rom so nahe dem Rachen des Löwen! Also die Gemeinde zu Rom läßt all die fernern Leser grüßen. Was muß das doch damals für eine Liebe gewesen sein, die die ersten Christen im weiten römischen Reich unter einander verband! Vielleicht werden wir erst wieder etwas davon erleben, wenn die Verfolgungen der letzten Zeit über die Gemeinden Jesu Christi hereinbrechen werden.

Dann wird auch ein solcher Brief, der die Christen mitten im Leiden mit der zukünftigen Herrlichkeit tröstet und die christliche Hoffnung beleben will, einen tieferen Eindruck machen, als jetzt, und mit anderen Augen gelesen werden. Nimm doch schon bei kleinen Nöten des Alltags und körperlichen Schmerzen einer vorübergehenden Erkrankung das Herz ganz anders teil an dem, was vom Leiden geschrieben steht und was auf Hoffnung gestimmt ist. —





## Der Tröster

Ja! Deine Jünger kannten Heimwehunden,  
Wie sie in keines Menschen Herzen je gebrannt,  
Als du zum Himmel aufgefahren, ihrem Blick entschunden,  
Sie einsam ließt, allein und unerkannt.

Ja! Deine Jünger wußten um ein stark Vermissen,  
So bang und sehnsuchtschwer, wie nie ein Herz es trug.  
Entwurzelt, heimwehkrank und schmerzzerissen . . .  
Weil deine Heimfahrt ihnen Wunden schlug.

Und doch: sie gingen hin mit großer Freude.  
Du legtest, Herr, auf sie, die tief gebeugt,  
Reich tiefern Segen, sprachst in ihrem Leide:  
„Den Tröster send' ich euch, der von mir zeugt.“

Den Tröster send' auch uns in unsere Herzen,  
Daß uns dein Wesen werde nah und klar und licht.  
Sieh, Herr, wir müssen uns in Sünden schmerzen,  
Uns fehlt der Geist der Wahrheit, der vom Vater spricht.

Wir irren und wande'n, suchen falsche Pfade.  
Und keiner ist, der Halt und Hilfe reicht  
Und kein r ist, der rettet, denn aus deiner Gnade  
Send' uns den Tröster, daß er uns erleucht'!

Wir können außer dir, o Herr, kein Leben fassen,  
Die tiefste Wurzel muß in dir nur sein.  
Und ohne dich . . . ! — Wir sind so sehr verlassen.  
Send' uns den Tröster! Laß uns nicht allein!

Meta Hollaub.



Wäre es möglich, dann müßte die Einheit des Sohnes Gottes mit dem schuldigen Menschen ihn in der Macht des Todes gehalten haben. Aber das war nicht möglich. Denn es gibt ein unverbrüchliches Gesetz, daß nämlich nur der Sünder des Todes schuldig ist. Dieses Gesetz kann in Ewigkeit nicht gebrochen werden. Es wird mitten in der Verlassenheit, die Gottes Sohn erfährt, aufrecht erhalten. Es kann in Ewigkeit nicht höher geahnt und kräftiger bestätigt werden, als es am Kreuz geschehen ist.

(Hofmeyr, Christi Herrlichkeit.)





## Zwanzig Jahre in Deutschland

### Erinnerungen

(Schluß)

Eine Versuchungsstunde, wenn ich so sagen darf, habe ich in all diesen Jahren noch gehabt, aus der gottgewiesenen Bahn zu weichen und etwas Eigenes anzufangen. Und dazu sah dieses Eigene so fromm aus! Es waren im Laufe eines Jahres mehrere auffallende Erfahrungen vorgekommen, wo Gott nach seiner Barmherzigkeit ein Gebet von mir am Krankenlager erhört hatte. Sofort regte sich der alte Adam in mir und meinte ganz leise: Ob das nicht noch so ein besonderer Auftrag für dich von Gott her ist, daß du dich in einer Gebetsanstalt wie Männedorf zur Ruhe setzen könntest? Zu gleicher Zeit schlug mir das Gewissen, ob ich meine gesegnete Reisetätigkeit aufgeben dürfe, ohne mich zu versündigen. Damals habe ich alle Fehler der Gotteskinder, die nicht warten wollen, selbst durchgemacht: ich fragte andere Leute, wo ich hätte vom Herrn allein Antwort und Zeugnis im Geist und Gewissen haben sollen und hatte mir außerdem ein äußeres Zeichen von Gott ausgebeten. Merkwürdigerweise traf dies äußere Zeichen zu! („Bei den Verkehrten bist du verkehrt!“) Man bot mir außerdem Geldmittel, respekt. auf Jahre hinaus zinsfreie Kapitalien zum Ankauf einer passenden Anstalt an. Die innere Unruhe wuchs. Noch hatte ich mir vorgenommen, zwei alte erfahrene Gottesmänner um ihren Rat zu bitten. Der eine sagte ruhig: „Da müssen Sie vorher klare Winke haben, ob Sie Ihre bisherige Tätigkeit aufgeben dürfen oder nicht. Denn vereinigen läßt sich die Leitung einer solchen Anstalt mit solcher Reispredigt nicht.“ Acht Tage später traf ich den andern. Der sagte in seiner lapidaren Weise: „Das ist vom Teufel! Der weiß ganz gut, daß Sie mit solch einer Gebetsanstalt für immer kalt gestellt wären, wenn Sie aber weiter arbeiten, wozu Gott Sie bestimmt und berufen hat, so schaden Sie dem Reiche des Satans viel nachdrücklicher.“ Bald kam die innere Klarheit wieder, daß ich bleiben müsse, wozu Gott mich bestellt hat: ein aushäufiger Reisemensch, der fast 200 Nächte im Jahr auswärts schläft, nur damit der Sauerteig auf Reisen bleibe!

Die vielen Anfragen, ob ich nicht da oder dort wieder ein Pfarramt annehmen wolle, waren mir dann auch keine Versuchungen. Jetzt bin ich

durch die Unabhängigkeit und persönliche Freiheit meiner Bewegungen auch dermaßen verwöhnt, daß ich kaum mehr in den engeren Rahmen einer kirchlichen oder missionarischen Stellung mich hineinleben könnte. Ich kann also nur bitten, daß der Herr mir weiter reisen und reden helfe, solange er mich braucht! —

Es kann nicht ausbleiben, daß die Sprechstunden in den großen Städten eine Menge von interessanten „heimlichen Menschen“ anziehen, die hier wenigstens einmal dem lange empfundenen Bedürfnis, sich auszusprechen, folgen. Was hat sich nicht alles vertrauensvoll an mich herangemacht! Wie manches alternde Mädchen beichtete mir von einer heimlichen Liebe, die sie seit Jahrzehnten gegen ihren längst verheirateten Seelsorger oder Hausarzt im Busen gehegt und fragte um Rat, wie sie davon loskommen könne. Das waren noch die Besten. Es gab auch solche, die geträumt hatten, ich würde ein Mittel wissen, wie der Geliebte zur Ehescheidung zu veranlassen sei u. s. w. Wieviel krankhafte Stellung zur sexuellen Frage hat mir eine diesbezügliche Aussprache mit etwa 4000 Jünglingen und über 2000 Mädchen offenbart! Es ist gut, daß ich darüber nicht Buch geführt habe und alle Briefe, die seelsorgerliche Dinge enthalten, sofort nach der Erledigung vernichtet habe! Wenn wir noch einen zweiten, ebenso starken Naturtrieb wie den Geschlechtstrieb zur Ueberwindung für dieses Leben miterhalten hätten, würde wohl kein Mensch gerettet werden können! —

Aber auch Schiefgewachsene in religiöser Hinsicht haben mich oft aufgesucht. Tritt da einst in Berlin ein hagerer kleiner Mann mit merkwürdigen „verlorenen“ Augen in's Sprechzimmer, bleibt an der Thür stehen, streckt die eine Hand gebieterisch aus und sagt: „Du brauchst nicht niederzufallen und mich anzubeten!“ „Ist mir auch gar nicht eingefallen!“ bemerkte ich trocken. Dann fährt er fort: „Ich bin seit Jahren durch Deutschland gereist — in Gottes Auftrag! — Ich bin nämlich der eine Zeuge aus der Offenbarung — und suchte den andern. Gestern Abend, als ich dich in dem großen Saal reden hörte, da sprach der Geist zu mir: Das ist der andre Zeuge!“ Damit wollte er auf mich zu, um mich zu umarmen. Dafür bin ich nicht sehr; darum turne ich um meinen Tisch herum und schlage ihm vor, er solle mir für's Erste doch noch „Sie“ sagen, sich auf alle Fälle dort jenes Stuhles bedienen und mir erzählen, wie er selbst der eine Zeuge geworden war. Nun stahl mir dieser sehr verwirrte Schwärzer fast eine halbe Stunde, bis ich heraus hatte, daß ich mehr einen eingebildeten Narren, als einen Kranken vor mir hatte. Darauf speidierte ich ihn mit ebensoviel Sanftmut, als Entschiedenheit hinaus. An der offenen Thür — draußen nahte schon die Ablösung, — beugte er sich plötzlich zu mir zurück

und bat: „Geben Sie mir schnell bis morgen eine Mark!“ Um ihn los zu werden, tat ich's. Drei Stunden später erzählte ich bei Hofsprediger Stöcker, wo ich zu Tisch eingeladen war, mit Humor und Behagen mein originelles Erlebnis. Aber niemand lacht, nur Stöcker sagt: „Da sind Sie billig abgekommen! Bei mir war er auch und ernannte mich auch zum andern Zeugen; aber mir kostete das damals sofort zehn Mark. Später nahmen wir ihn aus Barmherzigkeit in unseren Stadtmissionsbetrieb auf, um ihm Arbeit zu schaffen. Aber es ging nicht: er hielt jede Dame, ja jede Verkäuferin oder jedes Dienstmädchen für das Sonnenweib aus der Offenbarung und fiel zuletzt so lästig, daß wir ihn vor einigen Wochen fortschicken mußten.“ —

Wieviel Sektenbrüder haben mich aufgesucht, um mich zu ihrer Lehre zu bekehren! Sozialdemokraten, Theosophen, Horneffianer, Vegetarier, Tierschutzvereiner waren wiederholt nach Anhören eines Vortrags bei mir, um mich von der enormen Wichtigkeit und Richtigkeit ihrer Sache zu überzeugen und dann womöglich mich vor ihren Karren zu spannen. Ernstler nahm ich die Katholiken, die, noch nicht reif für einen Uebertritt, sich doch in tiefster Seele von dem Wahrheitsbesitz der evangelischen Kirche angezogen fühlten und oft mir die schönsten Erfolge der Privatseelsorge darstellten. Wenn mehrmalige Aussprachen mir gezeigt hatten, daß sie jetzt noch aus schwierigen Verhältnissen heraus oder aus pietätvoller Rücksicht nicht imstande waren, den öffentlichen Uebertritt zu vollziehen, dabei aber die Sehnsucht nach der Absolution groß war (die sie sich in ihrer jetzigen Verfassung nicht durch Heuchelei im Beichtstuhl erschleichen konnten), habe ich wohl in einzelnen Fällen mich nicht gestraußt, ihnen mit Handauslegung solche zu gewähren.

Ein besonderes Stück Seelsorge ist mir in den 14 Jahren meiner Evangelistenarbeit reichlich zu teil geworden; das ist Seelsorge an Pfarrern! Nicht jeder Generalsuperintendent, der sonst für seine schwierige Stellung wie geschaffen ist, hat das Vertrauen seiner jüngeren Geistlichen, oder er hat auch nicht die besondere Gabe zu solcher Seelsorge. Jedenfalls kamen schon manche Amtsbrüder mit dieser Entschuldigung zu mir, daß sie niemand hätten, der sie verstünde und auf ihre Seelenorgen und Herzenswunden eingehen könnte. Es liegt wohl an meiner ganzen Art, daß sich diese Aussprachen sehr selten um theologische oder allgemein wissenschaftliche Schwierigkeiten drehen; — da mögen andere bessere Führer sein als ich, weil ich zu kindlich-unmittelbar im Glauben stehe und mir die Fragen des Verstandes so unwichtig erscheinen neben dem Ausleihen des Herzens. Aber in sittlichen, persönlichen, ehelichen Fragen durfte ich manchem Bruder helfen, der es dankbar empfand, daß man für ihn Herz und Zeit hatte. . . .



Eine ganze Reihe von Einzelbildern taucht vor meinem Geiste auf, die alle noch festgehalten sein wollen; aber ich habe keinen Raum mehr. Ich will sie nur kurz nennen. Der Eingeweichte, der sie seiner Zeit miterlebt hat, erinnert sich ihrer Bedeutung für uns.

Da war 1903 der Umzug nach Freiburg i. Br. erfolgt; wenige Monate später, als meine Tochter schon krank lag, brach ich nervös zusammen und konnte über vier der wichtigsten Wintermonate nicht arbeiten. Wie freundlich sorgte damals der Herr durch seine Kinder für uns! — Im Juli 1904 war ich zum letzten Mal in Oesterreich: die einst so liebe, vielverheißende Arbeit ward mir aus den Händen gewunden, als sollte ich nichts neben meiner Hauptarbeit haben dürfen. 1905 durfte ich im Frühjahr mit meinem Sohne die schöne Reise nach Palästina machen und nachher unter großer Beteiligung unserer Freunde die Silberhochzeit feiern. 1906 redete ich während der Armee in Paris. 1907 war ich im Juli auf dem Stöcker'schen Gut Raintal bei Partenkirchen als Hausgeistlicher tätig; manche dort angeknüpfte Beziehung lebt heute noch im Segen fort.

Im Wintersemester 1909 auf 1910 war so ziemlich die schwerste Arbeitsanstrengung der ganzen Evangelistenzeit dadurch entstanden, daß ich durch die Ueberfülle gezwungen ward, abends um  $1\frac{1}{2}$  10 Uhr den Vortrag nochmals zu wiederholen. Das geschah in Zürich, Halle, Hildesheim u. a. O. über zwanzig Mal. Dadurch tauchten die ersten Spuren eines Herzleidens auf, das mich seither zwingt, von Extrastreichen, wie sie früh r oft vor- kamen: 3—5 Mal an einem Tage reden, ganz abzulassen. In der Beschränkung soll sich ja der Meister zeigen! Die nordische Reise 1910 im Mai und Juni brachte schon viel Bitterung und seither nehme ich mich in acht. Wir müssen auch auf unsere Naturgrenzen als auf Signale Gottes etwas geben!

Ueberhaupt brachte das Jahr 1910 manchen tiefen Einschnitt: Freunde und Verwandte, die mir nahe standen, starben und die Frage steht einen häufiger als früher plötzlich, unvermutet an: „Wie lange noch?“ Wie der Herr will! Hat er meine Säännansarbeit noch nötig für sein Reich, dann wird er mir die Kraft dazu geben und durch seinen Segen von oben mich weiter dokumentieren. Dann frage ich nach neidisch n, lieblosen, ungerechten Angriffen, die sich von rechts oder links gegen mich erheben, wenig: ich schaue auf den Herrn. Solang er mir sein Antlitz leuchten läßt, muß ich auch leuchten! Wenn er mir zeigt, daß meine Art nicht mehr in den Rahmen einer veränderten Zeit hineinpaßt, will ich gern mich noch für ein paar Jahre zurückziehen, um über mein Leben nachzudenken. Ich hoffe, ich werde dann auch schweigen können, nachdem ich über 30 Jahre soviel geredet habe!

Herr, deinem Namen sei Ehre für alles, was du an mir und durch mich getan und mir vergiebst, was ich ohne dich verdorben oder unterlassen habe! Ich will leben von deiner Gnade und deine Gnade preisen, solange ich kann!



## Vater Johann von Kronstadt bei den Verwundeten\*)

In unserer schweren Zeit des allgemeinen Aufruhrs, der Unordnung, des Menschenhasses, der allgemeinen Verbitterung, der Vorwürfe und dem Erblichen der Ideale möchte man alle, die nach Liebe, Frieden, Vergebung und brüderlicher Einigkeit sich sehnen, nach dem Sanatorium für kranke und verwundete Krieger führen, das in Finnland, in der Nähe von Teriöly liegt, und zwar am 26. August, wo dieses Sanatorium durch Vater Johann von Kronstadt besucht wurde. In der letzten Zeit hatten wir uns zu sehr an furchtbares Blutvergießen, Explosionen, Brände, Aufruhr und verschiedene Unglücksfälle gewöhnt, daß wir uns gar nicht vorstellen konnten, daß ganz in der Nähe echt biblische Bilder von Frieden, Liebe, Glückseligkeit und seelischer Gemeinschaft vorkamen. Es ist schwer, den Besuch des Vaters Johann bei den kranken und verwundeten Kriegern zu beschreiben; man hätte selbst dieses hellstrahlende wunderbare Bild sehen müssen. Ich will mich bemühen, zu beschreiben, was ich mit Herz und Augen gesehen, mit Seele und Ohren gehört habe. Das Sanatorium ist ein großes geräumiges Haus, am Ufer des Flusses Krassawiza (Schönheit) gelegen, von mächtigen Fichten umgeben. Feierliche Stille im Walde. Die Luft riecht nach Kiefern; am Tage vorher hatte es geregnet; jetzt wärmt die Sonne wieder. An der Treppe hatte sich eine für den ersten Augenblick eigenartige Menge versammelt. Die verkrüppelten Soldaten auf ihren Krücken, die meisten ohne Füße, ohne Arme, mit verbundenen Köpfen. Alle sind gleich angezogen, in dunkelblaue Kittel; manche haben Georgskreuze\*\*) an der Brust; die Gesichter sind matt, ernst, nachdenkend. Jeder hat traurige Gedanken und Sorgen; er denkt an die Heimat, wie es mit der Familie stehen mag, wie sie sich ernährt, wie sie auch später versorgt wird, da das Familienhaupt siech, matt und elend ist. Da sind noch die traurigen Erinnerungen an die schweren Stunden in den

\*) Diese kleine, aus dem Russischen übersehte Skizze ist so bezeichnend für das russische Volksempfinden und die Eigenart des heimgegangenen „Vaters“, daß ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. S. Keller.

\*\*) Entspricht etwa dem eisernen Kreuz der deutschen Armee; nur daß der Russe im Kreuz stets mehr als einen Orden sieht: etwas Heiliges.

Hospitälern im fernen Osten, an die Operationen, das Verbinden, die Dualen fern von der Heimat, unter fremden Leuten und rings umher Krankheit, Leid und Tod! . . . Neben den verstümmelten Kriegern stehen die Nonnen und die Klosterschwestern der Vintulischen Gemeinde, alle schwarz gekleidet; im engen Kreise stehen sie neben den Soldaten, sie haben keine Sorgen um die Zukunft, um Familie und Kinder; sie haben sich einem schweren Klosterleben gewidmet, doch haben sie auch trübe Erinnerungen an die Vergangenheit; ihr ganzes Leben war so düster und freudenlos, daß ihnen die schweren Ackerarbeiten als eine Erholung erscheinen. Dennoch haben sie auch Momente der Enttäuschung, des Grams, sogar der Verzweiflung und ihre Herzen bedürfen des Trostes und seelischer Freude.

„Er kommt, er kommt“, ertönt es überall; alle sind freudig erregt. Die Soldaten haben die Mützen abgenommen. Diese Leute kommen aus verschiedenen Gegenden des mächtigen Rußlands: hier sind die Nordbewohner, die an die schwere Ackerarbeit auf undankbarem Boden, der ihnen doch teuer ist, gewöhnt sind; hier sind auch die armen, besitzlosen Bauern aus den Gouvernements Witebsk und Moghileff, die gar nichts ihr eigen nennen, kein Acker, kein Haus, und darum haben sie auch einen schwachen Körper und eine niedergedrückte Seele; hier sind auch die eigensinnigen, schriftunkundigen aber ehrlichen Ostrussen, gutmütige, naive, über sich selbst spottende Kleinrussen und ernste mürriſche verschlossene Polen, die in den Fabriken arbeiteten und dort ihre Liebe zu Vaterland und Heim gänzlich verloren haben und mutige, unverfälschte, nie verzagende Sibirier, Nachkommen von verschiedenfarbigen russischen Bauern, aber die sich von ihnen durch ihr Selbstvertrauen, ihre eigene Kraft, ihre eigene Stärke unterscheiden, deren Ahnen mit Natur und Menschen gekämpft und den Sieg davon getragen haben. Alle diese, später verstümmelten, frankten und entkräfteten Leute hatten von Vater Johann gehört, von ihm gelesen, hatten die Bilder von ihm gesehen, hatten aber nie geträumt, daß er zu ihnen kommen würde und daß sie ihn persönlich zu sehen bekommen würden. Als sie am Tage vorher erfuhren, daß der „Vater für ganz Rußland“ zu ihnen kommen wolle, hatten die Soldaten sich auf diesen glücklichen Empfang vorbereitet. Am Abend hatten sie gemeinsame Gebetslieder gesungen, hatten sich gewaschen, rein angekleidet, hatten gefastet und nicht geraucht; die Nonnen hatten sich auch vorbereitet. Jetzt aber wurden alle still und sahen gespannt die Waldstraße entlang, welche von der Chaussee auf das Vintulische Gebiet einbiegt.

Da kommt Vater Johann! Freundlich grüßt er die Menge: „Guten Tag, liebe Brüder und Schwestern!“ Er tritt auf die hohe Treppe



und alle grüßen, alle leuchten: „Guten Tag, Väterchen,“ sagen einstimmig die Soldaten. „Guten Tag, unser geschätzter Vater,“ sagen die Schwestern. Ich bleibe neben unserem Vater Johann stehen, ich blicke auf die Menge an der Treppe und es erscheint mir unser ganzes Rußland, unser heiliges, gequältes, einfaches Rußland ist da zu sehen: unsere einfachen Bauern, entkräftete Soldaten, ungebildete Nonnen, und über ihnen auf der Erhöhung Vater Johann, der Vater für alle, dessen warmer, nie wankender Glaube in einfacher aufrichtiger Weise, ohne Philosophieren, ganz russisch, im alten biblischen Sinne tröstet und aufmuntert. So hatten auch im Altertum, in den schweren Zeiten, unter dem Mongolischen Joch, zu den Zeiten des Aufruhrs, der Seuchen und der Pest die russischen Bischöfe das heilige Rußland getröstet und aufgerichtet. So wird auch jetzt und später unser armes Volk durch Vater und Bischöfe getröstet. Es kommt doch, mit Gottes Hilfe, eine Zeit, wo es nicht mehr nötig sein wird, das Volk zu trösten, sondern sich mit ihm über den Reichtum des irdischen Wohls, über den allgemeinen Wohlstand und die geistige Entwicklung zu freuen.

Alle Anwesenden gingen ins Haus hinein; die Krüppel auf ihren Krücken eilten die Treppe hinauf, und halfen sich gegenseitig. Ein großes helles Zimmer mit der Aussicht auf den schönen See wird von der Sonne durchleuchtet; in der Ecke steht ein Tisch mit den Heiligenbildern und mit einer Schlüssel kristallreinen Wassers aus dem Brunnen, der dicht am See ausgegraben ist; das Wasser, das durch den Sand fließt, wird natürlich filtriert. „Dieses Wasser möchte ich immer trinken“, hatte Vater Johann nach dem Gottesdienste gesagt. Die Soldaten hatten sich mit ihren Krücken an den Tisch gestellt; an der Seite standen die Nonnen. Vater Johann fing laut und deutlich die Gebetsworte zum Herrn, welche aus seinen liebevollen Herzen kamen, zu sprechen. Der Anblick der verstümmelten Krieger hatte den Vater Johann anscheinend gerührt, obgleich er Kranke und Leidende ja immer zu sehen bekam. Besonders begeistert und überzeugt sprach er mit dem Herrn, er flehete und bat: „Herr, vor dir siehst du entkräftete, verwundete Krieger; du siehst ihre Wunden, du siehst ihre Qualen, ihren Gram, ihre Schmerzen. Hilf ihnen, heile sie, tröste sie, richte sie auf! Weihe dieses Wasser, und gib allen, die es kosten, Gesundheit und Trost!“ Einem Gebete folgte ein anderes; immer rührender flossen die Gebetsworte des Vaters Johann. Mit ihm zusammen beteten alle von ganzem Herzen; Tränen flossen über die Wangen; die Herzen riefen zum Herrn und unser Vater, nahm das Kreuz in die Hände, küßte es und sprach: „Du selbst, o Gott, hattest am Kreuz gelitten, du hattest unsere Menschenleiden geheilt; tröste und heile doch auch diese, vor dir

stehenden Deutel“ Zum Schluß sagte Vater Johann: „Gelobt sei unser Gott, jetzt und ewiglich Amen!“ und sich an die Schwestern wendend, fügte er hinzu: „Wollen wir das Te Deum beginnen.“ Lange suchte Vater Johann in den Evangelien und wählte das 20. Kapitel von Matthäi, Vers 1—16, aus. Für die Krieger im Sanatorium konnte er kein passenderes Evangelium finden. Und wie bezeichnend war es, daß Vater Johann eben dieses, und kein anderes Evangelium ausgewählt hatte! Unter den verwundeten und verstümmelten Kriegern entstehen immer Zank und Streit, wo jeder verwundet wurde, an wie viele Schlachten er teil genommen hatte, und die unglücklichen, nicht verwundeten Kranken, die im Kriege Typhus oder andere Krankheiten bekamen, fühlen sich immer von den Verwundeten und Verkrüppelten zurückgesetzt. Im Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberge bekommen alle denselben Lohn für ihre Arbeit. Laut und deutlich sprach Vater Johann die Worte aus: „Freund, ich tue Dir nicht Unrecht!“ Und noch lauter und begeisterter sagte er: „So werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein, denn viele sind berufen, wenige aber sind auserwählt. Ehre sei Gott in der Höhe!“

Nach dem Te Deum näherten sich alle dem Kreuze. Vater Johann benetzte die Leute mit geweihtem Wasser, und zur selben Zeit sprach er laut und deutlich, an die Verwundeten gewandt: „Ich preise mich glücklich, Freunde, euch zu sehen, und fühle mich geschmeichelt, daß ich meine Brüder vor mir sehe, die ihr Blut für das Vaterland vergossen haben; ich verbeuge mich vor euch, vor euren Wunden und Verstümmelungen. Viele möchten euch, die ihr für uns gelitten habt, begrüßen, euch danken, doch leider gelingt es nicht allen! Ich preise mich glücklich, daß es mir möglich war, euch zu sehen, zu begrüßen, zu danken. Ihr sollt wissen und euch erinnern, daß alle eure Wunden, alle Qualen und Leiden im Himmelreich aufgeschrieben sind; eure Leiden, Qualen und Wunden haben auch schon im Voraus Plätze im Himmelreich gesichert; und was ist höher? Unser irdisches Leben ist ja bloß eine Vorbereitung zum ewigen, himmlischen, freudigen, hellen Leben. Alles, was ihr gelitten habt, alles wird euch angerechnet. Paßt doch auf, verschertzt durch euer weiteres Leben nicht das, was ihr schon erlangt habt. Bewahret heilig und unberührt, was ihr schon erworben habt. Ich weiß, ihr lehret nach Hause zurück, ihr werdet noch vieles zu tragen haben; vielleicht werdet ihr nicht geschätzt, vielleicht auch beleidigt werden und Vorwürfe bekommen, eure Wunden und Qualen werden vergessen, ihr selbst aber vergeßt sie nicht; erinnert euch immer, daß ihr durch eure Leiden schon eine Belohnung im Himmel erworben habt, freut euch immer darüber, jauchzt, danket Gott; danket ihm dafür, daß ihr gleich unserem Herrn gelitten habt, erinnert euch, daß er bis zum Tode, ja bis zum

Kreuzestode gelitten hat, und daß ihr mitgekreuzigt wurdet! Ich wiederhole euch, verscherzt nicht das, was ihr erworben habt, freut euch und jauchzet, verzagt nicht, grämt euch nicht! Gott segne euch! Darauf näherten sich auch die Schwestern und wurden vom Vater Johann getröstet und ermutigt.

Nach dem Te Deum ging Vater Johann in ein anderes Zimmer, die Bibliothek, wo auf den Bücherbrettern überall Bücher und Bilder waren. Hier entstand eine kleine Episode, welche die Beziehungen Vater Johanns zu dem einfachen, ungebildeten russischen Bauern im vollen Lichte zeichnete, und uns vor Augen führte, welche innige Gemeinschaft zwischen Vater Johann und dem einfachen ungebildeten Volk besteht. Bei uns im Sanatorium war ein Soldat aus dem Gouvernement Pensa, welcher nicht schreiben und nicht lesen konnte, ein Reservist mit dem Georgenkreuz und ohne Bein. Man überredete ihn, die freie Zeit zu benutzen um das Lesen und Schreiben zu erlernen; er wies es hartnäckig zurück; sagte, es wäre ihm zu schwer, sein Kopf arbeite nicht; das Lesen und Schreiben ersetze ihm das Bein doch nicht. Der Soldat war überhaupt beschränkt, und die anderen, mehr entwickelten Soldaten spotteten über ihn und neckten ihn. Ich zeigte ihn dem Vater Johann und sagte, er wollte nicht lesen und schreiben lernen, obgleich er viel Zeit dazu hätte. Der Soldat schaute den Vater Johann an und sagte: „Wie kann ich denn lernen? Durch den Krieg ist mein Kopf noch verdreht!“ „Wahrhaftig“, sagte Vater Johann, „wie kann er lernen? Er ist noch ganz elend, wie viele Leiden und Qualen hat er ausgehalten! Es ist ja nicht leicht, ein Bein zu verlieren!“ Dann bekreuzte sich Vater Johann und küßte das Georgenkreuz; der Soldat bekreuzte sich auch, küßte das Brustkreuz des Vaters Johann, sie umarmten sich und der Soldat weinte. Damit war auch mein Wunsch ihn zu überzeugen, das Lesen und Schreiben zu erlernen verscheucht.

In der Mitte der Bibliothek wurde ein Tisch gedeckt und der Tee gereicht. In halben Kreis standen die Nonnen und sangen Antiphonien, und zum Vater Johann kamen nach der Reihe die Verwundeten auf den Krücken, mit Teekrügen in der Hand, es zitterten die armen, matten Hände, die die Krüge hielten, jeder aber wollte zum Vater Johann kommen, welcher in jeden Krug Zucker legte; dabei nahm er immer schnell eine Hand voll Zucker und warf ihn in den Krug, als ob er symbolisch ihr klägliches, hilfloses Leben versüßen wollte. Dabei streichelte Vater Johann ihnen den Kopf mit der ihm eigenen Güte und Milde, umarmte sie und sie küßten freudig und gerührt seine Hand.

Als die Antiphonien gesungen waren, stimmte der Chor freudig ein „Langes Leben für den teuren, unschätzbaren Vater Johann“ an. Die Soldaten sangen mit und begrüßten ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele, indem sie ihm ein noch langes Leben wünschten für die Freude und den Trost aller Leidenden, Kranken und Unglücklichen. General Oserow.





# Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

(Fortsetzung)

## 6. Im Gohnerschen Missionsgebiet\*)

Die Nacht von Sonnabend zu Sonntag, dem 2. Advent, war nun schon die dritte Nacht in der Eisenbahn und ich war noch nicht am Ziele, dauerte doch die Fahrt von den blauen Bergen bis nach Purulia, der ersten Gohnerschen Missionsstation, von Donnerstag mittag  $\frac{1}{2}$  1 Uhr bis Sonntag abend 7 Uhr. Ueber derartige Dauerfahrten wundert man sich daheim sehr, weil es im „kleinen“ Deutschland solche gewaltige Strecken überhaupt nicht gibt und man von den Größenverhältnissen Indiens nur eine schlechte Vorstellung hat. Unser Geographieunterricht in den Schulen muß doch wohl nicht berühmt sein, wenn man im allgemeinen solche falschen Begriffe von den außereuropäischen Ländern und ihren Ausdehnungen hat. Nun, ich für mein Teil weiß jetzt Indien und seine Entfernungen zu würdigen, wo ich innerhalb eines Vierteljahres über 300 Stunden im Eisenbahnwagen mich habe rütteln und schütteln lassen und der Zeitersparnis wegen 11 Nächte in ihm zugebracht habe. — Das war ein merkwürdiger 2. Abendsonntag, als ich auf dem Bahnhof Rharagpur — 2 Schnellzugstunden westlich von Kalcutta — ein kurzes Warten auf den Anschlußzug benutzte, um nach äußerlicher und innerlicher Erfrischung

---

\*) Eben, da ich auf der Leipziger Missionsstation Kumbakonam diesen Brief schreibe, kommt mir die Allgem. Ev.-Luther. Kirchenzeitung vom 25. Nov. in die Hände mit der Mitteilung von einem neuen „Notfchrei“ der Gohnerschen Mission. Sie redet im Anschluß daran einer anscheinend von manchen Missionsfreunden gewünschten Vereinigung der Gohnerschen und Berlin I Mission das Wort. Eine Vereinigung der Gohnerschen Mission mit einer anderen kann unter den augenblicklichen Verhältnissen vielleicht wünschenswert sein, ob allerdings Berlin I diese Mission sein soll, ist mir fraglich, die schon genug zerstreut liegende Gebiete hat und die indischen Missionsverhältnisse aus Erfahrung nicht kennt. Am Schluß meiner Studienreise würde mir die Vereinigung der Gohnerschen mit der Brellumer viel natürlicher vorkommen, zumal diese beiden Gesellschaften sich auch innerlich sehr nahe stehen. Wir wären damit einen Schritt näher dem von uns zu erstrebenden Ziele: statt Zersplitterung in eine Unmenge kleiner Missionen, einige wenige große Gesellschaften!

in meinem Tagebuch zu schreiben. Der 2. Advent und dabei das herrlichste Sommerwetter, wie wir es in den letzten Jahren in Deutschland kaum einmal mehr gehabt haben. Aber auch sonst war die Situation fremdartig genug und wenig adventlich. Ich hatte mir Tisch und Stuhl aus dem Warteraum an die Schattenseite des Bahnhofs bringen lassen. Ueber die Schienen hinweg sah man in ein weites, ebenes Land, öde könnte man es fast nennen. Die Reisfelder waren abgeerntet und die dürren Stoppelfelder pakteten zu den dick mit Staub bedeckten Straßen und den ärmlichen Dörfern. Und darüber der klare, tiefblaue Himmel, von dem die Sonne erbarmungslos herniederbrannte. Für uns Europäer wahrlich kein adventliches Landschaftsbild. Und auf dem Bahnsteig selber kamen ab und zu Eingeborene vorbei, die sich neugierig den weißen Schreiber betrachteten.

Burulia als Gofner'sche Missionsstation und als Sitz des größten und am besten eingerichteten Aussätzigenasyls der Welt war mir schon lange bekannt und deshalb war meine Freude auch groß, nun der freundlichen Einladung des Herrn Missionars Wagner folgen zu können, um unter seiner Führung aus Anschauung kennen zu lernen, was christliche Liebe hier geleistet hat. Auf die äußerst interessante Geschichte dieses Werkes einzugehen, gestattet der beschränkte Raum nicht, deshalb nur ein kurzer Gang durch dasselbe. Ein Asyl im gewöhnlichen Sinne bietet sich nicht unseren Blicken; denn damit verbindet sich für uns meist das Bild eines trostlosen kasernenartigen Gebäudes. Davon findet man nichts in Burulia. Wenn man aus der Stadt herausfährt, dann sieht man rechts der Landstraße eine Waldung, aus deren Mitte ein schmucker Kirchturm hervorragte — das ist die Asylkirche und im Walde versteckt liegt das Asyl, d. h. eine ganze Stadt.

Die Anlage dieser Aussätzigen-Stadt ist kurz folgende. Im Walde sind breite Straßen angelegt worden und rechts und links davon sind kleine Häuschen, in denen die Aussätzigen wohnen. Durch eine besonders breite Straße in der Mitte der ganzen Ansiedlung, die an einer Stelle zum Kirchplatz erweitert ist, wird die Stadt in zwei Teile geteilt, die eine Hälfte enthält die Häuser für Männer und Knaben, die andere für Frauen und Mädchen. Die gesunden oder wenigstens noch nicht aussätzigen Kinder kranker Eltern wohnen in einem besonderen Heime außerhalb der Waldung. Um die Ansteckungsgefahr nach Möglichkeit zu beseitigen, auch den ganz naturgemäß üblen Geruch, der von den Kranken ausgeht, zu mildern, sind längs der Straßen Kanäle angelegt, durch die Karbolwasser geleitet wird. Eine ähnliche Vorsichtsmaßregel wendet man bei

der Kirchentollekte an. Da gerade durch Geld die Krankheit leicht übertragen werden könnte, so legen die Kranken beim Verlassen der Kirche ihr Scherflein in eine Schale, gefüllt mit Karbolwasser. So ist alles äußerst praktisch und reiflich überlegt, auch an einem eingeborenen Arzt und Helferpersonal, Apotheke und Behandlungszimmer fehlt es natürlich nicht.

Dafür aber, daß man nicht nur an das leibliche Wohl der Kranken denkt, ist die stattliche Kirche das beste Zeugnis und der gute Kirchenbesuch. Ich hatte selbst Gelegenheit, in ihr eine Bibeltunde zu halten und diese Stunde unter den Auswärtigen wird mir immer eine liebe Erinnerung sein. Es war freilich auch ein ergreifender Anblick, die ganze Kirche angefüllt zu sehen mit diesen Armen — es mögen etwa 600 gewesen sein — wie sie da am Boden kauerten, zum Teil mit entsetzlich entstelltem Gesichte und halb abgefaulten Gliedmaßen. Um so grausamer ist es, wenn dann ein Redner es macht, wie kürzlich ein sogenannter „Glaubensmissionar“, der absolut eine Bibeltunde den Kranken halten wollte. In seiner Ansprache sagte er unter anderem, wenn die Kranken wirklich rechten Glauben hätten, dann würden sie es erleben, daß ihre abgefaulten Hände und Füße zusehends wieder wachsen und gesund würden, es fehle ihnen eben nur am Glauben. Das ist allerdings ein starkes Stück angesichts dieses großen Elends. Ich glaube, einem Menschen, der nur eine Spur wahrer christlicher Liebe hat und über ein entsprechendes Maß gesunden Menschenverstandes verfügt, dem werden ganz naturgemäß andere Worte in diesem Falle in den Sinn kommen!

Nach dieser Bibeltunde erlebte ich auch die erste Heidentaufe auf meiner Reise. Der Täufling war eine alte Frau, die freilich mit dem Taufunterricht noch nicht ganz fertig war, aber der Ausfall nahm sichtlich bei ihr größere Ausdehnung an. Wie lange würde es noch dauern und ihr Gehirn wird von der Krankheit ergriffen und damit hört so wie so ihr klares Denken und Verstehen auf. Da war es natürlich, daß man ihrem Wunsche nachgab und sie möglichst bald taufte. Sie war bereits sehr elend und konnte kaum mehr gehen, und deshalb sollte die Taufe unmittelbar vor ihrer Wohnung stattfinden. Das letzte Abendrot im Westen erbläute gerade, als wir zu dem kleinen Häuschen kamen, vor dem die Frau auf ihrem Bette saß. Eine Anzahl ihrer Leidensgefährtinnen hatten sich im Halbkreis um sie gruppiert. Da es hier in Indien unmittelbar nach Sonnenuntergang dunkel wird, so hatten die Frauen kleine Dellämpchen aus ihren Häusern geholt und diese kleinen, primitiven Lichter gaben dem Ganzen ein recht eigenartiges Gepräge. Ähnlich mochte die Situation gewesen sein, wenn bei den ersten Christen irgendwo in der Abgelegenheit



bei nächtlichem Dunkel eine Taufe stattfand! Nach kurzer Liturgie, nach Gebet und Beantwortung der Tauffragen wurde sie dann getauft. Nachdem das geschehen und ich ihr ein kleines biblisches Bildchen geschenkt hatte, erklärte sie, jetzt ruhiger dem doch nun bald bevorstehenden Ende entgegenzulehen. Das friedlich-schöne Bild, das ich da mitten in der Stätte des Elends gesehen, stand mir noch lange vor Augen, als wir durch das Dunkel heimfuhren in das gemütliche Missionshaus von Burulia.

Was mir in dieser Aussätzigen-Stadt am meisten auffiel, war die friedliche, fast fröhliche Stimmung, die unter den Aussätzigen herrschte. So oft Herr Wagner beim Gang durch die Straßen die Kranken anredete, zog ein freudiges Lächeln über das Gesicht, selbst die Schwerkranken schienen mir davon angesteckt zu werden. Das ist wohl die allerbeste Empfehlung dafür, daß die Anstalt in rechtem Sinne geleitet wird und Gottes Segen über diesem Werke ruht. Daß auch andere dieselbe Empfindung hatten, dafür erfuhr ich einen charakteristischen Fall. Ein Heide hatte sich auch das Asyl angesehen und darüber in einer heidnischen Zeitung einen Bericht geschrieben, in dem er unter anderem schilderte, wie die Kranken hier lesen, schreiben, singen und musizieren, tanzen und Tennis spielen. Ob dieses Unsinnss — man stelle sich die Aussätzigen bei den beiden letzten körperperlichen Anstrengungen vor! — zur Rede gestellt, gab er zur Antwort: er kenne dieses letztere Spiel nicht, habe nur den Namen gelesen, aber es müßte etwas Schönes und Lustiges sein. Er habe das geschrieben aus folgendem Grunde: I wanted to say, that people here in your Asylum are happier than anybody can imagine. (Ich wollte sagen, daß die Leute hier in ihrem Asyl glücklicher sind, als irgend jemand sich vorstellen kann). Trotz dieser kuriosen Art des Berichterstatters, man muß ihm voll und ganz zustimmen. Wir könnten wahrlich zufrieden sein, wenn daheim in unseren Anstalten überall dieser fröhliche Christenton herrschen würde. Und woher nehmen die Kranken wohl die Kraft dazu, fröhlich in Hoffnung und geduldig in ihrer Trübsal zu sein? Wenn Paulus im Römerbrief als die Krastquelle dazu das Anhalten am Gebet bezeichnet, so trifft das auch hier das Richtige. Gebetet wird im Aussätzigenheim und damit die Kranken wirklich dazu Ruhe und Stille haben, sammelten sie sich allmählich selbst Geld, um zwei Bethütten zu bauen, eine für Frauen und eine für Männer. Ich mußte diese originellen Gebetsstätten wirklich mit Ehrfurcht betrachten; ob es über den Betern in diesen Hütten nicht auch manchmal vom Himmel her heißt, wie bei Paulus: „Siehe er betet“!

Und dann noch etwas zur Beschämung unserer heimatlichen Christenheit. In Burulia, wie auf den meisten indischen Missionsstationen, herrscht

die schöne Sitte, daß die Christen am Erntedankfest vom Ertrage ihrer Ernte einen Teil am Altar niederlegen als Dankopfer. Dieses Recht wollten sich auch die Aussätzigen nicht nehmen lassen. Sie erhalten wöchentlich ihr bestimmtes Reisquantum und 60 Pf. für die Zubereitung desselben. Von diesem Gelde müssen sie alle ihre Ausgaben bestreiten. Am Erntedankfest brachten diese Armen sich am Munde abgesparten Reis mit in die Kirche, dessen Verkauf einen Gewinn von 132 Mk. ergab und die Geldkollekte betrug außerdem noch 122 Mk. in kleinen Kupfermünzen.

Meine Zeit war sehr besetzt und so konnte ich nur knapp 14 Tage der Kolksmission widmen. Um so dankbarer war ich dem Präses Herrn Dr. D. Rottrott, der mir durch seine freundliche, persönliche Führung doch einen Einblick in diese eigenartige und wohl selten mit Erfolg gesegnete Missionsarbeit verschaffte.

Unter den Kols verstehen die heimatischen Missionsfreunde die Bewohner des Hochlandes von Chota Nagpur in Bengalen. Draußen darf man die Bezeichnung „Kols“ nicht brauchen, da sie zu einem Schimpfwort geworden ist. Als die ersten Hindu auf diese Hochebene kamen und die schmutzigen und ziemlich verkommenen Bergbewohner antrafen, sollen sie gefragt haben, wer sie seien. Die Antwort habe gelautet: „Kols“, was bei ihnen soviel bedeutet, wie „Menschen“. Die Hindu aber verstanden unter diesem Worte etwas anderes, nämlich „Schweine“ und sollen gesagt haben: „Ja, das sieht man euch an, daß ihr Schweine seid“. Wie dem auch sei, man gebraucht jedenfalls diese Bezeichnung nicht, zumal die Bergbewohner auch in zwei sprachlich ganz verschiedene Völkerstämme zerfallen. Doch das nur nebenbei und nun zur eigentlichen Missionsarbeit unter ihnen.

Die Arbeit unter den Kols ist dadurch besonders eigenartig, weil Missionsarbeit im eigentlichen Sinne, wie wir sie sonst in Indien antreffen, verhältnismäßig nur sehr wenig getrieben werden braucht. Man hat es nicht nötig, die Heiden erst aufzusuchen, sie kommen von selbst und nicht einzeln, sondern oft oder gar meist in Familien und ganzen Sippen. Auf die Beweggründe zu diesen Massenübertritten können wir hier nicht eingehen, nur eines sei gesagt. Wenn es nicht immer rein religiöse Gründe sein sollten, welche die Leute zum Christentum treiben, so darf nicht vergessen werden, daß das schließlich nicht die Hauptsache ist, sondern das, was die Mission aus diesen äußerlich und innerlich schmutzigen Heiden macht. Wie manchem, der auf eine rein äußerliche Veranlassung hin sich zur Taufe meldete, ist erst später aufgegangen, was das Christentum von ihm fordert, aber auch bringt, und er ist zu einem christlichen Charakter geworden,

auf den wir auch in unseren heimatlichen Christengemeinden stolz sein könnten. Aber gerade durch diese, dadurch entstandenen großen Gemeinden lastet eine gewaltige Arbeitsmenge auf den Missionar. Er kann einfach nicht mehr wie sonst wohl in Missionsgemeinden, jedes einzelne Gemeindeglied persönlich kennen, er hat mehr die Stellung eines Superintendenten oder, wie wir in Süddeutschland sagen, Dekans über eine Anzahl eingeborener Pfarrer, nur daß diese meist als unselbständige Menschen in allem von ihm abhängig sind und ihm beständig Arbeit machen. Denkt man daran, daß der Missionar daneben noch Schulinspektor oder gar noch Bankier ist — in den meisten Goshnerschen Christengemeinden hat man, um die Gemeindeglieder in Notzeiten nicht in die Hand gewissenloser Bucherer fallen zu lassen, ein Sparkassensystem eingeführt nach Raisseisenschem Muster, das auch vom Missionar beaufsichtigt wird — wenn man das alles bedenkt, dann kann man sich etwa ein Bild machen von der Arbeitskraft eines solchen Missionars.

„Auf Dein Wort“ ist kein Missionsblatt, daher dürfen diese Reisebriefe keinen zu großen Raum einnehmen, und sie können immer nur kurze Momentbilder bieten. So will ich denn auch hier nicht der Versuchung erliegen und damit beginnen, meinen Besuch der Hauptstation der Goshnerschen Mission: Ranchi, zu beschreiben. Nächst der Basler Missionsstation Mangalur ist sie sicher die größte deutsche Missionsstation in Indien, wenn sie nicht an Einheitlichkeit und Planmäßigkeit jene noch übertrifft. Doch davon wollen wir nicht weiter reden — die Leser mögen mich lieber hinausbegleiten auf eine der großen Landstationen der Goshnerschen Mission.

Es war ein wundervoller Morgen, als Herr Dr. D. Nottrott und ich Ranchi verließen. Der kleine, aber bequeme zweirädrige Wagen, den man selbst kutscherte, war meine ganze Freude. Wie lange mag es schon her sein, daß ich selbst als Kosselenter fungierte und nun konnte ich es vier Tage lang tun, bis meine Hände vom Sonnenbrand und Wind ganz aufgesprungen und gebräunt waren. Diese Tage im Wagen werde ich nicht so leicht wieder vergessen, gehören sie doch bisher zu den schönsten Erinnerungen meiner Reise. Auf selten guter Straße ging es in flottem Trabe hinaus in das Land, auf dessen Eigenart in Pflanzen- und Tierwelt, auf dessen Segen und Fluch, auf dessen Bewohner mit ihrer Religion und Sitte mich mein lebenswürdiger Begleiter, der nun über 40 Jahre dort an der Arbeit steht, in interessanter Weise aufmerksam machte. Nach mehrstündiger Fahrt bogen wir von der großen Chaussee ab, um auf schlechtem Feldwege unserem Ziele zuzueilen, der Station Burju ober



Patrasburbj wie sie auch genannt wird, weil eine Petersburger Familie das Geld für ihren Bau geschenkt hat.

Nicht lange dauerte es, da sahen wir mitten aus einer bewaldeten Höhe einen Kirchturm herausragen, von dem eine deutsche Flagge herabweht und uns zeigte, daß hier eine Stätte deutscher Arbeit ist. Die Christen hatten es sich nicht nehmen lassen, die beiden Gäste festlich zu empfangen. Unter dem Geläute aller Glocken, nahen wir uns dem geschmückten Eingang zum Missionsanwesen, wo die Schulkinder und Männer und Frauen aus der Umgebung uns begrüßten mit Gesang und sogar Schießen, was fast noch schief ausgelaufen wäre, da unser Gaul dadurch wild wurde und uns beinahe in einen Graben geworfen hätte. Hier lernte ich auch zum ersten Male die originelle Begrüßung kennen, wie sie in diesem Gebiete bei den Frauen üblich ist. In langer Reihe standen sie da und eine nach der andern trat herzu und schüttete aus einem Messinggefäß uns Wasser über die Hände, worauf man ihnen mit der nassen Hand die ihrige zum Dank schüttelt. Der Leser kann sich selbst denken, wie die Hände aussehen, wenn man einige Duzend solcher Wasserübergüsse über sich ergehen lassen muß und von den nicht immer einwandfreien Händen der Eingeborenen noch einen Händedruck erhalten hat! Aber es ist besser die Eingeborenen bleiben in dieser Beziehung bei ihren alten Volksfitten, als daß man sie zu Europäern macht.

Burju ist der Mittelpunkt von ganz oder teilweise christlichen Dörfern mit 7200 Seelen. Nicht nur steht hier die große Kirche, zu der Sonntags von allen Seiten die Leute in langen Zügen zusammenströmen, sondern es ist überhaupt für diese Gemeinden die Zentrale, wohin und woher alles Leben strömt. Damit haben die Goshner'schen Missionsstationen eine Bedeutung, wie etwa die Klöster im frühen Mittelalter, weshalb aber auch die Aufhebung einer dieser Stationen wegen Geldmangels von unvergleichlich schwerwiegenden Folgen begleitet wäre als bei irgend einer andern deutschen Mission in Indien.

Von größtem Interesse war für mich am nächsten Tage — es war der 3. Advent — der Gottesdienst, der glänzend besucht war. Angenehm fiel es mir auf, daß der weiße Missionar, der die Liturgie las und der braune Pfarrer, der die Predigt hielt, denselben Talar trugen. Schöner und den Verhältnissen entsprechender wäre es sicher gewesen, wenn dieser nicht schwarz, sondern weiß in seiner Farbe gewesen wäre — aber, es war doch Einheit vorhanden, während bei den meisten andern deutschen Missionen, die Missionare den schwarzen und die eingeborenen Pfarrer den weißen Talar tragen. Neu war mir ferner die Art und Weise, wie die Kollekte

eingesammelt wurde. Da die Christen durchweg Bauern sind, die meist kein bares Geld haben, so bringen sie in einem Zipfel ihres Kleides eingebunden oder auf dem Kopfe im Kopfstuche ihre Gabe in Gestalt von Reis mit. Während des Predigtliedes gingen nun zwei Ältesten durch die Reihen der am Boden hockenden Kirchenbesucher, von denen der eine in einem kleinen Säckchen die geopferten Geldmünzen einsammelt, der andere in einem flachen Korbe den mitgebrachten Reis, der dann von der Kostschule auf der Station angekauft wird. Und schließlich sei noch eine Eigenart genannt. In den meisten schon etwas fortgeschrittenen Gemeinden werden unsere heimatlichen Vieder nach unseren Melodien alle gesungen und daher habe ich in den Gottesdiensten immer den deutschen Text singen können. Die Kolsgemeinden sind, wenigstens auf dem Lande, noch nicht soweit und daher hat man — ähnlich wie es Luther in der Reformationszeit getan — auf eingeborene weltliche Melodien christliche Vieder gedichtet, die man Bhajan (sprich Bhadschan) nennt. Man muß sich an diese für unser Ohr fremdartigen Gesänge natürlich erst gewöhnen, um wirkliche Freude an ihnen zu haben. Aber ordentlich und festlich war es doch, wie die große Gemeinde, es mögen über 1000 Besucher gewesen sein, in ihren „Zungen“ dem entgegenjubelte, der zu ihnen gekommen ist und sie aus ewig furchtsamen und geängstigten Geisteranbetern zu freien, fröhlichen Christen gemacht hat.

Der nächste Tag brachte uns noch weiter in das Land hinein, in ein Dörfchen, in dem ein eingeborener Pfarrer selbständig, wenn man so sagen darf, an seiner Gemeinde steht. Da unser Pferd den letzten Teil des äußerst schlechten Weges den Wagen und uns wohl kaum mit heilen Knochen hindurchgebracht hätte, wurden 6 Kuli gemietet, die uns zogen. Am Eingang des Dorfes — Tokat heißt es — hielten sie und wir mußten die übliche Begrüßung des „Händewaschens“ wieder über uns ergehen lassen. Die Frau Pfarrer wollte uns eine besondere Ehre antun und hat heißes Wasser zu diesem Zwecke mitgebracht. — Diese Kolsdörfer haben mir immer sehr gefallen, trugen sie doch kaum den sonst üblichen indischen, sondern mehr den kulturlosen, afrikanischen Charakter, so daß sie mir etwas ganz Neues boten.

Tokat liegt am Abhange eines Hügels, sodaß die Straßen, oder besser gesagt Gäßchen, fast alle steil hinaufführen. In ziemlichem Gewirr sind die Häuschen zusammengebaut, überschattet von herrlichen Laubbäumen, unter denen die schattigen Tamarinden eine große Rolle spielen. Die Häuschen selbst bestehen meist aus einem oder höchstens zwei fensterlosen Zimmern, — wenn man den dritten Raum, wo die Haustierte sind, nicht als Zimmer

bezeichnen will — die von Lehmwänden eingefaßt und einem Strohdache bedeckt sind. Hier liegt auch der Reichtum der Kolz, die großen Ballen ausgedroschenen Reises mit starken Reisstrohstricken zusammengeknüpft, und meist unter demselben Dache finden die Ochsen oder kleinen Pferde ihre Ruhestätte. Selbst das Pfarrhaus von Tokat ist in der Hauptsache ebenso eingerichtet und darin sehe ich einen großen Vorzug der Gohner'schen Mission, daß sie die Volkssitte schont, daß sie auch die ordinierten Pfarrer nicht zu Halbeuropäern macht und sie dadurch dem Volke entfremdet, sondern sie weiter Eingeborene bleiben läßt. Die Spitze des Hügels, an dessen Abhang das Dorf liegt, krönt eine kleine schlichte Kapelle, die schon von weitem wie ein Wahrzeichen die ganze Gegend beherrschend unseren Augen sichtbar war.

Am Abend des nächsten Tages trafen wir wieder wohlbehalten in Ranchi ein, ich sowie selten in der kurzen Frist von wenigen Tagen bereichert an neuen Eindrücken und Erfahrungen, von denen diese Zeilen ja nur wenige Einzelheiten enthalten können.

Wenn man sowie ich Gelegenheit hat durch dieses Gebiet zu fahren, dann merkt man es, daß es schon bald hunderttausend „Gohner'sche Christen“ gibt. Die Mission hat hier nämlich nicht den üblichen Gruß: „Salam“ angenommen, sondern einen neuen eingeführt „Jesus sahay“, d. h. „Jesus ist unsere Hilfe“. So oft man diesen Gruß auf der Landstraße hört, weiß man, es ist ein evangelischer Christ, dem man begegnet. Hier allein kann man wohl von dem Beginn einer christlichen Volkskirche in Indien reden und daß nicht schon wirklich eine solche vorhanden ist, das ist — Gott sei es geklagt — Schuld anderer Christen, nämlich der Jesuiten, die rücksichtslos sich eingebrängt, nun vielfach ernten, wo sie nicht gesäet haben. Meiner Meinung nach braucht aber die Gohner'sche Mission keine Konkurrenz zu fürchten, sondern soll ruhig und treu, wie bisher ihre Arbeit tun, dann wird Gottes Segen auf ihr ruhen — aber Pflicht der deutschen Christenheit ist es, eine solche gesegnete Mission nicht zu Grunde gehen zu lassen durch Mangel an Einnahmen. Ob die deutsche Christenheit diese Verantwortung auf sich nehmen kann, darauf muß sie selbst die Antwort geben!







## Aus der Briefmappe des Evangelisten

Amtsbruder. In der von Ihnen angeschnittenen Frage der Trennung von Kirche und Staat sehe ich noch schwärzer, als Sie. Es wird kein Menschenalter mehr vergehen — heutzutage lebt man ja so rasch! — so haben wir in Deutschland diese Trennung. Wenn nicht, dann bekommen wir eine positiv-gerichtete Freikirche und die andere Richtung bleibt allein in enger Verbindung mit dem Staat, ohne den sie nicht existieren kann. Wir aber können ohne Staatshilfe und Staatsschutz fertig werden, weil die Lebenskraft des erhöhten Gottmenschen bei uns ist!

D. R. Da würde ich Ihnen raten, sich vorher die „Zeitgemäße Studie von Friedrich Olpe: Das Moment des Religiösen in der Profanliteratur der Gegenwart“ (Altien-Druckerei-Büch; für 1 Mk. auch bei Schaffnit-Düsseldorf zu haben) anzusehen. Klare, selbständiges Urteil ohne Parteilichkeit zeichnet sie aus und mir scheint, der Verfasser findet als religiöser Mensch heraus, worauf es ankommt.

J. N. Ja, sehen Sie, so verschieden sind die Ansichten. Das Allianzblatt hatte mit seinem Gewährsmann mir einen Abfall vom Bibelglauben schuldgegeben und im Braunschweiger Sonntagsblatt hat ein liberaler Theologe bei Besprechung meiner Vorträge als Haupteinwand meine Rückständigkeit der Bibel gegenüber hervorgehoben. „Die Grundursache für diese Bibelmißhandlung ist Kellers falsche Wertung der Schrift. Er wertet sie als Offenbarung“. „Keller geht den Weg der strengsten, allerstrengsten, heiligsten Bindung an die heilige Schrift bis auf den Buchstaben.“ Immerhin ist die ganze Kritikserie im Braunschweiger Sonntagsblatt über meine Vorträge trotz scharfer Gegenrede auf einem so anständigen Niveau und in so urbarrem Ton gehalten, daß es ein Vergnügen ist, so behandelt zu werden; das Lob kann ich jenen ersten Angreifern nicht spenden. Sie waren unwahr, beleidigend und persönlich häßlich.

J. von W. Ihre Sorge, wie es in der ewigen Vollendung zu einer Sprache der Vollkommenen und Seligen kommen soll, da ja doch jeder nur mit seinem Vorrat von Sprachbildern und Wortkörpern gestorben sei, gehört zu den curae posteriores! Die Worte entsprechen doch Begriffen und Anschauungen; heute ist der Fehler, daß

dieselbe Idee in den verschiedenen Menschen eine sprachlich verschiedene Bezeichnung wachruft. Ob wir nicht diese Bezeichnungen verlieren können, wenn „die Sprachen aufhören werden“ (1. Cor. 13, 8) ohne daß die Begriffe fehlen? Und ob uns Gott nicht mit dem neuen Leibe auch in der neuen Umgebung eine neue Sprache schenken wird, die wir dort, wie die alten auf Erden, auch nur hörend lernen werden!

N. N. Wie kann man so trotzig und verzweifelt in einem Briefe sein! Gibts denn für Leute wie Sie sind, einen zweiten Heiland, eine neue, andere Art von Errettung? Also machen Sie sich klar, daß Ihnen dieser neue häßliche Rückfall vergeben werden muß! Jesus wird doch alles andere, was er schon an Ihnen getan, nicht verlieren wollen. Gewiß wird Ihnen jetzt das Durchbringen zum Genuß des Friedens erschwert und Sie sollen es spüren, daß derselbe Gott, der vergibt, auch strafen, züchtigen und demütigen kann. Aber dahinter steht doch noch der helle Sonnenschein seiner überwältigenden Barmherzigkeit. Wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, würde ich Ihnen meinen persönlichen Abscheu vor solcher Sünde — gerade bei Ihnen! — recht lebhaft zeigen und dann würde ich mit Ihnen niederknien und beten. Und der Friede wäre gesichert!

Kellnerheim. Ph. Beth in Köln quittiert mit herzlichem Dank über Eingang von 5 Mk. aus Luzern und 20 Mk. aus München und 10 Mk. aus Pilsensee zum Besten der Kellnermission.

S. M. Die kleine Broschüre „Ich bin der Herr, dein Arzt“ von einem Unbekannten, bei Ungelenk in Dresden erschienen, Preis 1 Mk. oder 80 Pfg. (ich habe kein Exemplar mehr zur Hand!) ist für Schwerleidende eine löstliche Medizin. Ich habe sie zweimal gelesen und schon mehrere Exemplare verschenkt.

J. J. Gern weise ich darauf hin, daß das gesegnete Evangelisationswerk von Fritz Kriebner in Spanien nicht untergehen oder Not leiden darf. Wer Gaben zur Deckung des Defizits dafür einsenden will, wird gebeten, dieselben an die Gustav-Adolf-Vereine oder die Zweigvereine des Evangelischen Bundes zu schicken.

Beerberg. Auf mehrere Anfragen zur Nachricht, daß ich vom 11.—14. Mai täglich nachmittags 5 Uhr eine Bibelbesprechung in Schloß Beerberg halten will; im Anschluß daran können Fragen an mich gestellt werden. Die Zusammentünfte finden im häuslichen Kreise statt.

E. S. Sie wollen immer noch von mir eine „schneidige“ Zurüdweisung der Angriffe des Allianzblattes. Mir ist die Sache nicht soviel wert und wenn Sie schreiben: „In manchen Kreisen wird angenommen, Pastor Keller sei jetzt als Evangelist ein für allemal abgetan“, — so antworten Sie solchen Kreisen, — vorausgesetzt, daß sie so etwas begreifen! — mit Schillers Worten: „Der Zell ist frei und seines Armes mächtig!“

Hamburg. Jawohl, als ich nach vielwöchentlicher Abwesenheit den Berg von Drucksachen auf meinem Tische abgrub, fand ich auch die neue Nummer vom „Reich Christi“ vor. Falls das Blatt sein Weiterbestehen dieses Mal wirklich durchsetzt, ziehe ich jenen Ausspruch in dem Märzheft zurück.





Alfred Roth. Freie Bahn. Barmen, E. Müller.

Eine Erzählung, die in gläubigen Kreisen gewiß reichen Anklang finden wird. Der Stoff ist ja auch interessant und wird es heutzutage immer mehr: Die Belehrung eines Pastors. Ob aber die psychologische Begründung und Durchführung des Problems denjenigen „unbelehrten“ Pfarrern, denen der Verfasser am liebsten helfen möchte, auch wirklich genügen wird, ist mir nicht klar.

Joachim Ahlmann. Wege der ewigen Liebe. Potsdam, Stiftungsverlag.

Hier fährt der Wagen nicht im Gleise, das hundert Räder vorher ausgefahren haben. Man spürt manchen Stoß, wenn's über Wurzeln und Steine geht, aber das Fuhrwerk hält's aus, bis der gute Weg erreicht ist. Jedenfalls ist Kraft und Leben und Geist in dem Bauerherzen, daß man seine Freude daran haben muß. Zu tadeln wäre nur eins, daß an einigen nebensächlichen Stellen die Leute in poetisches, pathetisches Reden verfallen. Das sind die einzigen Verzeichnungen in dem sonst so schönen Bilde mit den starken gefunden Farben.

Ch. Ringelsh. Hypatia. Neue vollständige Uebersetzung von Ernst Fischer. Konstanz, E. Hirsch. Ml. 3.—

So etwas läßt sich nur kurz anzeigen als billige Bezugsquelle! Eine Rezension dieses wundervollen Romans setzt sechzig Jahr nach seinem Erscheinen bringen zu wollen, wäre komisch.

E. Herse. Dunkle Wege, helle Ziele. Braunschweig, J. Neumeier. Ml. 3.—, geb. Ml. 4.—.

Am Anfang fürchtete ich die ausgeschnittenen Typen wieder zu erkennen, die man aus zehn Duzend Romanen schon kennt. Aber das Interesse des Lesers wuchs, als die Erzählung Berlin verließ und in die Provinz wanderte: da wurde erst das Beste gegeben. Einige Farben sind stark aufgetragen, einiges hätte man anders erwartet, aber im Ganzen bildet das Buch für christliche Leser eine erquickliche Lektüre. Wie schade, daß die Verfasserin heimgegangen ist, ehe ihr Erstlingswerk erschien. Sie hätte gewiß bei ihrer Begabung noch mehr geleistet.

Wilhelm Jastram. Matten Bauz. Basel, Fr Reinhardt. Ml. 3.—, geb. Ml. 4.—.

Eine breitspurige Dorfgeschichte aus der Elbmarsch. „Erdbgeruch und Bodenständigkeit“, Licht und Schatten aus dem Volksleben der Elbmarscher. An Verständnis für die Eigenart dieser Bauern fehlt es nicht. Eine wertvolle Bereicherung aller Volksbibliotheken, da der Trunksucht energisch entgegengearbeitet wird.



Helene Christaller. Das Gotteskind. Basel, Fr. Reinhardt. Mf. 2.40, geb. Mf. 3.20.

Ein reizendes Buch! Es gehört zu denen, die ich nach dem Lesen hinübertrage und lege es auf meiner Frau Schreibtisch. Dann weiß sie schon, daß es zur Familie gehören soll. Herz und Verstand. Humor und Liebe, — es kommt alles zu seinem Recht. Der Dichterin möchte man für solche Gaben herzlich danken, aber sie braucht's nicht, weil sie selber froh sein wird, daß sie sich's so hat schenken lassen können!

Margaret Deland. Alt-Chester Geschichten. Aus dem Englischen. Stuttgart, D. Sunbert. Mf. 4.50.

Ein wunderschönes Buch! Köstlicher Humor, feine physiognomische Charakter- schilderung, ergreifende Bilde von Menschenliebe und Menschenleid, so daß man bald lachen, bald weinen muß. Aber der Humor überwiegt; man kann an dieser Lektüre einmal wieder herzlich froh werden.

N. P. Madsen. Anita. Eine Erzählung aus Rom. Aus dem Dänischen. Wandsbeck, Verlag „Bethel“. Mf. 2.—.

Wenn diese reizende Novelle nur nicht gleich anfangs so prononciert mit ihrer christlichen Tendenz herausträte! Dadurch, fürchte ich, ist ihr Schicksal besiegelt: sie wird wohl nur in gläubigen Kreisen gelesen werden und das ist schade: sie könnte sonst draußen manchem nützen.

Emma Schöne. Weihnachtsglanz. Hamburg, Fr. Trümpler. Mf. 1.—

Sehr nette, ergreifende Volkserzählungen, die man zu Weihnachten gern lesen wird.

Anna Schieber. Wanderschuhe und andere Erzählungen. Heilbronn, Eugen Salzer. Mf. 2.50, geb. Mf. 3.50.

Wer seinerzeit den Schläger „Alle guten Geister“ gelesen hat, dem braucht man kein Buch von Anna Schieber mehr zu empfehlen. Höchstens könnte man sagen, daß sie seither noch etwas knapper, geschickter zu schreiben gelernt hat. Die meisten der vorliegenden Geschichten sind eigenartig in dem Vorwurf und fesselnd in der Ausführung. Manche müssen jeden Leser ergreifen. Es ist eine erquickende Lektüre.

---

## Mein Reiseplan

2.—10. Mai Liegnitz.

11.—14. Mai Beerberg.

15.—19. Mai Hirschberg.

Voraussichtlicher Aufenthalt vom

1. Juni — 21. Juli Daheim.

22. Juli — Anfang Sept. Schweibentalp bei Brienz.

Für den Herbst kommen Vortragsreisen nach Zürich, Königsberg i. Pr., Hamm und Magdeburg in Betracht.

„Herr, ich hör' von gnäd'gen Regen . . . . . Sende Tropfen auch auf mich“.

---

⊞⊞⊞⊞⊞⊞⊞ Bezugsbedingungen ⊞⊞⊞⊞⊞⊞⊞

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mf. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.  
Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Walb & Krüger in Hagen i. W.



Heft 9

Juni 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

## Quellendes Leben

An den winterdürren Zweigen,  
Die noch gestern kahl und braun,  
Heute tausend feine Knospen  
In die gold'ne Sonne schau'n.

Und der Strauch faßt in die Helle,  
Wie man nach dem Glücke greift,  
Hat nun alles Leid des Winters,  
Alle Armut abgestreift.

Und es klingt wie leises Fauchzen  
Ueber's wunderfeine Grün:  
„Weil ich Leben in mir trage,  
Muß ich leben, muß ich blüh'n!“

„Weil ich Leben in mir trage,  
Seele mein, so darfst auch du  
Sprechen, wenn in Winterstürmen  
Geht dein Erdentag zur Ruß.“

„Weil ich Leben in mir trage,  
Muß ich leben, muß ich sein!“  
Also fauchzt du, wenn der Frühling  
Ewig, ewig bricht herein!

M. Heesche (1911).



## Gott vor Gericht\*)

Randbemerkungen zur siebenten Bitte: „Erlöse uns von dem Uebel!“

Es hat eine Zeit gegeben, da stritt man sich über die Formulierung der siebenten Bitte und bis auf den heutigen Tag unterscheidet sich darin die reformierte Kirche von der lutherischen; denn sie bittet um Erlösung von dem Bösen, während die Lutheraner an der Fassung festhalten „der Erlösung von dem Uebel“. Rein sprachlich verdient die reformierte Form den Vorzug; ob aber diese oder jene Fassung gemeint ist — in der Sache kommt es auf dasselbe heraus, denn der Meister der Uebel, womit die Menschheit gequält wird, ist der Teufel. Auffallend könnte es uns noch sein, daß Jesus uns diese Bitte an den Schluß des Vaterunsers stellt. Uns wehleidigen Menschen würde es natürlich geschehen haben, sie an den Anfang zu stellen, da wohl die meisten unter uns niemals intensiver beten, als wenn es sich darum handelt, von irgend einem Uebel erlöst zu werden. In Jesu Augen ist es anders: ihm ist alles andere wichtiger; er hat für den innerlich besieigten Feind nichts mehr übrig, als die letzte Stelle und sieht im Uebel, das dem Menschen zuerst den Rotschrei auspreßt, das allerletzte Ding, das eine Bitte nötig macht.

Ueber den Zusammenhang von Uebel und der Persönlichkeit des Bösen wird auch viel gestritten. Stellen wir uns auf den Boden der heiligen Schrift, so müssen wir an die Geschichte Hiobs denken oder an die Kranken zu Jesu Zeit, die vom Teufel übel geplagt waren und schließen daraus, daß in vielen Fällen der Teufel Urheber des Übels sei. Im Morgenlande hatte er den Spitznamen Beelzebub, d. h. Gott der Fliegen, erhalten, womit die Leute andeuten wollten, daß er die Fliegen geschaffen habe; das Ungeziefer, von dem man nicht recht weiß, wozu es da ist als um die Menschen zu peinigen, von jenen Giftpflanzen, die gewissen Ruhpflanzen täuschend ähnlich, von besonderen schmerzhaften

---

\*) Der betreffende Vortrag, der die Hauptfachen behandelt, ist längst als Einzelheft à 10 Pf. unter dem Titel „Der Charakter Gottes und das Unglück von Messina“ im Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W. erschienen.



Krankheiten und Unglücksfällen, schließt man dann auf Konzessionen, die Gott dem Satan gemacht habe. Aber wer weiter denkt, bleibt mit seinem Denken an Gott, der letzten Ursache, hängen und eh' wir uns versehen, fällt alles andere von nebensächlichem Interesse ab, wie wertlose Schalen und der Kern der Frage steht vor uns: Warum überhaupt das Böse? Ist es gegen Gottes Willen da — dann wäre er nicht allmächtig, dann hätten wir das Chaos. Ist das Böse mit seinem Willen da? Ist er dann noch allgütig, wie verträgt sich dann das mit seiner Liebe? Das ist bis heute angesichts der Uebel für viele Menschen die Situation: Gott selbst ist vor Gericht.

Wie dem Streben nach Wahrheit ein Heer von Dunkelheit und Zweifel, so stellt sich dem Verlangen nach Glück ein Heer von Uebeln, physisch und moralisch, entgegen. Weil durch dieselben die Menschheit an ihrem empfindlichsten Punkt — der Sehnsucht nach Lust und Behagen — getroffen wird, begreift man, daß gerade an diesem Punkt die geheime Abneigung gegen Gott am elementarsten durchbricht und man so oft hören muß, das sei der Hauptgrund, den man gegen Gott habe und weshalb man nicht an ihn glauben könne, da es so viel Uebel in der Welt gäbe. Es ist bekannt, daß Goethe durch das Erdbeben von Lissabon zuerst in seinem Kinderglauben an Gottes Weisheit und Güte erschüttert worden ist.

Bei einem Massenunglück schrickt das Volk zusammen und macht eine große Anklage gegen Gott, der solchen Jammer zuläßt. Aber ist die Summe der Leiden nicht noch viel größer, wenn jeder einzelne aus jenen Scharen, die in einer Minute umlamen, nach schweren Schmerzen auf dem Krankenbett einen sogenannten natürlichen Tod gestorben wäre? Man sollte lieber in die Tiefe des Problems gehen und all den Jammer der Sünde und des Todes sich als eine Bosheitsoffenbarung des Satans denken und die Frage nun so stellen: „Wie kann Gott das stetsfort zulassen?“ Die Heiden übertragen ihre kurzfristigen Wünsche auf ihren Götzen und wenn er ihnen nicht nach Gefallen tut, entziehen sie ihm das Opfer, prügeln ihn oder werfen ihn ins Wasser.

Machen es die gebildeten Christen in ihrer Anklage Gottes viel besser? Die Oberleitung eines großen Betriebes, wie die Weltregierung ist, kann sich unmöglich auf die tausendfachen verschiedenen törichten und selbstlüchtigen Wünsche des Einzelnen einlassen. Darum wollen wir jetzt beiseite lassen, was persönliche Nervosität und Gereiztheit etwa vorbringt und uns nur mit der Hauptfrage beschäftigen: „Warum läßt Gott das Böse zu?“

Es gibt nur eine einzige Lösung und dieselbe finden wir nicht in der Natur Gottes, sondern in unserer eigenen. Wir müssen hier als Zeugen für den angeklagten Gott auftreten! Der Zweck der Welt ist das Reich Gottes; dieses soll aber nur zustande kommen durch freie Menschen; wenn wir von Natur aus nur Gutes wollten, hielten und täten, so gäbe es keine Wahl, keinen Glauben, keine Sittlichkeit, sondern nur ein Müssen! Zur Freiheit gehört der Glaube an ein Anderskönnen.

Jedes Ding wird nur offenbar durch seinen Gegensatz. Gut kann nur offenbar werden durch etwas, was nicht gut ist. Entspricht „gut“ der Art und dem Willen Gottes, dann muß böse den Gegensatz dazu darstellen — den Gott als notwendig und als Durchgangspunkt zeitweilig zugelassen hat. Indem Gott uns als freie Persönlichkeiten schuf, gab er damit schon die Möglichkeit, daß wir uns anstatt für ihn für jenes andere, das Böse, entscheiden konnten.

Gehen wir noch einen Schritt weiter zurück; so mußte es auch bei der ersten Stufe der Gottesgeschöpfe so sein: Die Engel mußten auch freie Entscheidung für oder gegen ihn haben. Da muß ein Engelfürst aus Hochmut und Selbstverliebtheit abgefallen sein. Er brauchte ja nur zuerst mit Nießsche das Gefühl gehabt zu haben: „Wenn es einen Gott gibt, wie könnte ich es ertragen, nicht Gott zu sein!“ Damit war die Spitze des Felsens offenbar, an der sich seither alle Geister und Menschen zu entscheiden haben. Jetzt hat der Teufel die deutliche Offenbarung gebracht, was gut und was böse ist. Gut ist, Gottes Wille zu tun, böse ist, ihm nicht zu gehorchen. In sofern hat die Schlange im Paradiese die Wahrheit gesagt: Durch den Sündenfall wußte und merkte man am eigenen Wesen erst recht klar und scharf, was gut und böse ist. Der Teufel hat nur verschwiegen, wie ungleich und innerlich zerrissen er seit seinem Fall geworden; denn das Böse ist die Unnatur und das innere Verderben.

Von dem Fall des Teufels an ist die Wahl zwischen Gut und Böse immer deutlicher geworden. Es gibt auf jeder Seite eine Geschichte, Beispiele, Warnungstafeln von gescheiterten Menschenleben, ein Angebot von Betrug und Verblendung und ein Angebot von Hilfe Gottes in Christo Jesu und der Geschichte seiner Kirche. Aber der letzte Entschluß bleibt in den Willen des einzelnen Menschen gesetzt.

In dem Geschehen da draußen müssen wir verschiedene Vorgänge unterscheiden. Im reinen naturhaften Geschehen wirken sich die Naturgesetze aus, die Gott geschaffen und in die bewußtlose Natur hineingesetzt

hat. Neben ihnen her gehen ebenso eherner Schicksalsgesetze, die Gott für das geistige sittliche Leben bestimmt hat und denen er ebenso wie den Naturgesetzen für gewöhnlich ihren Lauf läßt: z. B. daß Keuschheit am Leibe belohnt, Unkeuschheit am Leibe gestraft wird; daß Gehorsam gegen die Eltern im irdischen Wohlergehen belohnt wird und Ungehorsam eben da bestraft wird u. s. w. Demgegenüber scheint es noch Reservatrechte des Teufels zu geben, die Gott zur Erprobung der Menschen sich auswirken läßt, z. B. das Weltrecht des Mammons, der wie ein Naturgesetz herrschen darf und die Leute verblendet.

Weiter gibt er dem Menschen noch Freiheit, zu wählen zwischen Gut und Böse, wodurch das Weltgeschehen im Einzelfall beeinflusst wird, und es ist somit falsch, zu glauben, als wäre eine jede gute Tat und jedes Verbrechen im voraus von Gott so schon fest bestimmt. Nein, hier herrscht neben jenen Vorgängen, die den Charakter der Bestimmung an sich tragen (Das Wohnen der Völker, Apostelgeschichte 17 Vers 36) eine weichere, biegsamere Masse von Einzelheiten, die der Freiheit überlassen bleiben und doch ist es Gottes Weisheit, daß er auch ein Geschehen, das er jetzt so garnicht gewollt hat, in die Geschichte einzugliedern und dem großen Plane seines Reiches dienstbar zu machen weiß, bis alle Dinge denen zum Besten dienen, die ihn lieben. Wie Gott dem Menschen eine Art Freiheit ließ, so hat er auch sich ein Maß von Freiheit übrig gelassen, sodaß er ein Gegengewicht gegen die fehlerhaften Entscheidungen der Menschen oder das boshafte Tun des Satans in der Hand behält. Wenn wir einst hinter all diese Geheimnisse schaun, dann wird es ein ungeheures Staunen geben über seine Weisheit auf der einen Seite und seine Güte auf der andern.

Noch eins: Wenn wir auf uns selbst sehen, so haben wir Uebel, Leiden und Tod in unserem jetzigen Zustand nötig, wenn wir nicht zu Grunde gehen sollen. Unsere physische Unsterblichkeit würde unser moralischer Tod sein. Wie unser Leib auseinanderplagen würde, wenn plötzlich der allgemeine Druck der Atmosphäre von ihm genommen würde, so würde sich, wenn aller Druck der Not und Mühsal vom Leben der Menschheit weichen würde, ihr Uebermut steigern zur Raserei (Schopenhauer). Wie das Schiff Ballast nötig hat und die Wanduhr ihre Gewichte, so bedürfen wir der Last. Ohne Schmerz gäbe es keine Kultur.

Welchen moralischen Wert hätten dann Gottvertrauen und Glaubensergebung, wenn sie nie durch das Uebel auf solche schwere Proben gestellt würden, bei denen man den Zweck und den Ausgang nicht immer deutlich vor Augen hat? Nur so kann Gott unser



Vertrauen wirklich einer Kraftprobe, einem Examen rigorosum aussetzen.

Wenn wir kleine Ausschnitte der Weltgeschichte — und mehr übersehen wir ja doch nicht — darauf ansehen, müssen wir schon zugeben: das meiste Gute in der Weltgeschichte hat sich doch beim Menschen durch schwere Katastrophen, Kriege und Revolutionen durchgesetzt. Kommt es denn im Krieg wirklich in erster Linie darauf an, daß der Soldat warmes Essen und trockene Strümpfe kriegt? So muß Gottes Herrschaft und Sieg sich durchsetzen, einerlei ob der Einzelne auf dem Weg dahin bittere Augenblicke hat, ob er sein leibliches Leben früher oder später verliert!

Was bedeutet die Bitte dann in Jesu Mund? Damals, als er sie seine Jünger lehrte, war Satan noch nicht besiegt und seine Macht noch ganz anders aktiv als heute in der Christenheit. Es könnte also der Gedanke Jesu gewesen sein, die Jünger dann zur Bitte zu veranlassen: Erlöse uns von dem Teufel oder dem damit zusammenhängenden Uebel. Dann hätten sie ihm helfen sollen mit ihrem Gebet zu tun, was Jesus mit seinem Leiden und Sterben auf Erden zu erreichen bestimmt war.

Was bedeutet die Bitte jetzt? Hatten wir vorher mit der Ausföhrung der Freiheit recht, dann kann Gott nicht einen Staatsstreich ausföhren und mit einem Schlage seine Feinde zerschmettern. Nein, der die Freiheit respektiert, bereitet seinen Sieg psychologisch vor, sodaß derselbe wie eine reife Frucht als das natürliche Ergebnis erfolgen muß. Darauf wartet Jesus nach Hebräer 10, Vers 13. Darum beten wir: „Herr, hilf uns die Mächte des Satans, das herrschende Uebel, überwinden, segne die soziale Arbeit und wo wir etwas zu ertragen haben, erlöse uns innerlich davon! Hilf uns Brücken bauen für dein Reich in aller Welt!



„Zähle die Tage, an denen du dich nicht geärgert hast. Ich ärgerte mich früher jeden Tag, dann nur jeden dritten, dann jeden vierten oder fünften Tag. Wenn du dreißig Tage lang aussetzen kannst, dann bringe Gott ein Dankopfer dar.“ (Epitür.) Vor Jahren habe ich mich einst darin beobachtet, bis auf 41 Tage ohne Aerger in einer ununterbrochenen Reihenfolge habe ich es einst gebracht. Später gab ich das Zählen und Beobachten auf, denn „Er, Jesus, ist unser Friede“.

„Das Christliche Leben beginnt mit dem Tode der Selbstsucht. Es kennt nur einen Feind und ein Hindernis — die Selbstsucht.“ (Dörmeyer, Christl. Beseelichkeit.)



## Zwei Aerzte

Durch das Gewühl und Gewimmel der Stadt  
Bangsam in der hastenden Mitte  
Kommt ein Fremder, gebeugt und matt,  
Mühsam atmend, mit tastendem Schritte.  
Achlos flutet vorüber die Menge,  
Keinen mag er um Auskunft fragen,  
Da — ein freundlich Gesicht im Gedränge —  
„Könntet einen Arzt Ihr mir sagen?“  
„Hundert für einen, bei meiner Treue!“  
Und er forscht in den bleichen Zügen:  
„Doch der Berühmteste ist der neue;  
Nimmer wird Euch der alte genügen.  
Ja, der neue! Das ist ein Mann!  
Nur ihn sehen, heißt schon gefunden;  
Von der Sohle zum Scheitel wird dran  
Weber Fehl noch Schwäche gefunden.“  
„Wart Ihr selber . . .“ „Nein, Gott sei Dank,  
Nur als Knabe war ich einst krank;  
Mutter trug mich natürlich zum alten,  
Weil die Frauen noch viel auf ihn halten.  
Längst veraltet ist seine Kur  
Und man ruft ihn zu Sterbenden nur.“

Eine hohe Halle voll Sonnenschein, —  
Die Kranken harren, der Arzt tritt ein,  
Eines Hauptes länger ist seine Gestalt,  
Majestätisch gebietend, voll Siegesgewalt.  
Die edle Stirn ist mit Weisheit gekrönt,  
Ein gütiges Rächeln die Rippen verschönt  
Und seine leuchtenden Augen wandern  
Prüfend, ersuchend von einem zum andern.  
„Wollt Ihr gefunden?“ „Ja!“ „Jauchzt es im  
Kreis; —

Einer nur, einer seufzt schmerzlich und leise.  
„Wollt Ihr gefunden, so sehet auf mich;  
Folgt meinem Beispiel und werdet wie ich.“  
Und der Arzt wirft den Mantel zurück,  
Streckt den Arm hervor aus den Falken,  
Und sie sehen mit staunendem Blick  
Stumm das Spiel seiner Muskeln walten.  
Ob er eherne Rasten hebt,  
Oder sich schwingt in gewaltigem Sprunge,  
Seine Wimper zuckt, seine Faser hebt,  
Tief und ruhig atmet die Lunge.  
„Nun Ihr!“ — Da wäre gern jeder der erste,  
Ein Kühner sucht sich der Rasten schwerste  
Und straft die Sehnen und stemmt sich gegen, —  
Nann keinen Zoll sie vom Boden bewegen.  
Ein andrer hat leichtes Gewicht sich gewählt,  
Er läßt es ein wenig und stöhnt gequält;  
Glitzernde Perlen die Stirn betropfen,  
Es liegt sein Atem, die Pulse klopfen.  
Da tröstet der Arzt: „Seid ganz ohne Sorgen,  
Nest kreucht weiter, gewiß gelingt's morgen!“  
Und frohe Zuversicht herrscht im Kreise, —  
Einer nur, einer seufzt zweifelnd leise.  
Das hört der Arzt und er sieht ihn an,  
Den abgekehrten, den fremden Mann.

„Und Du, mein Freund, was bekümmert Dich?  
So bleich, so greifenhaft? Stehe doch mich,  
Wie jung das Blut meine Adern durchrollt,  
Wie jeder Nerv mir Gehorsam zollt!  
Versenke Dich recht in mein Sein und Wesen  
Und mach' es zu Deinem, so wirft Du genesen!“  
„Ich will's, — will heiße Mühe mir geben!“ —  
„Er sagt eine Last, — seine Kniee beben,  
Das kranke Herz tobt Sturm an die Rippen.  
„Zu spät, zu krank — und alles vorbei!“ —  
Er wankt aus der Pforte mit wehem Schrei  
Und purpurn strömt's über weiße Rippen. —

Wie lang' er gelegen, er weiß es nicht;  
Er steht nur durch Nebel ein Angesicht  
Und fühlt sich von starken Armen getragen  
Und hört eine Stimme liebevoll sagen:  
„Getrost, mein Sohn, es wird alles gut!  
Ich sah Dich liegen in Deinem Blut  
Und sage Dir feierlich zu: Du sollst leben!  
Nur mußt Du volles Vertrauen mir geben.  
Ich bin der Arzt, den „den alten“ sie nennen;  
So laß denn Deine Leiden mich kennen.“  
Der Kranke zögert, — der Arzt neigt das Ohr, —  
Da kommt es mit Tränen stoßweis' hervor,  
Sein Elend, davon so vieles verschuldet,  
Der ganze Jammer, den er erduldet.  
Dann liegt er still. Wie wohl hat's getan,  
Einmal zu machen ganz reine Bahn!  
Der Arzt zieht die alten Gewänder ihm aus;  
Von Wunden und Beulen zeigt sich ein Graus,  
Viel schlimmer, als der Kranke gedacht.  
Dann wird in ein heilendes Bad er gebracht,  
Braucht nichts zu leisten, nichts selbst zu tun,  
Darf wie ein Kind im Mutterarm ruh'n.  
Und siehe, Genesung träufelt hernieder,  
Der flechte Körper wird rein und stark  
Und durch die Schwachen, zitternden Glieder  
Strömt wunderbar ein erneuerndes Mark.  
Er dankt dem Arzte mit strahlendem Blick.  
Der spricht: „Nun lehre uns Leben zurück,  
Doch nimm für deine fernere Reise  
Dies Buch von der richtigen Lebensweise  
Und dieses Kreuzholz trag' auf dem Rücken;  
Wohl weiß ich, es wird oft schmerzlich Dich  
drücken,

Doch kamen unzählige meiner Kranken,  
Mir grade für dieses Mittel zu danken.  
Geh' hin in Frieden!“ — Dem ärgern die  
Schritte:  
„Darf wieder ich kommen?“ „Zu jeder Zeit;  
Bin Tag und Nacht zum Helfen bereit.“  
„Ach Herr, noch eins, — eine große Bitte!“ —  
„So sprich!“ „Darf Deinen Namen ich kennen,  
Daß jeder Kranke sogleich Dich trifft?“ —  
„Den neuen Arzt sie wohl Seiland nennen,  
Ich aber bin — der Seiland der Schrift!“

Stephanie v. Gohlar.





## Die alte Brücke

Das mußte ein schweres Wetter gewesen sein, das i. a. den letzten Gewittertagen droben im Gebirge niedergegangen war. — Gewaltige Wassermassen waren von den Bergen herabgekommen und hatten in kurzer Zeit den sonst so friedlichen Fluß im Tal in einen reißenden Strom verwandelt. Schäumend und tosend in wilder Jagd wälzten sich seine gelbbraunen Wogen daher und rissen unbarmherzig mit sich fort, was nicht Halt genug besaß, um ihrem Anprall Widerstand zu leisten. — Auf ihrem Rücken trugen sie die Zeugen ihrer Zerstörungswut, Planken und Balken und entwurzelte Baumstämme, die wie Mauerbrecher wirkten gegen alles, was sich ihrer Gewalt entgegenstemmte.

Das erste, was sie mitnahmen, war ein notdürftiger Holzsteg am Eingang ins Tal. — Er mußte wohl sehr schwach und schwankend sein, denn beim ersten Ansturm gab er nach und brach krachend zusammen.

Dann folgte die neue eiserne Brücke, die die Unterstadt mit der Oberstadt verband. — Erst vor wenig Jahren hatte man sie gebaut, teils weil man glaubte, die alte Steinbrücke wenig unterhalb, die bis dahin die einzige Verbindung zwischen den beiden Ufern gewesen war, genüge dem Verkehr nicht mehr, teils weil man sie schon zu alt und unansehnlich fand. — Man wollte eine mehr modernem Geschmack und moderner Technik entsprechende Brücke haben. — So war denn ein kunstvoll gestaltetes Bauwerk entstanden, das allen neuzeitlichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen schien. — Aber seine Erbauer hatten offenbar nicht genügend mit der Gewalt eines Hochwassers gerechnet, wie es jetzt den Fluß herunterkam.

War nun das Bauwerk selbst zu schwach oder war das Fundament nicht solid, genug, das Wasser fragte nicht nach seinen ästhetischen Vorzügen und seiner gefälligen Konstruktion. — Kurze Zeit hielt es stand, dann gaben die dünnen Eisenpfeiler dem gewaltigen Druck nach, und zitternd und ächzend sank die ganze Herrlichkeit hinab. — Nur noch ein paar Eisenstäbe starrten auf beiden Ufern in die Luft wie hilflos über das Wasser ausgereckte Arme.



Währenddessen hatte der feindliche Ansturm auch schon die alte steinerne Brücke erreicht und brach sich schäumend an ihrem einzigen Pfeiler, der auf einem Felsen in der Mitte des Flusses errichtet war.

Würde sie der Gewalt standhalten?

Alt war sie freilich, sehr alt. — Einige behaupteten, sie stamme noch aus der Römerzeit, der Pfeiler zum mindesten. — Wie dem auch sein mochte, jedenfalls war sie nach dem Muster jener alten soliden Römerbrücken gebaut, deren wuchtige Bogenwölbungen aus Quadern bestanden, die so behauen und aneinandergefügt waren, daß einer des andern Gewicht trug, sodaß keiner herausfallen oder sich lockern konnte.

Und sie hielt stand, die altersgraue Brücke. — Wie wild auch die Wasser an ihr rüttelten und brüllend gegen sie fuhren — sie wankte nicht. — Sie hatte wohl schon manchen ähnlichen Sturm Lauf früher ausgehalten und zeigte sich auch diesem gewachsen. Es war doch solide, feste Bauart, auf die Dauer berechnet. Das mußten nun selbst die zugeben, die sonst über sie gelästert hatten. Nun fand mancher von ihnen wieder über sie den Weg zum andern Ufer und war dankbar dafür.

Wir Menschen haben das Bedürfnis, Brücken zu bauen über den Strom der Zeit hinüber nach der Ewigkeit. — Wir fühlen alle mehr oder weniger, daß wir eine Verbindung suchen müssen mit der andern Seite, denn wir sind am Ende alle Wanderer über den Strom und wollen an's jenseitige Ufer. Aber wir wollen nicht allein wandern. Wir lieben die Gemeinschaft.

Es gibt eine alte Brücke, auch noch aus der Römerzeit, die hat schon manches Geschlecht benutzt oder es hat wenigstens Brücken gebaut nach ihrem Muster, und sie haben sich gut bewährt. — Ihr erster Erbauer war der schlichte Zimmermannssohn aus Nazareth, Jesus. — Einst, als er mit seinen Jüngern in der Gegend von Cäsarea Philippi wanderte, sprach er davon. Simon hatte eben das Bekenntnis abgelegt: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Da antwortete ihm der Meister: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht übermächtigen. — Das ward die feste Brücke über den Strom der Zeit, die Brücke, die uns mit der „oberen Stadt“ verbindet: die christliche Gemeinde.

Zwar in der Folge war nicht Petrus oder einer seiner Amtsnachfolger der Fels, auf dem sich der tragende Pfeiler erhob — höchstens könnte das von Paulus gelten — sondern es war der Petrusglaube an Christus, des lebendigen Gottes Sohn. — Aus ihm wuchs hervor wie

ein mächtiger Wellenbrecher im Strom der Zeit die Liebe zu dem Gekreuzigten und erhöhten Herrn.

Darauf ruht die christliche Gemeinde. — Nicht, wie immer noch viele meinen, auf einem formulierten Bekenntnis, wie es in dem kirchlichen Dogma niedergelegt ist. — Kirchliche Bekenntnisse sind nur die eisernen Klammern, die man in Zeiten der Noth um die Brückenquadern legte in der Meinung, sie damit besser zusammenhalten zu können. Und sie haben doch, wie die Geschichte es immer wieder bezeugt, eher dazu gebient, den Bau zu lockern, indem sie sich hier und da trennend zwischen die Steine schoben.

Man vergaß, was nach des Meisters Willen das Gesetz war, nach dem allein die einzelnen Steine zusammengehalten werden sollten. — Paulus hat es uns aufbewahrt in einem seiner Briefe. Dies war es: Einer trage des Andern Last.

Die tragende, helfende, dienende Liebe der einzelnen Glieder untereinander, wie sie auf der Liebe zu ihrem gemeinsamen Herrn und auf seinem Vorbild ruht, ist noch heute das Gesetz Christi, das seine Gemeinde zusammenhält und stark macht. — Wo man nach diesem Gesetz gebaut hat, da waren die christlichen Gemeinden noch immer feste, zuverlässige Brücken, die den Verkehr mit dem jenseitigen Ufer vermittelten über den Strom der Zeit und die auch in Tagen des Hochwassers standhielten.

Dennoch hat es immer wieder solche gegeben, die der Ansicht waren, sie genügten nicht mehr, sie seien zu alt und baufällig und entsprächen vor allem nicht mehr dem modernen Geschmack. Darum hat man andere Brücken gebaut auch in unseren Tagen, von der leichten Holzbrücke spiritistischer und ähnlicher Gesellschaften bis zu anscheinend solidern und geschmackvollern Brücken monistischer, budhistischer und theosophischer Vereinigungen. — Laßt sie bauen, so viel sie wollen. — Wenn der Herr seine Wetter zu Thal senden wird und Noth und Trübsal wie ein verheerendes Hochwasser daherkommen, wird es sich ausweisen, was sie wert sind. — Noch sind alle ähnlichen Brücken eines Tages von dem reißenden Strom der Zeit hinweggerissen worden. — Stehen geblieben bis heut ist allein die alte, oft verachtete Brücke aus der Römerzeit, die christliche Gemeinde. — Wie manchen Wogenanprall, manchen Druck von außen hat sie aushalten müssen im Lauf der Jahrhunderte, aber sie wankte nicht. Und wo immer man Brücken geschaffen hat nach ihrem Muster, Gemeinden, die gegründet waren auf den Glauben an Christus als des lebendigen Gottes Sohn, getragen von der Liebe zum Gekreuzigten und deren Glieder durch das Gesetz des Meisters verbunden waren: Einer trage

des Andern Last — da haben sie sich bewährt allem feindlichen Ansturm zum Trotz, und selbst in Zeiten, wo es schien, als ob wirklich die Pforten der Hölle gegen sie geöfnet waren, sind sie nicht überwältigt worden.

Ihnen wollen wir uns getrost und dankbar auch weiter anvertrauen. — Vielleicht werden sie auch einmal wieder „modern“, wie es ja allem soliden Alten geht.

Aber freilich, darauf wird es immer ankommen, daß man nach dem Gesetz des Meisters baut, dem Gesetz tragender, helfender, dienender Bruderliebe. Wo man das außer acht läßt, fehlt der christlichen Gemeinde die zusammenhaltende Kraft trotz aller eisernen Klammern, mit denen man sie umgibt.

Ob nicht letztlich das der Grund ist, warum zu Zeiten so wenig Vertrauen zu ihr vorhanden ist?

Läßt es unsere Sorge sein, daß wir wieder Gemeinden haben, beseelt von dem Geist jener ersten Christen, von denen die heidnischen Römer mit Bewunderung sagten: Seht, wie haben sie einander so lieb! — Dann wird das Vertrauen zu ihnen von selber wiederkehren. E. Ritschmann.



Madagaskar. Hier sehen endlich die christlichen Gemeinden besseren Zeiten entgegen. Der alte Gouverneur Augagneur ist wieder nach Frankreich zurückgekehrt und durch einen anderen, Picqué, ersetzt worden, der bei seiner Ankunft die in Tananarive stationierten Missionare freundlich empfangen hat. Man darf also auf eine bessere Behandlung der Mission hoffen. — Noch immer stecken die heidnischen Sitten tief im Volksleben und machen den Missionaren durch die heidnischen Greuel, die damit verbunden sind, viel zu schaffen, z. B. die Gebräuche, die die Madagassen haben bei der Pflege der Verstorbenen. — Vor kurzem kam ein europäischer Atheist, der seine Lehre eifrig verbreitet hatte und wissen wollte, wieviel er damit erreicht hat, zu einem Distriktsvorsteher und bat um die Erlaubnis, drei Fahnen aufzustellen: um die rote sollten sich die Atheisten sammeln, um die gelbe die Unentschiedenen, um die weiße die Gläubigen. Das Volk wurde durch Trommelschlag zusammengerufen; der atheistische Abvokat hielt eine flammende Rede und forderte dann die nach Tausenden zählende Menge auf, sich um die betreffenden Fahnen, je nach ihrer Gesinnung zu stellen. Und siehe da, zu ihm stellten sich unter die rote Fahne nur zwei Personen, und das waren Goldsucher, und um die zwei anderen Fahnen sammelten sich Tausende der Anwesenden.

Allg. Ruth. Kirchenzeitung.





# Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

(Fortsetzung)

## VII. Ein Abstecher in die Breklumer Telugumission

Der Vollmond war aufgegangen und überschüttete mit seinen Strahlen das schöne Tal und die Palmyrapalmen so, daß diese herrliche Tropenlandschaft wie in Silber getaucht erschien, als der Zug einer Nebenlinie der großen Strecke Calcutta-Madras in den kleinen Bahnhof Donkinavalasa einlief. Bahnsteigsperrren und ähnliche Hindernisse gibt es auf den kleineren Bahnhöfen nicht und erst recht nicht für den Europäer, der hier in der Abgelegenheit eine besonders bevorzugte Stellung einnimmt. So überschritt ich denn vor der Lokomotive die Gleise, stolperte im Dunkeln über etliche Drähte, die zum Signalmast führten und besand mich, nachdem ich einen kleinen Abhang in die Höhe geklettert war, auf dem Platze, da ein Gefährt von der Breklumer Missionsstation Salur meiner warten sollte. Hier bot sich mir ein recht merkwürdiger Anblick. Kreuz und quer standen die „berühmten“ zweirädigen indischen Ochsenwagen mit der Deichsel gegen die Erde geneigt. Daneben stärkten sich die Ochsen an Reischstroh, während die Ochsentreiber theils am Feuer hockten und sich ihr Mahl bereiten, theils, nach getaner Arbeit auf dem Boden ausgestreckt, sich dem friedlichen Schlummer ergaben. Es war das ein Bild, wie ich es oft während meiner Reise gesehen habe, aber selten so malerisch beleuchtet.

So manche Stunde, so manche Nacht habe ich mich diesen Ochsenwagen anvertrauen müssen und deshalb sei hier kurz ein solches Gefährt beschrieben. Es ist ein zweirädiger Karren, der auf seiner Achse natürlich ohne Federn die Bretter trägt, welche den Boden bilden. Dieser ist so lang, daß man ausgestreckt bequem (?) darauf liegen kann. Darüber wölbt sich ein Dach aus Bambusstäben und Flechtwerk, das gegen Regen, Sonnenschein und auch Vollmond schützen soll. Ganz vorn, halb noch auf der Deichsel, hat der Ochsentreiber seinen Sitz, dahinter kommt der Koffer zu liegen, auf dem der Reisende sein müdes Haupt ruhen lassen kann.

Ein solches Gefährt war allerdings für mich da, aber wie lange dauerte es noch, bis der Treiber seine wenigen Häseligkeiten zusammengepackt, die Ochsen angespannt und das Reisstroh auf das Dach des Wagens gebunden hatte! — Doch in Indien lernt man Geduld, wenn man diese edle Kunst zu Hause nicht geübt haben sollte. \*) Endlich war aber auch das erledigt, mein Koffer fand seinen Platz vorn im Wagen, Tropenhut, Feldflasche und ähnliche Gegenstände hing ich am Geflecht des Daches auf und dann stieg ich von hinten in den Wagen und streckte mich auf der Matratze aus, die mir die vorsorgliche Missionsfrau hatte hineinlegen lassen zur Milderung der mannigfachen Stöße. Nachdem die Ochsen ihr Mißfallen über die späte Fahrt durch Verweigerung des Gehorsams noch zum Ausdruck gebracht hatten und der Ochsentreiber nur durch entsetzliches Gebrüll, durch Schieben und Stoßen die Tiere in Bewegung setzen können, ging es schließlich fort in die dunkle Nacht. Zum Antreiben seiner Tierlein benutzte mein Kutscher, sobald er einmal auf der Deichsel unmittelbar hinter ihnen saß, keine richtige Peitsche, sondern traktierte sie mit gründlichen Stockhieben und Fußtritten, oder noch wirksamer, indem er anfang, den Schwanz der Ochsen zu drehen, als habe er eine Drehorgel vor sich. Dieses jedenfalls für die Ochsen sehr schmerzhaftes Mittel versagte allerdings niemals, selbst bei den störrischsten Tieren nicht.

Die Fahrt von Donkinavalasa nach Salur wurde bei dem herrlichen Vollmond ganz selten schön. Zunächst war allerdings der Weg hahnenblüchen schlecht. Bald lag der Wagen auf der einen, bald auf der andern Seite fast wie ein schwer „rollendes“ Schiff und ich mußte alle diese Bewegungen mitmachen und flog trotz meiner schönen Matratze stöhnend und ächzend von rechts nach links und dann wieder denselben Weg zurück. Ähnlich schaukelten meine am Dach aufgehängten Sachen und jeden Augenblick fürchtete ich, sie könnten, losgerissen, mir unliebsam auf den Kopf fliegen. Aber bald wurde es erträglicher. Wir kamen auf eine nach indischen Begriffen gut gebaute Straße, wo es — soweit das bei Ochsenwagen möglich ist — glatt und schnell vorwärts ging. Wenn mir aber trotzdem die Schüttelerei und Stoßerei zu arg wurde, und ich trotz meiner

---

\*) Da die Eingeborenen keinen Begriff von der Zeit haben, so kann z. B. ein solcher Ochsentreiber eine volle Stunde herumtröbeln, während der Reisende vor Ungebuld fast vergeht, oder etwa mit seinem Wagen 2 bis 3 Stunden zu spät zur Stelle sein und wird dabei völlig erstaunt über den sonderbaren Weissen sein Haupt schütteln, wenn dieser ob solcher Bummelerei ärgerlich ist. Andererseits kommen sie unter Umständen auch mehrere Stunden zu früh und warten ganz geduldig bis zur Zeit der Abfahrt. So kam einmal ein von mir zu 7 Uhr abends bestellter Wagen schon um 3 Uhr nachmittags. „Zeit ist Geld“ — kennt man in Indien nicht.

Müdigkeit nicht schlafen konnte, dann griff ich nach meinem Rohrstoß, sprang aus dem Wagen und ging zu Fuß, mich am Anblick der schönen Gegend labend, die infolge des Vollmonds in magischer Beleuchtung dalag. Es war ein ganz eigenes Gefühl, so mutterseelenallein in nächtlicher Stunde auf der einsamen indischen Landstraße einher zugehen. Und diese Eigenartigkeit wurde noch gesteigert durch die fremdartige Umgebung und das Leben in ihr. Geheimnisvoll flüsterte der Abendwind durch die Palmblätter oder fuhr plötzlich so laut raschelnd durch sie hindurch, daß man erschrocken zusammenfuhr. Rechts und links vom Wege leuchteten ganze Scharen von Leuchtkäfer auf und aus der Ferne hörte man die wilden Trommelwirbel von einem Dorftanzplatz oder die phantastische Musik von einem Götzentempel. Kam man so mit offenen Augen und gehend in's Träumen hinein, so weckten einen die Frösche und anderes Getier durch ihre wenig melodischen Laute. In die Wirklichkeit versetzte einen auch der rote Schein der Feuer am Wagen, welche neben ihren aufgespannten Ochsenwagen die Treiber angemacht hatten und immer wieder entfachten zum Schutz vor wilden Tieren, an denen es in Indien ja nicht mangelt. Und lag man im Wagen und träumte vielleicht von der Heimat, dann kam dazu noch ein Anblick, der einen anfangs ziemlich erschreckte, nämlich die nächtlichen Passanten. Plötzlich taucht von der Seite eine weißgekleidete Gestalt auf, neugierig blickt ein braunes Gesicht in den Wagen hinein, und dann verschwindet diese geheimnisvolle Gestalt ebenso lautlos, wie sie gekommen, da man im Staub der Straße natürlich keinen Tritt hört, zumal die Eingeborenen dazu noch barfuß gehen.

Diese Ochsenfahrten im Norden und an der Ostküste haben mir immer noch Spaß gemacht, besonders weil es ohne ergötzliche Zwischenfälle meist nicht abgeht. Und weil man mit demselben Ochsenpaar die ganze Strecke zu fahren pflegt, geht es nur langsam vorwärts — zwei englische Meilen die Stunde, daher kann man zur Abwechslung aussteigen und zu Fuß gehen, was bei den hellen Nächten Indiens ein Genuß ist. Viel unangenehmer sind mir in Erinnerung die Fahrten an der Südspitze Indiens, wo alle 2—3 Stunden die Ochsen gewechselt werden, und man mit den so immer frischen Tieren in schnellem Trabe vier Meilen die Stunde fährt. Bei diesem schnelleren Fahren schüttelt und schwankt der zweirädrige Wagen natürlich unvergleichlich mehr, und die Abwechslung, mal ein Stück zu Fuß zu laufen, kann man sich auch nicht leisten, weil man sonst zurückbliebe. Beim Besuch von Nagarcoil, wo die amerikanisch-lutherische Mission der Missouri-Synode arbeitet, von der später noch die Rede sein soll, lernte ich dieses beschleunigte Fahren im Ochsenwagen gründlich



kennen, dauerte doch die Fahrt von Tinnevely bis Nagarcoil ohne Unterbrechung von Nachmittag 3 Uhr bis zum nächsten Morgen 7 Uhr.

Mehrere Stunden hatte die Fahrt gedauert, als wir kurz vor Mitternacht die Stadt Salur erreichten. Die schmutzigen Straßen waren völlig ausgestorben, nur die unermüdlich Tag und Nacht kläffenden indischen Hunde nahmen Notiz vom späten Wagen oder eine in weiße Tücher eingehüllte Gestalt auf der Veranda drehte sich um und hob schlafrunten ihr Haupt. Endlich war auch die Stadt passiert und nun mußte nach meiner Kenntniß der Gegend bald rechts vom Wege die Missionsstation aufsuchen. Und so war es auch. Im hellen Mondschein sah ich plötzlich einen weißen Toreingang, der trotz nächtlicher Stunde sehr belebt zu sein schien. Noch wenige Minuten und ich kroch aus meinem Wagen, um den weißen Mann, der mir da entgegenkam — es war ein Breklumer Missionar Schulze —, mit dem ich bisher nur korrespondiert hatte, die Hand zu schütteln. Kaum aber hatten wir uns begrüßt und gingen vor dem Ochsenwagen auf das Tor zu, da erscholl plötzlich unter Posaunenbegleitung das mir vom Freiburger Kindergottesdienst so bekannte Lied in der Telugu-Sprache entgegen: „Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Enden.“ Es waren das die Seminaristen und die Knaben der Kostschule, die es sich nicht nehmen lassen wollten, den Gast zu begrüßen und getreulich ausgeharrt hatten, trotzdem ich so lange auf mich warten ließ. Zeigte mir das schon, mit welcher Liebe man den Fremden hier aufnahm, so lernte ich es erst recht wieder einmal kennen, was Gastfreundschaft bei den deutschen Missionaren heißt, als ich alles, was einen müden Reisenden in Indien erfrischen kann, in liebevoller Weise bereitet, beim Betreten des Missionshauses vorfand.

Dieser Empfang hatte mich wirklich beschämt, wenn ich an den ersten Besuch der beiden Bahnbrecher der Breklumer Mission in Salur dachte. \*) Sene beiden Missionare waren nach beschwerlicher Fußwanderung, vom Fieber geschwächt, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, hier angekommen. In der elenden Lehnhütte eines Straßenauffsehers hatten sie notdürftig Unterkunft gefunden, konnten aber ihre Kleider nicht wechseln, da die Kulis mit den Sachen zurückgeblieben waren. So mußten sie ihre nassen Kleider anbehalten, um am nächsten Morgen von neuem mit dem heftigsten Fieber aufzuwachen, das ihnen das Weiterreisen unmöglich machte und sie beide an den Rand des Grabes brachte. Ja — mancherlei Strapazen habe ich in diesen Monaten durchgemacht und doch mußte ich verstummen, wenn

---

\*) Missionar Bothmann, jetzt auf der noch später zu erwähnenden Missionsstation Parvatipur und Missionar Böhl, jetzt in der heimatlichen Missionsleitung tätig.

ich von den Reisemühen der im Dienst ergrauten Missionare hörte. Wie anders war auch mein Erwachen am nächsten Morgen, als bei jenen beiden. Nach drei Nächten in der Eisenbahn und einer halben im Ochsenwagen, hatte ich zum ersten Mal wieder herrlich in einem wirklichen Bett geschlafen und nun sollte nach dem Frühstück bei wunderbarem Wetter der Rundgang durch die Station angetreten werden.

Salur ist so recht eine Missionsstation, wie sie sich die Missionsfreunde daheim vorstellen, denn hier ist tatsächlich auf demselben Gehöft alles vorhanden, was zu einer solchen Station gehört. Besonders interessant ist dann ein Rundgang, wenn man die Geschichte kennt und es weiß, unter welchen schweren Umständen und in welcher langen Zeit allmählich ein Stück nach dem andern hinzugefügt worden ist, bis dieses fertige Werk da stand. Auf Schritt und Tritt wird man an die Vergangenheit erinnert. Das jetzige große Missionshaus, in dem nun zwei Missionsfamilien wohnen, es ist auch erst später entstanden und über dem Einzug in dasselbe hatte ein dunkler Schatten gelegen, nämlich der Verlust des größten Teils der Habe der Missionare. Das neue Haus war nahezu fertig, da ging das kleine mit Stroh gedeckte Behnhaus in Flammen auf und nur einige Kleinigkeiten wurden gerettet. Erst später hatte man die Ursache des Brandes erfahren — es war wieder das alte Lied: die Bummelerei und Nachlässigkeit der Eingeborenen. Ein eingeborener heidnischer Schneider, der auf der Veranda der Hütte schniderte, hat die sonderbare Gewohnheit, einen glimmenden Faden an das Strohdach zu hängen, um seine Zigarre, die anscheinend immer auszugehen pflegte, leicht wieder in Brand zu setzen. Eines Tages hatte er vergessen, beim Weggehen den Faden auszulöschen und so glühte er weiter hinauf, bis plötzlich das Strohdach in Flammen stand.

Vom Missionshaus gingen wir zu dem kleinen Stationskapellchen, das gleichzeitig als Lehrerseminar dient; zur Kostschule, wo mir die praktische und neue Einrichtung der Schlafräume auffiel, um gewisse Gefahren, die beim Zusammenleben vieler Knaben sich leicht ergeben, zu vermeiden; zu den Häusern verschiedener Lehrer und Christen; zum Friedhof, der auf keiner Missionsstation fehlt — denn Mission und Sterben gehören ja zusammen — und schließlich zur großen Knabenschule mit ihrer besonderen Kapelle, wo Sonntags auch ein gut besuchter Kindergottesdienst nur für Knaben stattfindet. Das Schulwesen der Breklumer Mission hat mir, soweit ich es kennen lernen konnte, sehr imponiert. Es ist im wesentlichen ebenso, wie das der Basler Mission, das den Lesern aus dem vierten Reisebriefe „Zukunftsarbeit“ bekannt ist, weshalb ich hier nicht näher

darauf einzugehen brauche. Um den Rundgang zu vervollständigen, sei noch die Schreiner- und Schmiede-Werkstätte erwähnt, in der Herr Schulze Knaben zu tüchtigen Handwerkern auszubilden sucht, und auf der andern Seite der Straße das Haus der Senana-Missionarinnen und die Kostschule für Mädchen. So bildet diese Missionsstation ein geschlossenes Ganzes und ich bedauere es nur, daß es von ihr keinen Modellierbilderbogen gibt, wie von der ostafrikanischen Missionsstation Kiffarabe — dann könnten die Missionsfreunde daheim sich einmal eine solche Station aufbauen, hätten selbst ein anschauliches Bild und einen Anschauungsunterricht für andere. Vielleicht entschließt sich der überaus praktische und geschickte Missionar Schulze selbst dazu, seinen heimatlichen Missionsgemeinden dieses Geschenk zu machen.

Schade ist es nur, daß die schöne, große Missionskirche nicht auf der Station selbst liegt, sondern damals mitten in die Stadt gebaut wurde. Es hat gewiß auch etwas für sich, wenn an einer der Hauptverkehrspunkte einer heidnischen Stadt ein christliches Gotteshaus steht — zeigt es dann doch, daß die christliche Mission keine Winkelsache ist. Andererseits bringt diese exponierte Lage manche Störung und Mißhelligkeit mit sich, und man kann während des Gottesdienstes einen wirklichen Begriff bekommen von dem bei uns sprichwörtlich gebrauchten „Heidenlärm“.

Doch die Leser haben noch kein vollständiges Bild vom Umfang dieser ältesten Station der Schleswig-Holsteinschen Mission. Seitdem Missionar Schulze während einer großen Cholera-Epidemie mit Selbstaufopferung bis zum eigenen Zusammenbruch sich der Kranken angenommen hat, haben die Bewohner von Salur und Umgebung großes Vertrauen zu seiner ärztlichen Kunst und so mußte er seine ärztliche Tätigkeit, die er, wie jeder andere Missionar im Kleinen bisher betrieben hatte, sehr erweitern. Gaben aus der Heimat ermöglichten es ihm, ein kleines Hospital neben dem Missionsanwesen zu errichten, wo er jeden Tag von 2—4 Uhr sich der zahlreichen Kranken annimmt, die manchmal von weit her zusammengeströmt sind, nachdem der Katechet ihnen eine halbe Stunde lang biblische Geschichten erzählt hat und sie hingewiesen auf den, der allein der wahre Arzt ist. Gern erinnere ich mich der beiden Nachmittage, an denen ich Herrn Schulze zur Hand gehen durfte während seiner Sprechstunde und der mannigfachen Kranken, die dankbar die Hilfe annahmen — sogar ein „heiliger Bettler“ war unter ihnen, der für die Behandlung und Verabfolgung der Medizin in fürstlicher Weise zahlte, nämlich eine Rupie = 1,30 Mk., während eine Anna = 8 Pfg. Tage ist, die allerdings die Allerwenigsten zu zahlen im Stande sind. Der Segen der ärztlichen



Mission ist mir kaum jemals so deutlich geworden, wie hier und das ist jedenfalls das Ideal, wenn Missionar und Arzt dieselbe Person sind.

Wenn dieser Missionar so an alles gedacht und für alles gesorgt hat, dann ist es fast selbstverständlich, daß er auch an den Elendsten aller Elenden, den Aussägigen nicht achtlos vorübergehen konnte. Und so hat er sich auch ihrer liebevoll angenommen. Die Entstehungsgeschichte dieses Asyls ist in dem einen Punkte ähnlich der von Purulia. In beiden Fällen dachten die Menschen es böse zu machen, aber Gott hat es zum Segen gewendet. Auch hier in Salur fing der Magistrat an, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu machen, als unmittelbar neben der Stadt die Mission den Versuch machte, Aussägige zu sammeln, wenn auch nur in ganz beschränkter Zahl. Das wurde der Grund zur Anlage einer regelrechten Aussägigenstadt. Herr Schulze wagte es, einige Kilometer von der Stadt entfernt ein großes Areal zu pachten und hat hier genau nach dem Muster von Purulia ein Asyl gebaut. Da dieses Aussägigenasyl aus dem vorigen Brief den Lesern bekannt ist, brauche ich das Salurer Asyl nicht mehr ausführlich zu schildern. Im ganzen ist es wohl, weil neuerer und auf Grund all' der Erfahrungen, die man in Purulia gemacht hat, gebaut, noch lustiger und gesunder für die Kranken und für das Auge des Besuchers schöner, ja lieblicher. Mittelpunkt des Ganzen soll auch hier die Kirche werden, ein wirklich reizend aufgeführtes Gebäude, das unter Herrn Schulzes persönlicher Bauleitung gerade seiner Vollendung entgegenging.

Eine besonders nette Erinnerung habe ich noch an meinen dortigen Besuch. Nicht weit von der Kirche steht ein großer, alter Baum, der weithin seinen Schatten wirft. Um diesen Baum im Kreis ist eine niedrige Zementmauer gezogen, sodaß dadurch gewissermaßen ein abgeschlossener Raum im Freien entsteht. Hier pflegt Herr Schulze bei besonderen Gelegenheiten die Kranken zu versammeln. Da man bisher keinen genügenden Raum z. B. für die Weihnachtsfeier hatte, wurde dieser Baum geschmückt und unter seinen Zweigen, bestrahlt von den kleinen Weihnachtslichtlein am Baum und den gewaltigen Himmelslichtern droben am Firmament, hat man die Weihnacht begangen. Während wir nun alles besichtigten, hatten sich die Kranken hier versammelt, im Kreise um den Baum gehockt und sangen zu ihrer eigenen Stärkung und ihrem Trost christliche Lieder. Dann mußte ich ihnen etwas erzählen von der deutschen Christenheit und meiner Reise durch Indien, vor allem aber von dem, der auch sie, die armen, verstoßenen Aussägigen liebt und ihnen helfen will. Ihre Anstalt, in der sie eine neue Heimat gefunden, sei ihnen der beste Beweis dafür, was Jesu Liebe vermag. Unvergeßlich wird mir ein Mann sein, der bei

diesen Worten in Tränen ausbrach. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir in seiner sonderbaren roten Mütze auf dem Kopfe, zwischen seinen beiden kleinen Buben hockend. Bald nachdem bei ihm der Ausatz sich gezeigt, er Heim und Familie verlassen und hier aufgenommen war, brach diese furchtbare Krankheit bei seinen beiden Knaben aus, die etwa 4 und 6 Jahre alt sein mochten. Nun wohnt er mit ihnen — alle drei dem baldigen Tode geweiht — hier, während seine Frau und sein ganz kleines Töchterlein fern am Meere in der Heimatsstadt geblieben waren. Gerade in den Tagen meines Besuches kam die Nachricht, daß nun auch das jüngste Kind aussätzig geworden und in das Asyl gebracht werden würde. Welches Unmaß von Jammer und Elend: die Mutter für sich allein — der Vater und die drei kleinen Kinder für immer ihr verloren dort hinter den Mauern des Asyls! Wenn die evang. Mission in Indien weiter nichts geleistet hätte, als sich dieser armen Aussätzigten angenommen, so wäre sie damit existenzberechtigt und wäre ein Segen für Indien.\*) — Wie verächtlich oberflächlich oder böswillig blind erscheinen einem da die deutschen Reisenden, die Indien durchquert haben und für die Mission auf Grund ihrer Kenntniss der Verhältnisse (?) nur ein mitleidiges Lächeln haben!

Nach dem, was ich auf dieser einen Breklumer Missionsstation gesehen, hatte ich nicht wenig Lust, noch mehr Arbeitsstätten dieser Gesellschaft kennen zu lernen. Aber es war mir leider unmöglich, meine Zeit drängte und ich mußte weiter, um zu den Weihnachtstagen im Leipziger Missionsgebiet zu sein. Doch eine Station der Breklumer konnte ich noch schnell besuchen. Eine zwölfstündige Nachtfahrt im Ochsenwagen brachte mich nach Parvatipur, auf die Station des ältesten Kämpfers dieser Mission, des Missionars Bothmann. Es war für mich eine große Freude, ihn persönlich kennen zu lernen und aus seinem Munde noch so mancherlei Interessantes aus den Anfangstagen der Arbeit zu erfahren. Das Werk in Parvatipur ist ähnlicher Art, wie in Salur, auch hier wird großer Wert auf die Schularbeit gelegt unter der heidnischen Jugend. Das ist schwere und manchmal anscheinend erfolglose Arbeit, aber es ist Zukunftsarbeit, und andere werden vielleicht nach Jahren ernten, was hier eben gesät wird und dennoch, wie geht es auch schon heute vorwärts! Wenn dieser Missionar heute das Werk seiner Gesellschaft in Indien überschaut und dann zurückdenkt an jenen anfangs erwähnten ersten Morgen in Salur, dann muß er voller Dank gegen Gott es bekennen: „Welche Wendung durch Gottes Fügung“.

\*) Sollte sich schon beim vorigen Reisebrief ein Leser in seinem Gewissen getroffen gefühlt haben, weil er noch nichts für die Arbeit unsrer Aussätzigten getan hat, so kann ihm geholfen werden. Gaben, welche mit dem Vermerk: „Für die Aussätzigten“ an meine Adresse gelangen, will ich zur Hälfte nach Purutta, zur andern Hälfte nach Salur senden. Quittung erfolgt in diesem Blatte. Hans Keller, Divisionspfarrer, Rastatt-(Baden), Schloßstr. 12.



## Ein Briefwechsel

### I.

„Sehr geehrter Herr Amtsbruder!

Leider verfehlte ich Sie nach Ihrem Vortrag! Und übernachten konnte ich nicht; am andern Morgen hatte ich daheim Verpflichtungen. Wie gern hätte ich mich mit Ihnen ausgesprochen! Hier habe ich keinen Menschen, der mich verstehen würde. Meiner Frau möchte ich ihre unmittelbare Unbefangenheit, ihr sonniges Glück damit nicht stören, daß sie hineinschauen ließe in mein trostloses Dunkel; sie könnte am Glauben irre werden, wenn sie alles lesen müßte, was in stillen Stunden sich bei mir aus den verborgensten Tiefen heraus ans Licht kämpfen will. Und meine Amtsbrüder? Der erste ist mit sich und der ganzen Welt zufrieden, obgleich er von uns vierein den schlechtesten Kirchenbesuch hat; er ißt gut, schläft gut und — sündigt infolgedessen nicht! Der andere ist ein Gelehrter, der sich über den Ausfall im praktischen Amtsleben durch seine Bücher zu trösten weiß. Gegenwärtig hat er das Wiljamesch-Epos vorgenommen und studiert alles pro et contra! Der dritte ist sehr frei in seinen theologischen Anschauungen und sehr gebunden an den Verkehr mit unsern „besseren“ Familien. Ueber all den Gesellschaften, die seine Frau und er mitmachen, kommt sein Herz zu kurz; ich kann mich nicht mehr in den Ton hineinfinden, den er anzuschlagen gewohnt ist.

Was soll ich ihnen meines Herzens Sorgen, Klümmernisse und belastende Zweifel offenbaren? Sie würden mich nicht für geschiedt halten und könnten mir doch nicht helfen. Ich habe nämlich praktische Zweifel. Zweifel sind sonst vielleicht heilsam als Arbeitsmethoden, um an irgend einer Stelle eine neue Landungsstelle der terra incognita zu entdecken. Aber meine Zweifel sind ganz anderer Art. Ich zweifle an Jesu Gegenwart in unserer Kirche, bei unserer Predigt oder unsern Sakramenten. Vielleicht hat sich unsere Art, Gott zu dienen, schon überlebt! Wir halten unsere Schleuse parat, aber es kommt gar kein Wasser mehr hier durch, seit der Kanal drei Meilen weiter angelegt worden ist. Mir scheint, Jesus sei aus der Kirche fortgezogen und damit fehle ihr die Seele ihres Wesens



und jede Existenzberechtigung. In manchen Gemeinschaftskreisen, unter warmen Missionsfreunden, bei einigen Arbeiten der barmherzigen Liebe daheim, — da spürt man doch etwas von Jesu Gegenwart und Jesu Wirksamkeit, — aber bei unsern regelmäßigen, schlecht besuchten Gottesdiensten bekomme ich ein Heimweh, eine Sehnsucht nach Jesus! Weil er da fehlt. Wir haben in unserer Stadt 21 000 Evangelische. An zwei Kirchen amtieren je zwei Pfarrer; außerdem gibt es noch einen Gefängnis-seelsorger, einen ordinierten Hilfsprediger und mehrere Stadtmissionare. Da ist doch die geistliche Versorgung tabellos! Ich habe aber an verschiedenen Sonntagen des Jahres im Hauptgottesdienst die erwachsenen Besucher der beiden Kirchen zählen lassen. Es schwankte die Zahl je nach dem Wetter und dem Pastor, der gerade predigte, nur unbedeutend: zwischen 165 und 200 Seelen! Die sozialdemokratisch gesinnten Arbeiter kommen gar nicht mehr zur Kirche; die reichen Kaufleute und Fabrikanten fahren am Sonntag früh in ihren Autos fort und der Mittelstand ist politisch liberal und hält sich schon darum von der Kirche fern. Bei gutem Wetter, im Frühling und Herbst kann man einige tausend Menschen an den Sportsplätzen und am Waldesrand sehen, wenn die Glocken zum Hauptgottesdienst läuten. Ich habe die bestbesuchteste Bibelstunde in der Stadt: da kommen durchschnittlich 30 Frauen und 5 alte Männer. Als ich Ihren Vortrag: „Die Last der Brüder“ auf dem Büchertisch liegen sah, kaufte ich ihn in der Meinung, Sie sprächen über diese Last der Amtsbrüder, daß die Entkirchlichung ihnen das Herz abdrückt. Wie ich ihn las, merkte ich, daß Sie etwas anderes meinten.

Nun bitte ich Sie, mir irgend ein Wort des Trostes zu schreiben!

In aufrichtiger Verehrung grüßt Sie als Genosse der Trübsal Christi

Ihr sehr gedrückter

K. K."

## II.

„Lieber Herr Amtsbruder!

Das ist gar nicht so einfach! Es gibt ja noch einige Gegenden Deutschlands, wo es in Stadt und Land besser damit steht, als bei Ihnen; aber im großen und ganzen ist über die Tatsache der Entkirchlichung nicht mehr zu streiten. Mich wundert's, daß das Kirchenregiment sich nicht seit Jahren intensiver mit diesem Notstand beschäftigt hat. Es mag übrigens verschiedene Ursachen geben, die zu solchem Resultat zusammengewirkt haben, und ich glaube nicht, daß Sie, als

Einzelner, im Handumdrehen langsam gewachsene Widerstände und tief verwurzelte Mißstände beseitigt werden.

Was Sie tun können, ist etwa folgendes. Machen Sie Hausbesuche, wo Sie das Gespräch sobald als möglich auf wirklich geistliche Fragen bringen; da lernen Sie vielleicht erst das Niveau kennen, auf dem Ihre Zuhörer stehen. Außerdem verliert die Klage dann ihr Recht, die ich so oft gehört habe: „Seit zwanzig Jahren wohnen wir hier, aber es hat uns nie ein Pfarrer besucht.“ Ich ließ seiner Zeit in Düsseldorf Karten in den Häusern meines Bezirks verteilen, die mir ausgefüllt zugesandt werden sollten, wenn man meinen Besuch wünschte. Von etwa 1200 Haushaltungen bekam ich keine Antwort; aber über 400 Karten baten mich um einen Besuch. Dann gibt eine Bibelbesprechstunde im kleineren Kreise dem Geistlichen viel Einblick in die Anschauungen und Bedürfnisse seiner Gemeinde. Dadurch wird die Predigt das Theoretische, Ausgeklügelte und Geschraubte los, und man spricht so einfach und so konkret, daß sich die Dienstmädchen anfangen über die Predigt zu unterhalten. — Die Beschäftigung mit der Heidenmission, wenn Sie sich zu regelmäßigen Missionsstunden vorbereiten, wird mit der Zeit wieder eine interessierte Schar von Hörern zu Ihren Gottesdiensten führen.

Richten Sie einen Schriftenverein für Ihren Bezirk ein, der in jede Familie seine freiwilligen Helfer schickt und Sonntagsblätter, Predigten oder dergl. verteilt. Wieder sind es nach einiger Zeit einige hundert Personen, die Ihnen dadurch näher gekommen, sich auch mit dem sonntäglichen Gottesdienst befreunden. Sorgen Sie dafür, daß die Helfer und Helferinnen des Kindergottesdienstes jedesmal nach der Vorbereitung ein paar Worte herzlicher Ermunterung bekommen, für die eigene Seele zu sorgen. Wenn diese 30—40 Personen Ihre Unteroffiziere sind und für Ihre Gottesdienste werben werden, muß das früher oder später einen Umschwung zeigen.

Bisweilen tun einige Vorträge über brennende religiöse Tagesfragen, in einem neutralen Saal gehalten, den Dienst, Bresche in alte Mauern von Vorurteilen zu legen. Oder die Privatseelsorge gewinnt einem viele Herzen. Es muß alles, was treu und selbstlos wirklich mit Gebet geschieht, in die gleiche Kerbe schlagen, und wenn Sie auch eine Gemeinde, in der Entkirchlichung herrscht, nicht in ein paar Jahren zu einer kirchlichen Mustergemeinde umkrempeln können, so wird mit der Zeit die Treue doch ihren Lohn haben.

Wenn Sie mein kleines Büchlein: „Sieben Bitten an die evangelischen Pfarrer Deutschlands“ noch nicht kennen sollten, so lassen Sie sich das

kommen; vielleicht ist da noch manch ein Wink für Sie von Bedeutung. Suchen wir wirklich Seelen für Jesus und sein Reich zu gewinnen, so wird die wahre Liebe uns erfinderisch machen und der heilige Geist wird seine Hilfe offenbaren. Werfen Sie nur nicht verzagt die Flinte ins Korn! Es gibt auch geistlichen Klimawechsel und religiöse Wetterumschläge, die kein Gelehrter voraus berechnen kann. In den zwanzig Jahren, die ich jetzt zum Studium des evangelischen Deutschlands hin und her habe benutzen dürfen, habe ich manches mit angesehen: wie eine tote Stadt oder Gegend lebendig und warm wurde und umgekehrt, wie seit dem Tod oder Fortzug bedeutender Zeugen alles versumpfte. Der Herr helfe Ihnen zu dem reinen Idealismus, der in anspruchloser täglicher Arbeit das Größte zu leisten bereit ist, — dann ist mir um Sie und Ihre Gemeinde nicht bange. Mit herzlichem Gruß

Ihr

E. Keller.“



„In den österreichischen Hohen Tauern sollen auf bergiger Höhe zwischen zwei Pfählen Gloden aufgehängt sein, die von keiner Menschenhand je berührt werden. Und doch fangen sie zu klingen an, wenn der Schneesturm über das Gebirge daherausjagt. Von unsichtbaren starken Händen des Orkans werden sie geläutet, um dem erschöpften Wanderer den Weg zu weisen. So hängen im Menschenherzen Gloden des Gebets, die vielleicht lange, lange stumm geblieben, bis sie auf einmal kräftig geschwungen werden in Sturm und Not des Lebens.“ (Th. Sang, das Gebet des Herrn.)

„Wir sitzen schweigend an unsrer Arbeit in einem stillen Zimmer, in dem außer uns niemand zu sein scheint; wir sind mit einer Arbeit beschäftigt, die wir für unsere Arbeit ansehen, die wir tun können, wie es uns beliebt, — da, langsam, freundlich, bestimmt, macht sich uns eine reichere Gegenwart fühlbar, die wirklich mit uns ist, — einer Liebe, die uns umgibt und einer Autorität, die uns beherrscht. Wir sind nicht allein. Die Arbeit ist nicht die unsrige, sondern die seine. Die Kraft, sie auszuführen, kann nicht aus uns selbst hervorgerufen werden, sie muß von oben herabkommen, von ihm. Das Zimmer, die Welt ist voll von Jesus.“

(Brooks, Siegestraft.)





## Die goldne Bahn

So manchesmal habe ich am Meeresstrande gestanden, als dort fern im Westen die Sonne niederging und mit ihren letzten Strahlen die Welt verschönte — und über das Meer hinweg von ihr zu mir am stillen Strande zog eine goldne Bahn, ob das Meer still lag, oder ob die Wellen sich türmten, diese Bahn fand doch zu mir durch alles Wogen und Stürmen. Jetzt bin ich nicht mehr am Strande, aber dieses Bild kommt mir oft wieder — und es liegt eine große Stille und ein tiefer Friede darin, denn mir ist es, als wäre dort drüben das Tor der Ewigkeit und aus dem Tore hinaus gehen die sicheren Strahlen in die Menschenwelt, und als klänge von dort herüber das Heilandswort: „Kommt her zu mir alle!“ Und dieses Wort tönt mitten hinein in das Menschenleben und die Herzen lauschen auf: „Wer ruft uns da?“ Und sie stehen am Strande und sehen hinüber an das andere, ferne Ufer und sehen eine Lichtfülle zu sich herüber kommen und das Herz, das immer Heimweh nach Licht hat, das zieht sie dorthin — und das Licht versiegt nimmer und der Klang verönt nicht, ob auch die Wogen des Lebens stürmen, es findet sicher seinen Weg zum Menschenstrande. — Und sieh, wer den Weg betritt, der von hier in das Himmelreich leitet, der geht eine goldne Bahn, ob er auch durch Sturm und Wellen wandert, er sieht doch immer das Licht, das seinen Weg umleuchtet, still ist seine Seele, denn von diesem Glanz sind tausend Funken in sein Herz gesprungen und haben es hell und froh gemacht. — Bei jenen Menschenkindern, die bewußt gen Himmel wandern auf der goldenen Bahn zum Heimattor, geht wohl nie die Sonne nieder! Sag, ist das nicht ein Friedenslicht, vor dem alle brennenden Herzen der Weltfreude wie ein fernes, fernes Sternlein glimmen?

Drum Menschenkind, stell' still dich an den Strand  
Und sieh hinüber in das ew'ge Land.  
Dann folge jener gold'nen, sich'ren Bahn,  
Sie führt dich fröhlich, selig himmelan!

A. Eitner.





## Aus der Briefmappe des Evangelisten

S. N. Ihre Frage nach Andachts- und Gebetbüchern, die Sie Ihrem in die Tropen ziehenden Sohne mit einpacken könnten, macht mich verlegen. Soll ich Ihnen meine Bücher empfehlen? Aber Sie scheinen sie gar nicht zu kennen. Habe ich den Mut gehabt, solche Bücher herauszugeben, so muß ich mich auch zu ihnen bekennen! Also: von mir gibt es drei Bücher, die hier in Frage kommen: 1. Lebendige Worte (Mf. 3.— bis Mf. 5.—), im Verlag von Röttger-Cassel und 2. Mein Abendseggen (Mf. 3.50), im Verlag von Otto Rippel-Hagen i. B. erschienen. Beide enthalten kurze tägliche Andachten; auch Ausstattung und Preis ist ziemlich gleich. 3. Weniger bekannt ist eine kleinere Broschüre, die „Morgen- und Abendgebete als Anleitung zum selbständigen Gebetsumgang der Seele mit Gott“ enthält. Früher hieß sie „Der kleine Vater“; aber da mochte mancher denken, das sei nur für Kinder. Darum hat der jetzige Verleger, Max Koch in Leipzig, als Obertitel: „Lernst du beten?“ drauf drucken lassen. Preis 1 Mf.

J. S. Wundern Sie sich nicht über dieses Zusammentreffen! Der Herr hat schon Matth. 7, 24—27 dasselbe angebeutet. Sobald jemand von oben her in eine besondere Gerichts- oder Erprobungszeit gegeben wird (Platzregen), steigt auch von unten die satanische Versuchung (Gewässer) und zugleich greifen einen von allen Seiten die Menschen an (Winde). Wer sich vor Gott demütigt und sich alles zur Reinigung dienen läßt, gewinnt noch während jener Probezeit einen innern frohen Mut: weiß er doch, daß das Unwetter ihm nichts tun kann und bald nach dem Regen die Sonne wieder scheint. Schade, daß mein Blatt nur einmal im Monat erscheint! Jetzt lesen Sie diese Antwort vielleicht erst, nachdem schon alles vorüber ist, was Sie bekümmert hat, als Sie mir schrieben.

M. L. Sie sind um jenes Makels willen, der auf Ihrer Geburt liegt, bei Gott nicht schlechter angeschrieben (Richter 11, 1—2) als andere, sondern können überzeugt sein, daß er Sie in Jesu gerade so lieb hat, wie irgend jemand anderes. Wie die Sache gekommen ist, müssen Sie sie eher für eine Zulassung Gottes ansehen und sollen niemand etwas nachtragen. Kümmern Sie sich um die hartherzigen Menschen

nicht und sagen Sie dieses Geheimnis nicht jedermann, damit Sie nicht stets wieder getränkt werden. Mir scheint, die Ewigkeit soll noch mal an Ihnen gut machen, was Sie hier als ein Opfer des Unrechts schuldlos gelitten. Jesus aber will heute schon Ihr Trost und Ihre Kraft sein.

Verschiedenen. Werfen Sie die albernen „Schneeballengebete“, die eine unheimliche Drohung enthalten, auf meine Verantwortung in den Papierkorb. Wann hört dieser Unsinn auf!

L. R. Bitte urteilen Sie noch nicht über diese Sache! Ich hoffe in einer kleinen Broschüre alle die hierher gehörigen Fragen biblisch beantworten zu können. Sobald das geschieht, wird das Erscheinen des Vortrags in der Monatschrift angezeigt werden.

Leipziger Lehrer. Leider habe ich mein Versprechen, den Vortrag über das Problem der Belehrung zu Ostern erscheinen zu lassen, nicht ganz genau halten können, da zu meiner sonstigen Kiesenkorrespondenz die Heze, die das Allianzblatt verursachte, mir in sechs Wochen noch ca. 300 Extrabriefe aufbürdete! Jetzt ist der Vortrag aber erschienen: „Beiträge der Erfahrung zum Problem der Belehrung“, Verlag von Otto Rippel-Hagen i. B. 20 Pfennig.

b. M. Die Gnadenströme rauschen doch noch; — Sie müssen in Ihrer Seele zuviel andere störende Geräusche haben, daß Sie nichts von jenem Rauschen hören. Vielleicht müssen Sie mal eine kleine Reise machen! Der verlorene Sohn mußte zu seiner Belehrung in sich gehen und dann nach Hause marschieren; Sie müssen vielleicht die Reise in umgekehrter Richtung machen: aus sich heraus, aus Ihrer nervösmachenden Einsamkeit, wo Sie sich tagein, tagaus nur mit Ihrem Seelenleben beschäftigen und sich dreimal täglich den geistlichen Puls fühlen, sollen Sie mal gehen, um andern kleine irdische Freundlichkeiten zu erweisen, anderer Not und Sorge kennen lernen, aber auch sich davon überzeugen, daß hinter Ihrer Gutskoppel der Herr noch grüne Auen hat, wo er Hunderttausende seiner Schafe weidet!

N. N. Lassen Sie die Sache lieber ruhen! Der arme Mann schämt sich sicher schon, daß er ganz unnützer Weise so viel Schlamm aufgerührt hat. Dann muß man ihm Zeit lassen, mit seinem Gewissen in Ordnung zu kommen. Ueberhaupt steht es doch so, daß wenn uns jemand Unrecht getan hat, es falsch ist, wenn unsre Freunde uns bemitleiden: der Beleidigte muß das Mitleid kriegen; denn seine Seele schmerzt und er geht einer Vergeltung seines Unrechts entgegen. Aus solcher Erwägung heraus wird die neutestamentliche Forderung psychologisch ganz selbstverständlich: „Segnet, die euch verfolgen!“ „So nun deinen Feind hungert (nach Vergeltung und Zubeckung seiner Schuld), so speise ihn . . .“ — Außerdem gibt es vielleicht Unmusikalische, denen können Sie aus verursachten Disharmonien gar keinen moralischen Vorwurf machen. War ihre Dissonanz keine geplante Fügung Gottes, so war es eine Zulassung und sie hat das Gute gehabt, daß viele Geister offenbar geworden sind . . . . .

A. L. 20 Mk. für Missionszwecke dankend erhalten.







**Helene Gräfin Waldersee. Schlesiſche Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Schweidnitz, L. Heege.**

Die Verfaſſerin iſt den Leſern meines Blattes keine Fremde; hat ſie doch ſchon manches Mal mit einem freundlichen Beitrag dem Leſerkreis gebient. Ihre Spezialität aber ſind gerade dieſe Gedichte in niederſchleſiſcher Mundart, weil ſie nicht nur die Sprache mit vollendeter Meiſterſchaft beherrſcht (darin an Fritz Reuter gemahnend), ſondern auch einen köſtlichen Humor zu Wort kommen läßt, der den Weg zum Ernſt und zur Erbauung ebenſo ſchnell findet, — wie bißweilen bei mir! Wer ſich mit den intimen Reizen einer ſolchen Mundartdichtung vertraut gemacht hat, der wird das Lob dieſer ſchleſiſchen Gedichte begeistert ſingen. Es ſteht wirklich mehr Gemüt und Chriſtentum drin, als auf den erſten Blick ſcheint.

**Theodor Lang. Das Gebet des Herrn. Zehn Predigten über das Vaterunſer. Nürnberg, Buchhandl. des Ev. Vereins. Preis Mk. 1.—.**

Der Verfaſſer hat in meinem Blatte ſchon manchen erquicklichen religiöſen Artikel veröffentlicht und wird das wohl noch mehr tun, wenn ſein neues Amt im Wuppertal ihm dazu Zeit läßt. So können ſich die Leſer ſchon denken, daß auch dieſe Predigten innerlich, anſaßlich und warm geſchrieben ſind und ich ſie beſtens empfehlen kann.

**Dietrich Vorwerk. Kinderſeelenkunde als Grundlage des Konfirmandenunterrichts. Schwerin, Fr. Bahn, 2 Mk.**

Endlich! rief ich aus, als ich den Titel las. Das war doch ſchon längſt ebenſo wichtig, wie naheliegend, daß man die Psychologie auf Kinderſeelen ausdehnt und die Ergebniſſe für den Konfirmandenunterricht nutzbar macht. Man braucht nicht jedes Wort zu unterſchreiben und freut ſich doch über dieſen intereſſanten Verſuch. Ich möchte jeden Amtsbruder auf dieſe Broſchüre aufmerkſam machen und freue mich ſchon auf das angekündigte größere Buch „mit Kinderpsychologiſcher Begründung“. Vielleicht wird dann der verehrte Verfaſſer ſich auch an das Werk machen, das uns noch immer fehlt: eine moderne bibliſche Psychologie!

**Fragen des modernen Geiſteslebens. Neun Vorträge. Berlin, Buchhandlung des oſtdeutſchen Jünglings-Bundes. Mk. 1,80**

Verschiedene Verfaſſer, verſchiedene Höhenlage der einzelnen Vorträge, — kein Wunder, wenn ſie nicht alle gleich intereſſieren oder anſprechen. Für junge Männer, die im Kampfe um die Weltanſchauung drin ſtehen, iſt das ein gutes, anregendes Buch.

F. Better. Aus Israels Geschichte. Neue Folge. 2. Band. Striegau, Urban. Ml. 1.50, geb. 2.25.

In glänzender Sprache, wie immer, und mit großer Wärme der Ueberzeugung, wie immer, malt Better hier einige große biblische Bilder: Salomo, Daniel und Israels Hoffnung. Stimme ich hier und da in Kleinigkeiten auch nicht mit ihm überein, so kann mich das doch nicht abhalten, jedem Gläubigen das schöne Büchlein zu empfehlen. Mir hat es einen einsamen Sonntagnachmittag im Hotelzimmer erhellt!

N. J. Hofmeyer †. Jesu Herrlichkeit in seinem Erdenleben. Barmen, Buchhandlung des blauen Kreuzes. Geb. 2.50 Ml., kart. 2 Ml.

Der heimgegangene Professor der Buren redet hier noch einmal zu uns, wie wohl er gestorben ist! Wer seine tiefgründige Art, die Schrift auszulegen, lieb gewonnen hat, der wird auch an diesem Büchlein seine Freude haben. Mich haben besonders die letzten Abschnitte über Jesu Persönlichkeit als Bild der Wahrheit aufsteigend bewegt und erbaut.

Pfarrer Rudolf Franke. Die Rätsel der Geheimwissenschaft. Großlichterfelde. Edwin Runge. Preis Ml. 1.50.

Eine klar durchdachte und glänzend geschriebene Darstellung von Suggestion, Hypnose und Pfingstbewegung. Soweit kann ich mich nur dankbar und anerkennend als einverstanden erklären. Das hört aber mit einem Schlage auf, wo von Beseffenheit die Rede ist. Meine Erfahrungen lehren mich hier der neutestamentlichen Darstellung den Vorzug zu geben. Darüber kann ich wohl ein anderes Mal mich ausführlicher äußern.

Silja Krohn. Israels Töchter, Erzählung aus dem jüdischen Volksleben. Aus dem Finnischen. Wandsbeck, Verlagsbuchhandlung Bethel. Pr. 3 Ml.

Diese Erzählung dürfte der Judenmission mehr Freunde zuführen, als viele Durchschnittstraktate und Festpredigten es vermögen. Man steht hier hinter die Kulissen und dort schlagen Herzen so glühend in Liebe und Haß, wie nur irgendwo in der Welt. Und die Kraft Jesu kommt langsam, aber unüberwindlich und unwiderstehlich zum Durchbruch . . . Der warme Lotalton Finnlands ist ein besonderer Reiz der ergreifenden Erzählung.

---

## Mein Reiseplan

Voraussichtlicher Aufenthalt vom 1. Juni  
bis 21. Juli: Daheim.

Von Ende Juli bis Ende August  
Schweibentalp.

Von Ende Sept. bis Weihnachten: Zürich, Ostpreußen, Braunschweig, Hamm, Magdeburg.

Psalm 103, 1–5.

---

~~~~~ Bezugsbedingungen ~~~~~

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Ml. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3.60. Einzelnummer 30 Pfg.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.

Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Walb & Krüger in Hagen i. W.



Heft 10

Juli 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

Wer auf den Geist säet

Auf dem Ader meiner Erdentage
 Schaff' ich doch in Hoffen, Müh' und Plage
 Kurze Zeit nur, einen Sommer lang.
 Weiß nicht, ob ich jemals werde sehen
 Frucht zur frohen Ernte drauß erstehen,
 Eh' des Todes Sichel mir erklang.

Muß drum noch ein andres Feld bebauen,
 Meines Lebens beste Saat vertrauen
 Einem unsichtbaren Aderland.
 Wird mein Erdensommer dann vergehen,
 Darf ich vor dem ew'gen Säemann stehen,
 Und die Ernte schenkt mir seine Hand.

W. Geesche.



Ein sittlich=religiöser Fernblick

Wenn ein Kind Erwachsene kopieren will, wirkt es lächerlich; wenn man aber in sittlich=religiöser Hinsicht eine Stufe einnehmen will, die einem eben unerreichbar ist, so ist das weniger lächerlich als seelenmörderisch. Man vergißt seine natürlichen Grenzen und mutet sich Dinge zu, die eben unmöglich sind. Damit kommt man aus der Demut und der Wahrheit über sich selbst, aus dem richtigen gesunden Urteil auch über andere Personen und Dinge heraus und gewöhnt sich an „Vermessen“, das falsche Messen von sittlich=religiösem Haben und Können, bis der zu hohe Flug im Fleisch oder wenigstens in der niederschmetterndsten Enttäuschung endigt. Bevor man aber an solches ebenso heilsame wie schmerzliche Zusammenbrechen kommt, richtet man im Kreise der Andern Verwirrung und Verstimmung an; denn diese Andern sind nicht alle so nüchtern und so scharfsinnig, es zu merken, wie unbewußt der eifrige, liebe Bruder seine Seele als falsche Ware in den Handel bringt. Auf dem Gebiet der Sündlosigkeit, der Ehelosigkeit, der Krankenheilung durch Gebet, und dem Umformen aller persönlichen Verhältnisse durch den Glauben haben wir in den letzten Jahren manche glänzende Raketen steigen sehen; manche ist verpufft und manche andere schwebt noch wie ein Stern am dunklen Nachthimmel; wie lang wird's dauern, so wird auch dieser Stern knisternd zerfliegen!

Das unreife, ungeduldige Vorausnehmen-Wollen zukünftiger Herrlichkeit ist die eine Seite der Gefahr; die andere mag bei unserem nervösen Zeitalter vielleicht nicht ebenso krasse Formen annehmen, aber sie ist auch vorhanden, daß man nämlich mit den bescheidensten Anfängen einer teilweisen sittlichen Änderung schon überaus zufrieden ist und seine Forderungen an Heiligung und Wachstum „unterspannt“. Solcher Riffensfabrikanten, die die Seelen in Schlaf lullen, giebt es auch genug.

Da ist es sicher für christliche Kreise lehrreich, wenn wir einmal nüchtern — an der Hand der Bibel und der wirklichen Erfahrung — fragen: Wie weit können wir kommen? Was ist das Ziel der christlichen Reise hier auf Erden und was bleibt der herrlichen Vollendung vorbehalten?

Was ist unser „Zulezt“? Es muß doch zwischen dem wirklichen „Zulezt“ des Gläubigen oder Ungläubigen ein himmelweiter Unterschied sein. Ja, was ist mehr geeignet, unser Mitleid zu erregen, als ein ungläubiger Greis, der, auf der Höhe von Besitz und Bildung stehend, gezwungen ist, auf allen Gebieten den Konkurs anzufagen! Sein Körper versagt immer mehr, — man vergleiche die ergreifende poetische Schilderung dieser Vorgänge Predig. 12, 2—6*) — eine Lust nach der andern muß schwinden, wenn auch die ungestillte Begierde in ekelhaftem Feuer weiter brennt als ein Bild des Wurmes, der nicht stirbt. Selbstvorfürfe und Groll gegen andere, mürrische Stimmung wächst aus der Hoffnungslosigkeit und trotz all dieses Elends Angst vor dem nahen Tod. Alle alten Trostmittel versagen; — für den ungläubigen Greis ist die Verzweiflung allein übrig geblieben. Ist es da ein wirklicher Trost, sich mit einer falschen Wissenschaft täglich vorzusagen: Mit dem Tod ist alles aus? Merkwürdig, mir ist noch kein ungläubiger Greis auf dem Sterbebette vorgekommen, der sich glücklich geschätzt hätte, daß er jetzt gleich für immer auslöschen werde wie ein Licht. Es kann's an der Grenze der unsichtbaren Welt keiner mehr recht glauben. Und was hat er im Blick auf die ganze Weltentwicklung für eine Aussicht von seiner Wissenschaft? Nun, die Erde wird allmählich erkalten, bis alles Leben auf ihr erlischt, und der letzte Eisbär mit dem letzten Menschen droh kämpfen wird, wer den andern auffriszt und dann wird die Erde, erstorben wie der Mond, sich lautlos um die Sonne drehen — und ein Narr, wer noch etwas hofft!

Dem gegenüber unser Zulezt! Darf ich, ehe ich darauf eingehe, nur ein einziges Mal das Wörtchen „unser“ unterstreichen! Sind wir nun Gotteskinder (1. Joh. 3, 2.)? Bist du gewiß, daß du jenem ganzen

*) „Ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden (Schwächerung der Geisteskräfte) und Wolken wieder kommen nach dem Regen (tränennde Augen); zur Zeit, wenn die Hüter im Hause (die Hände) zittern und sich krümmen die Starren (Beine) und müßig steh'n die Mühlen (Röhre), weil ihrer so wenig worden ist und finster werden, die durch die Fenster sehen (Augen). Und die Türen an der Gasse (Ohren) geschlossen werden, daß die Stimme der Mühle leiser (Schwäche der Stimme) wird und man erwachet, wenn der Vogel sinkt (Schlaflosigkeit) und gedämpft sind alle Töchter des Gesanges (Zittern der Stimme) wenn man auch vor Höhen sich fürchtet (Engbrüstigkeit) und sich scheuet auf dem Wege (Angstlichkeit), wenn der Mandelbaum blüht (Silberhaar und öde innerliche Verfassung) und die Heuschrecke beladen wird (gebückte Körperhaltung) und alle Lust vergeht . . . ehe denn der silberne Strick wegkomme und die glühende Schale zerbreche (goldene Lampe am silbernen Strick aufgehängt: die Lebenskraft hört auf) und der Eimer zerlecke an der Quelle (die Lunge hat keine Lust mehr) und das Rad zerbrochen werde am Born (das Herz bricht!)“

blößen Verfall entnommen bist durch den Glauben an Jesus, der dich nicht dem Chaos ausliefern und nicht dulden kann, daß du im Tode bleibst?

Unsterblichkeit, ewiges Leben, ewige Herrlichkeit — das sind nicht selbstverständliche, physische Attribute der Einzelpersönlichkeit, sondern Gottes Geschenke (Röm. 6, 23, wörtlich „geschenktweise“), die um Jesu willen denen gegeben werden, die wirklich sein eigen geworden sind. Bist du sein? Strömt sein neues Leben jetzt schon durch den Glauben durch deine ganze Persönlichkeit? Darüber mußt du zu voller Klarheit kommen!

Nun, wir wollen es hier voraussetzen und fragen: Wie ist dann unser Zulezt?

Durch Abweisung der Irrtümer klärt sich die Position der Wahrheit: „Wir sind hier selig aber in der Hoffnung“, — es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; — selbst von Jesus sagt der Hebräerbrief sehr nüchtern: „Wir sehen jetzt noch nicht, daß ihm alles untertan sei“. Das neue Leben hat vom Mittelpunkt der Persönlichkeit her begonnen, — im sittlich-religiösen Bereich schlägt es seine neuen Zeltpfähle ein, aber das körperliche Leben steht noch im solidarischen Naturzusammenhang mit der Sünde und der Welt und dem Tod. Wenn Jesus, der uns zur Heiligung gemacht ist, mit seiner Herrlichkeit jetzt noch verborgen und daher unser Leben mit ihm verborgen ist, dann dürfen wir jetzt gar keine sinnenfällige Herrlichkeit verlangen, mit der wir vor den Leuten eben doch nur prunken würden. Abzuweisen ist also alles das Reden von Sündlosigkeit und sinnenfälligem Verändertwerden unseres Leibes. Damit fällt auch die sinnlose Forderung, daß der Gläubige jetzt nicht krank werden, respektive keinen Arzt brauchen dürfe. Mit dem gleichen Rechte könnte man verlangen, daß er keine Empfindung für kalt und warm mehr habe, keinen Hunger fühle, keinen Schlaf bedürfe und desgl.

Also das Gebiet, auf welchem eben das Interesse des neuen Lebens konzentriert bleibt, ist das Sittlich-Religiöse. Wie weit geht da die Entwicklung vorwärts und wie vollzieht sie sich? Ist der Zusammenhang mit Jesu intakt, so vollzieht sich diese Entwicklung in zwei parallelen Linien. Auf der einen giebt es ganz bewußte Kämpfe, Niederlagen, Siege, Fortschritte, — auf der andern ein Wachstum, — zuerst der Halm, dann die Ähre, dann das reife Korn in der Ähre (Mark. 4, 28) — das uns selbst ebensowenig stets zum Bewußtsein kommt, als es von unserm Rennen und Laufen abhängig ist. Während wir auf der einen Linie wie Wettläufer mit vorgebeugtem Oberkörper und großer Anstrengung uns bemühen, wird auf der andern Linie uns etwas von Heiligung

angetan, das uns erst nachher in seinen reifen Früchten offenbar wird. Bisweilen merken nur Andere etwas davon und wir jahrelang nichts.

Oder man könnte sagen: In die Tiefe geht's soweit vorwärts, als wir unsere Sünde — die Selbst- und Ichsucht, — erkennen und sie uns vergeben lassen und in die Höhe geht's soweit aufwärts, als wir Jesus wirklich lieb haben und die Liebe Christi uns dem Geliebten ähnlich macht. Sündenerkenntnis ist der Bogen, den die Sehne der Christusliebe spannt. Wer hätte nicht schon an bedeutenden gereiften „Vätern in Christo“ dieses Studium gemacht, wie weit sie nach diesen beiden Seiten gekommen sind: der Lebhaftigkeit und Energie, womit sie ihre Sünde empfanden und verabscheuten, entsprach die Würde und Weiche des Liebesverhältnisses zu Jesus. Wem viel vergeben ist, der liebt viel. Oder haben wir nicht an Bildern und Büsten bedeutender alter Christen, wenn man sie Zug um Zug mit Darstellungen aus früherer Zeit verglich, wahrnehmen können, wie sich gewisse Charaktereigenschaften an ihnen erhalten haben, die zum Bilde Christi nicht stimmten und andere weichere Züge hervortraten, die der Meister an ihnen selbst zu seiner Ähnlichkeit gebildet. Nur bleiben Sündenspuren um Augen und Mund auch bei den Heiligen, — falls die Darstellung wirklich naturwahr ist. Ähnlich verrät den Erdgeruch im Lande des Stückwerks die einseitige Erkenntnis der christlichen Wahrheit, oder sollen wir sagen die ungleiche Behandlung der verschiedenen Lehrstücke? Von einem Großen im Reiche Gottes pflegten die besten Freunde zu sagen, daß er in seinem Alter keine Predigt mehr zu halten vermochte, ohne „ein apokalyptisches Schwänzchen“. Oder wird nicht die körperliche Anlage, Temperament und Begabung stets für eine gewisse Einschränkung des Heiligenscheines sorgen, mit dem die dankbare Liebe der Anhänger und Jünger das Bild ihres geistlichen Vaters und Führers leicht verzerrt!

Jesus war auf dem Berge der Verklärung ganz verklärt (denn der Fürst dieser Welt hatte kein Teil an ihm!), während bei uns die Verklärung im besten Fall part'ell, im Ansatz vorhanden ist. Nichtsdestoweniger werden wir alle darnach streben, daß kein Gebiet unseres inneren Menschen geflissentlich von der Berührung mit dem Geiste dessen ausgeschlossen bleibt, des Tugenden unser Leben verkünden soll. Kein Stück ungepflügten, unbebauten Herzensackers darf es mehr geben!

Die Völligkeit, mit welcher wir alle Lebensgebiete der neugestaltenden Lebensmacht (es ist jetzt einerlei, ob man das den heiligen Geist oder Jesus oder die Liebe Christi nennt!) ausliefern, ist die Bedingung unseres Bleibens in ihm (Joh. 15, 1—7) und an ihrem Ernst, der gewollten neuen Richtung, nicht an einzelnen in die Erscheinung tretenden Taten

oder Früchten erkennt man die biblische Vollkommenheit *). Ein gesundes Kind, das alle Gliedmaßen und Anlagen hat, ist vollkommen, — wenn es auch noch wachsen und ausreifen muß. Es ist falsch, bei angesehenen Führern Umfrage zu halten, ob man mit diesem oder jenem Stück äußerer Askese das Attest der Vollkommenheit verdient habe; es ist falsch zu meinen, weil einzelne so geführt sein mochten, jeder Christ müsse außer seiner Bekehrung noch einen bestimmten Akt der Geistesstaupe, sein Pfingsten, erleben, — eine Stufe der Vollkommenheit, eine Abstempelung für die höhere Klasse von Christen. (Phil. 3,12—14) Ist die Gerechtigkeit aus Gnaden zugerechnet, dann ist der Fortgang in der Heiligung auch nie Verdienst oder Leistung, sondern Gnade. Wie sich nun der ungläubige Mensch jener ersten Zurechnung durch seinen Unglauben entzieht, so kann der lau und untreu lebende Christ die zweite Zuwendung der Gerechtigkeit wohl aufhalten und stören, — aber er verdient durch Wahrheit nie, was Gnade bleibt.

Es kommt sicher schon auf Erden soweit, daß das neue Motiv, — „die Liebe Christi dringet uns also“ — — durch viele Siege über die selbstsüchtigen Regungen erstarrt, eine Art heiliger Gewöhnung großzieht, — eine prinzipielle Unmöglichkeit bewußtermäßen Sündenfrevel auszuhecken und dann auch auszuführen, ohne daß man je auf Erden sagen dürfte, daß wir immun gegen jede Form von Versuchung geworden seien. Sünde, als eine Sumpfgegend, aus der jeden Tag neue Widerstände wie böse Dünste aufsteigen, — Sünde haben, Sünde leiden werden wir in diesem Leben immer. Aber es kommt alles darauf an, wie unser Herz sich zu ihr stellt!

Nur noch eine Begleiterscheinung des Reifwerdens sei erwähnt. Es geht wie draußen auf dem Felde: Von der Erde her stirbt der Halm ab und das ganze Interesse des Weizens sammelt sich bei gesteigerter Sonnenglut auf das Völligwerden des Kerns in der Aehre. So manche Beziehung zu irdischen Freuden, fleischlicher Begeisterung und selbstsüchtigem Behagen verdorrt, während die Freude am Herrn und die Freude zu ihm von Jahr zu Jahr zunimmt. Man vergleiche solch einen freudigen, in Gott lebenden Greis mit jenem trostlosen Wilde, das ich anfangs gezeichnet! Wie ich einst auf meinen Reisen einen solchen tiefgegründeten und von heiliger Freude erfüllten alten Christen kennen lernte, hatte ich den

*) Röm. 5,5 — 1. Joh. 2,5 — Röm. 10,10 — 1. Cor. 6,20 — Röm. 12,9 — 2. Tim. 3,17 — Matth. 19,21 — Joh. 17,23 — 2. Cor. 13,9—11 — Coloss. 3,14 — 1. Cor. 14,20 — Eph. 4,13.

Eindruck: Es lohnt sich doch, alt zu werden! Von ihm stammen nachstehende Verse:

„Für mich hab ich mich ausbekümmert;
Ich hab' für mich genug gelebt;
Der eigne Bau, er liegt zertrümmert,
Woraus ein neues Haus sich hebt!

Ein Haus für Ewigkeit gegründet,
Das keine Zeitflut untergräbt,
Aus dem, von Himmelsglut entzündet,
Ein täglich Opfer aufwärts strebt.

Der Born ist aus — die Tür ist offen —
Die arme Seele ist befreit!
Vor mir liegt ein unendlich Hoffen
Und eine wunderbare Zeit!“ (Silly).

Doch das alles ist noch nicht unser Zulezt! Das Wort von dem „unendlichen Hoffen“ weist uns mit starker Wendung auf unser Zulezt im Zusammenhang mit der Weltvollendung. Unser Ziel ist nicht, wie es ebenso fromm als — kurzfristig im Lied und Wunsch oft wiederkehrt, daß unsere Seelen errettet werden und in einem glücklichen Zustand sich ewig wohl fühlen, — etwa im Anschauen des Herrn und im Singen von Hallelujah, — sondern unsere christliche Hoffnung muß sich nach der Schrift andere Bahnen weisen lassen. Es gibt keinen speziellen Himmel für eine kleine Elitetruppe, keinen Separatfrühling für einzelne Blumengattungen, keinen bloßen Festtag für Gottes Leibgarde ohne den endlichen Sieg Christi in aller Welt! Wäre die vielverbreitete Anschauung begründet, als ob nur solch ein Paradies für Seelen das Ende der Wege Gottes sei, — dann müßten wir an dem Schriftganzen irre werden und uns betroffen fragen: wozu dann noch die Auferstehung des Leibes?

Gottes Pläne mit seiner ganzen Welt*) gehen weiter, als nur auf die Errettung einzelner Seelen aus dem Verderben. Alle Reiche dieser Welt sollen unseres Gottes und seines Gesalbten werden. Alles Störende, Dämonische, Ungöttliche muß aus allen Gebieten der sichtbaren und unsichtbaren Welt ausgemerzt sein, bis daß Gottes guter Wille überall vollkommen geschehe. Die ganze Geisterwelt, die ganze Menschheit, die

*) Von dem tausendjährigen Reich kann ich hier absehen. Denn wie man sich dasselbe auch vorstellen mag, so ist es nicht „unser Zulezt“, sondern höchstens eine Etappe auf dem Wege zum letzten Ziel. Rechnen wir alle fleischlichen Vorstellungen davon ab, so bleibt das tausendjährige Reich als die notwendige großartige Missionszeit immer noch wichtig.

ganze Creatur muß zum Schluß harmonisch, rein, gut, gottgemäß geworden sein. Wer die beiden letzten Kapitel der Offenbarung liest, muß doch zum Schlusse kommen, daß eine neue Menschheit auf einer neuen Erde in seliger Wirklichkeit und vollem Leben Gottes Pläne verwirklichen hilft. Dazu gehören volle Persönlichkeiten nach Leib, Seele und Geist! Das gibt noch einige Farben für das Bild von unserm Zukünft.

Im Gebiet des sittlichen Lebens, wo hier die Entscheidungen fielen im harten Kampf, glänzt die eine strahlende Aussicht: Keine Sünde! An uns und unsern Lieben auf Erden störte die Sünde die Süßigkeit der Liebe. Diese Lebenshemmung fällt fort. Als Professor Christlieb einst vor Negern in Amerika über die christliche Ewigkeitshoffnung predigte, rief er in die Versammlung hinein: „Dort wird es keine Schwarzen und keine Weißen mehr geben, — nein, nur eine Farbe!“ Da ergriff eine ungeheure Bewegung die große Versammlung; alles schluchzte oder jauchzte durcheinander und wie im Chor erscholl es brausend: „Eine Farbe! Eine Farbe!“ Können wir nicht von allen sündlichen Abfärbungen, die jetzt wie Eisblöcke zwischen Herz und Herz sich schieben, dasselbe sagen? „Alle Erdenfarben zergehen zu Nichts im Demantglanze des ewigen Lichts!“

Intellektuell lastet jetzt die Unfähigkeit, das Wesen der Dinge zu erkennen, wie ein Alp auf unserem Geist. Zu sehen, daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen! Zwischen den Dingen draußen und uns selbst steht, wie Helmholtz klagte, „undurchbringlich unsere Hirnschale!“ Wie wird uns sein, wenn alle Nebel weichen und alle Hüllen fallen und wir endlich erkennen werden, was eigentlich alles bedeutet hat! Ja, der Apostel geht noch einen Schritt weiter: „Wir werden ihm, Jesu, gleich werden, denn wir werden ihn erkennen, wie er ist.“ Hier hieß es: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, — dort sind wir ihm gleich geworden und werden uns an solcher Gotteserkenntnis laben wie an einem Strom! Wenn wir ihm genahet sind und haben im Augenblick unsere Seele sattgetrunken an seiner Schönheit, den wir hier liebten, ohne ihn gesehen zu haben, dann gehen wir an den Umgang mit anderen Sel'gen und unsere Werke im Lande der Lebendigen und weil wir noch den Glanz von ihm im Herzen und im Auge haben, wird das ein wunderbares Erkennen und Austausch geben mit den Andern. Kehren wir dann bereichert durch solch tausendfältiges Geben und Nehmen — entwickelt und verändert — zu Jesus zurück, wird dieses neue Zusammensein mit ihm uns neue Seiten seines Reichthums austun. Dann läßt sich ein Fortentwickeln und Weiterwachsen unseres

Geistes im neuen Zusammentreffen mit solchen denken, die inzwischen auch durch Jesus eine neue Klarheit erlebt haben.

Körperlich werden wir so neu geworden sein, wie uns sein Auge der Liebe sehen will. Ganze Persönlichkeiten bedürfen eines Leibes, damit sie Beziehungen zu ihrer Umgebung pflegen können und ohne solche gibt es kein Leben. Damit ist die Frage nach dem Wiedererkennen schon bejaht. War hier der Leib oft nur ein Hemmschuh für den Geist (meinethalb oft ein heilsamer!) war er hier ein kümmerliches Organ, ein undeutlicher Spiegel der Seele, — wie wird's sein, wenn Jesus unsern sterblichen Leib ähnlich gemacht haben wird seinem verklärten Leibe! „Ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde!“ (Ps. 17,15.)

Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, Lebensbeziehungen aller Art, — der Sünde entnommen, im Licht ewiger Gottesnähe gereift, verklärt mit Gottes Klarheit, — was für ein reiches, reines Bild des ewigen Lebens, wenn Jesus sein Wort eingelöst hat: „Siehe, ich mache alles neu!“

Nun vergleiche damit, was wir anfangs von dem Zulezt des Unglaubens gesagt haben! Warum wird so wenig von der christlichen Hoffnung gepredigt? Als Knabe sah ich einst im Norden Rußlands ein prachtvolles Nordlicht, das seine grünen, roten, violetten und orangefarbenen Strahlengarben eine halbe Nacht lang am dunklen Himmel aufflammen ließ, daß kein Feuerwerk ihm an Großartigkeit nur das Wasser bieten konnte. Wenn die herrliche Aussicht der Kinder Gottes in bloßer Sentimentalität — jenem Nordlicht ähnlich verpufft, — dann mag es wertlos sein, davon zu reden. Aber Nordlicht ist elektrische Entladung. Wer denkt da nicht an jene andern heilsamen Wirkungen der elektrischen Kraft, die uns tausende von Bogenlampen erhellt und hunderte schwerer Wagen voll Menschen treibt! So muß die christliche Hoffnung auf unser Zulezt umgeschaltet werden. Die Wirkung der Zukunft Jesu auf unsere Gegenwart soll eine sittlich-religiöse Kraftquelle erster Ordnung werden. „Jeder, der solche Hoffnung zu ihm hat, der reinigt sich, gleichwie er rein ist!“ Mag eben die Weltbewegung um uns her so viel schwarze Schlagschatten, so viel dunkles Gewölk, wie es will, in der Verzerrung des Unglaubens auf die Weltbühne führen, — unser Licht löscht nicht aus! „Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet, als ein Licht, das da leuchtet am finstern Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen!“



In ihm allein ist Ruh

In ihm allein ist Ruh!
 So oft nach schweren, langen Tagen
 Schloß er uns abends ohne Fragen
 Des Herzens Türe zu;
 Dann endlich aus der Welt Gebrause
 Die Seele fand den Weg nach Hause
 Und bei ihm Trost und Ruh.

In ihm allein ist Ruh!
 Was jagst du, Herz, vor neuen Stürmen?
 Kann er nicht überall dich schirmen,
 Rufst ihn zu Hilfe du?
 Bald glätten sich die wilden Wogen,
 Am Himmel strahlt der Friedensbogen:
 In ihm allein ist Ruh!

M. Stumler.



Der 7. Naturwissenschaftliche Kursus des Keplerbundes soll in diesem Jahre vom 25.—28. Juli im Bundeshause zu Godesberg abgehalten werden. Als Thema wird „Das Menschenproblem“ in folgenden Vorlesungen behandelt werden. 1. Die Geschichte des Problems der Menschenschöpfung, 2 Std.: Prof. Dr. Dennert. 2. Das Problem der Menschheits-Entstehung, 3 Std.: Direktor Teudt. 3. Die zoologische Stellung des Menschen, 4 Std.: Dr. Braß. 4. Die Reste des Urmenschen, 4 Std.: Dr. Braß. 5) Die Kultur des Urmenschen, 3 Std.: Prof. Dr. Dennert. 6. Körper und Geist, 4 Std.: Dr. Segauer. 7. Der Mensch als ethisches Wesen, 3 Std.: Dr. Senff.

Die Vorlesungen werden, soweit erforderlich, durch Demonstrationen erläutert, zu denen die Sammlungen des Bundes das Material liefern. Eine interessante Erläuterung wird das Thema durch einen Besuch des Rheinischen Provinz.-Museums in Bonn zur Besichtigung des Neanderthal-Schädels erfahren. — Die Gebühren für alle Vorlesungen zusammen betragen M. 8.— Es empfiehlt sich, Anmeldungen möglichst bald an die Geschäftsstelle des Keplerbundes Godesberg bei Bonn, Rheinallee 26 zu richten, die jede nähere Auskunft, auch über Wohnungs- und Pensionspreis, gern erteilt.



Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

(Fortsetzung)

VIII. In Variagemeinden

Diese Reisebriefe sollen keine wissenschaftlichen Abhandlungen sein, und deshalb brauche ich hier keine ethnologisch begründete, ausführliche Erklärung zu bringen über Ursprung und Wesen der indischen Volkschicht, die unter dem Namen Paria bei uns bekannt ist. Dazu müßte man zu weit ausholen und zu viel auf die Entstehung der Kaste und die ganzen sozialen Verhältnisse eingehen. Daher will ich nur in Kürze versuchen, den Lesern ein kleines Bild zu zeichnen, damit sie einen Begriff bekommen von diesen Paria und die Missionsarbeit unter ihnen verstehen und würdigen können.

Indien ist das Land, da das Wort Geltung hat: „Arbeit schändet“, besonders gilt das von der Feldarbeit. Infolgedessen haben die Leute, welche auf diese körperliche Arbeit angewiesen sind, von vornherein einen schlechten Ruf, und ein Mensch, der auf sich etwas hält, rückt ostentativ von jedem „Arbeiter“ ab. So kommt es, daß ein tiefer Riß durch das indische Volk geht: auf der einen Seite die allerdings sich auch schroff gegenüberstehenden übrigen Kastenleute und auf der andern die Paria. Ganz besonders merklich ist dieser Riß, wenigstens nach meinen Beobachtungen, im Tamulnlande, dem Leipziger Missionsgebiet. Rein äußerlich betrachtet, scheint er auch ethnologisch begründet zu sein, sieht es doch aus, als wären die Paria Angehörige eines anderen Volksstammes als die übrigen Hindus, denn ganz dunkelbraun, oft oder gar meist schwarz ist ihre Hautfarbe. Was sind das nun für Leute, diese Paria?

Die meisten Paria, soweit sie nicht in den Städten als Diener oder Knechte bei den Weißen ihr Brod suchen, sind Bauern, und zwar zum Teil noch Pächter, also verhältnismäßig selbständige Leute, zum Teil Feldarbeiter oder wohl richtiger Sklaven, die willenlos in der Hand des Großgrundbesitzers ein kümmerliches Dasein fristen. Leider scheinen sie sich auf der abschüssigen Bahn zu befinden und während die Zahl

der selbständigen Pächter von Jahr zu Jahr kleiner wird, wächst umgekehrt die Zahl der Sklaven. Verschiedene Gründe sind es, die sie abwärts treiben. Einmal ist es sicher dadurch bedingt, daß es für den Armen vor Gericht kein Recht gibt und daher die Pächtherren es immer fertig bringen, ihre Pächter zu Grunde zu richten und als rechtlose Hörige in ihre Gewalt zu bringen, wenn sie das wollen. Dagegen kann auch kein europäischer Missionar etwas machen, wenn der Bergewaltigte eines seiner Schäflein ist, weil ihm einfach das Geld fehlt, sich genügende Zeugen zu kaufen. Charakteristisch dafür ist der Fall, der vor einer Reihe von Jahren auf dem kleinen Außenposten der Leipziger Mission Peruntotam passierte. Einige Christen waren von den heidnischen Herren ungerecht behandelt worden. Um ihnen zu helfen, eilte der eingeborene Pfarrer, zu dessen Sprengel dieses Dorf gehört, herbei. Als er sich aber dem Orte näherte, überfielen ihn Männer, jedenfalls von den Pächtherren gedungen, und schlugen ihn mit Knüppeln fast zu Tode. Selbst in diesem Falle konnte die Mission nichts erreichen, sogar die rohen Helden, die fast zu Mördern geworden waren, wurden für unschuldig erklärt und freigesprochen, weil sie genug bestochene Zeugen hatten.

Aber auf diesem Wege von der Freiheit in die Abhängigkeit oder Sklaverei gehen sie nicht nur durch fremde Schuld, sondern auch durch eigene. Zwei Punkte in dieser Beziehung seien hier nur genannt. Einmal sind es die unsinnigen Hochzeitsgebräuche, die weit über ihre Verhältnisse gehen und die sie nötigen, nicht nur einen Teil des Ertrages der Ernte herzugeben, sondern oft auch ihr Arbeitsgerät und Arbeitsvieh zu verkaufen, und dann das Nationallaster der Baria, das sie um Hab und Gut bringt: ihre schreckliche Trunksucht. Mehr oder weniger sind die meisten in der Hand des Palmschnapsteufels. Kommt dann wieder die Zeit der Aussaat, dann müssen sie Saatforn, Ackergerät und Zugochsen sich vom Pächtherren leihen, und damit wird ihr Pachtgeld, das sie zu zahlen haben, so gewaltig, daß ihnen selbst fast nichts mehr übrig bleibt und sie anfangen zu darben. Dann ist ihnen auch gefallenes Vieh willkommene Nahrung und der Rehrichthausen wird nach Speise durchstöbert. Diese grenzenlose Armut wirkt naturgemäß zurück auf ihre ganze Lebensweise; auf Kleidung und Wohnung, und das alles wird so schmutzig und verkommen, daß man bei Schilderung dieser Verhältnisse nicht leicht in das Uebertreiben verfällt.

Das Bild der Baria ist aber erst vollkommen, wenn wir einen kleinen Begriff von einem Bariadorf, dem sog. Tscheri haben. Meist sind diese Dörfer mitten in den Reisfeldern, auf denen sie arbeiten, angelegt.

Eine Hauptstraße zieht sich hindurch, auf der die Variaweiber sich streiten und keifen, in deren Pfützen oder Staub die von Schmutz starrenden, nackten Variakinder spielen, die zottigen, gräßlichen, ewig kläffenden Variahunde sich heruntreiben und die schwarzen, grunzenden Schweine vor Vergnügen sich wälzen. Oder man kann es auch erleben, daß diese schmutzigen Kinder mit ihren Spielkameraden — eben den Hunden und Schweinen — sich um Nahrung streiten, die eines im Kehricht gefunden. Auf beiden Seiten dieser meist belebten Straße befinden sich planlos durcheinander gebaut die erbärmlichen Hütten. Die Wände sind aus Lehm, über diese werden Bambusstangen gelegt, die, mit Stroh oder Palmblättern bedeckt, das Dach bilden. Ein Loch in der Wand ist Ersatz für Thür, Fenster und Schornstein. Das Ganze ist so schief und liederlich gebaut, daß ein gründlicher Gewitterregen der Tropen mit Leichtigkeit das Dach durchschlägt, von innen und außen die Lehmwände unterspült und so einem solchen Variahause leicht und schnell den Garaus macht. — Auch wenn man starke Geruchsnerven auf solch' einer Reise bekommt, so ist es doch kein Genuß, durch ein Variadorf zu gehen. Abgesehen vom Anblick dieser verkommenen, schmutzigen Leute und Tiere, ist oft der bestialische Geruch von gefallenem Vieh schauerhaft, um von manchen anderen Gerüchen nervösen und fein empfindenden europäischen Lesern gegenüber zu schweigen.

So ist es denn kein Wunder, wenn sich jeder Hindu von Raste mit Verachtung und Abscheu von diesem Abschaum seines Volkes abwendet und auch rein nichts mit ihm zu tun haben will. Man hält sie für geistig entschieden minderwertig und ihr meist stumpfsinniger Gesichtsausdruck scheint das zu bestätigen. Daher wohl auch haben sie weder an der eigentlichen Religion, noch an dem verhältnismäßig reichen Geistesleben der Tamulen Anteil.

Merkwürdige Leute sind die Missionsgegnern, die man auf dem Schiff oder in Indien selbst trifft. Im Blick auf die große Masse des indischen Volkes können sie einem durch Sachkenntnis ungetrübt entgegenhalten: Die Hindus sind glückliche, unschuldige Kinder, die sich ihres Lebens freuen und mit Blumen in den Händen ihren Göttern sich nahen. Das tun sie, als ob sie nichts wüßten von dem namenlosen Elend der indischen Frauenwelt, von dem blutigen, unzuchtigen heidnischen Götzendienste. Und im Blick auf die Varias können sie einem mit derselben Sicherheit entgegenhalten: Die Varias sind äußerlich so namenlos verkommen und tierisch, innerlich so abgestumpft und tot, daß sie nach nichts Höherem sich sehnen und auch nicht besserungs- und bildungsfähig sind. Also der

Weisheit höchster Schluß: Mission ist Unsinn. Wenn diese Leute nur einmal sich etwas gründlicher mit der Mission beschäftigen würden, dann müßten sie staunen über das, was sie aus diesen Leuten gemacht hat. Solche Gegner sollten nur einmal mit einem aus der Paria stammenden eingeborenen Pfarrer der Leipziger Mission, der ein gut Teil unserer theologischen Bildung auch besitzt, auf „Deutsch“ sich unterhalten — vielleicht würde ihnen dann ein Licht darüber aufgehen, daß die Mission gewaltige Lebenskräfte besitzt, die ganze Völker umgestalten kann, von der sie allerdings bisher nichts gewußt haben.*)

Damit ist die Berechtigung der Missionsarbeit unter den Paria schon erwiesen. Um aber den Lesern einen kleinen Eindruck von dieser Arbeit zu geben, möchte ich kurz die Schilderung von zwei Besuchen in Paria-gemeinden bringen, die ich von der Missionsstation Kumbakonam machte.

Es war am ersten Sonntag nach Neujahr, da standen der Leipziger Missionar Ellwein und ich um 4 Uhr morgens vor dem Missionshause, während beim Scheine einiger Windlichter der Koch und der Ochsentreiber unser Gepäck im Wagen nach allen Regeln der Kunst unterzubringen suchten damit auch wir beiden noch Platz fänden. Selten schön sah ich an diesem Morgen das südliche Kreuz gerade über der Turmspitze des Missions-kirchleins stehen.**) Vier Stunden ging es dann im Ochsenwagen in's Land hinein. Interessant und neu war mir auf dieser Fahrt nur eines. Bei Sonnenaufgang, etwa um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, passierten wir ein Dorf, in dem sehr

*) Vor meiner Reise stand ich auf Grund meiner nur theoretischen Kenntnisse dem Bestreben feindlich gegenüber, die eingeborenen Pfarrer in englischem Sprachgebiet auch noch mit dem Erlernen der schweren deutschen Sprache zu belästigen. Nach meinen Reiseerfahrungen muß ich diese Ansicht ändern. Es hat unzweifelhaft großen Wert, wenn die eingeborenen Pfarrer auch in Indien auf ihrem theologischen Seminar deutsch lernen. Damit ist ihnen die ganze deutsche theologische und erbau-liche Litteratur erschlossen, was für sie eine gewaltige Bereicherung ihres Wissens bedeutet. Als ich in Madras den Pfarrer Dewasagajam besuchte, fand ich ihn gerade bei der Lektüre von Schlatters Johannesevangelium. Die Leipziger Mission lehrt auf ihrem theologischen Seminar in Tranquebar schon seit Jahren deutsch und die Kol-mission hat auf ihrem Seminar in Ranchi es in diesem Jahre zum ersten Mal versuchsweise eingeführt. Die andern deutschen Missionen verhalten sich ablehnend.

**) Dieses Sternbild wird von den Reisenden immer in solch leuchtenden Farben geschildert, daß ich zum ersten Mal, da ich es in Indien sah, völlig enttäuscht war. Im ganzen besteht es aus vier Sternen — nicht fünf, wie ich und die meisten Leser es sich wohl gedacht haben — von denen einer noch sehr schwach nur leuchtet. Hätten wir dieses Sternbild in Europa, so würde niemand sich darum kümmern, aber weil es nur am südlichen Himmel sichtbar ist, hat es eben für uns den Reiz des Fremden und daher wohl sein Ansehen.

bigotte Verehrer des Gottes Siva wohnen. Als wir in die Mitte des Dorfes kamen, standen hier die Bewohner versammelt und sangen mit Musikbegleitung zur Morgenbegrüßung ihres Gottes Lieder. Das ist doch eigentlich ein recht schöner Gedanke und in das Christliche übertragen würde das heißen: eine Morgenandacht des ganzen Dorfes unter freiem Himmel. Es kann einen manchmal fast beschämen, wenn man sieht, mit welchem Eifer und welcher Treue die Heiden oft ihrer Religion leben. Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr machten wir unter einem Baume Halt, die Ochsen wurden ausgespannt und drei Träger nahmen unsere Sachen, der erste das Köffchen mit Talar, Bibel, Kirchenbuch und den Abendmahlsgeschirren, der zweite den Korb mit Geschirr und Lebensmittel und der dritte den großen porösen Tonkrug mit Trinkwasser. Die Leser sehen daraus auch, wie umständlich für den Missionar das Reisen und der Besuch seiner Außenstationen ist.

Eine knappe Stunde wohl marschierten wir so im Gänsemarsch hintereinander auf den schmalen Dämmen, welche die Reisfelder von einander trennen. Mehrfach kamen größere Wassergräben, über die wir nicht springen konnten. Dann gingen unsere Träger zuerst hindurch, legten ihre Sachen drüben ab und kamen zurück, um uns zu holen. Wenn zwei sich die Hände gegeben haben, dann kniet man auf ihre zusammengelegten Hände und umschlingt mit den Armen die nackten, manchmal auch frisch geölten Schultern der Beiden und so geht es dann hinüber. Endlich langten wir müde vom frühen Aufstehen, der langen Ochsenfahrt und dem Gang durch den Sonnenbrand und nachdem wir einige schmutzige und übelriechende Paria dörfchen passiert hatten, an unserem Ziele an. Dieses Dörfchen Weijel sticht noch nicht viel von den umliegenden Dörfchen ab, da die Zahl der Christen sehr gering ist und dementsprechend auch der christliche Einfluß. Freilich die Häuser des hier stationierten christlichen Lehrers — auch ein Paria von Geburt — und einiger anderer Christen zeigen schon den großen Unterschied, selbst im Innern war die Reinheit für Paria-Verhältnisse musterhaft. Das kleine Gemeindlein von Weijel hatte gerade ein großes Unglück getroffen. Mit Hilfe von Geldern aus der Heimat hatten sie sich ein kleines Kapellchen gebaut, sogar mit Ziegeldach. Nun hatte sich die eine Längsmauer etwas gesenkt und nach außen gebogen und dadurch war der Dachstuhl zusammengestürzt, glücklicherweise in der Nacht, sodaß niemand dabei verunglückte. Die Leute hatten alle Trümmer herausgeräumt, aber trostlos sah dieses dachlose Kirchlein doch aus, nur einige Sparren oben waren als Zeichen des früheren Daches geblieben, auch der Altar war durch den Zusammensturz arg beschädigt.

An der Straßenseite der Kapelle war eine Veranda angebaut, deren Dach stehen geblieben war, hier sollte der Gottesdienst stattfinden. Eine kleine Kiste mit der Altardecke bedeckt mußte als Altar dienen; Kreuzifix und Abendmahlsgeräte wurden daraufgestellt. Nachdem der Lehrer mehrfach mit einem Holzhammer auf ein Stück Eisenbahnschiene geschlagen hatte, erschienen allmählich die Christen — mit Rind und Regel etwa 50 Seelen. Während des Gottesdienstes merkte man den Kirchenbesuchern doch noch sehr die „Hinterwälder“ an, denn es fiel ihnen offenbar noch sehr schwer, der christlichen Sitte entsprechend sich zu benehmen. Besonders die Kinder verleugneten ihre Pariaabstammung nicht. Zu Ehren des Sonntags hatten auch die Kleinsten schöne, lange Vendentücher umgeschlagen. Nun amüsierten sie sich damit, diese abzulegen und nur „mit dem Himmel bekleidet“, wie ein indisches Wort das Unbekleidetsein zart ausdrückt, dazustehen, um auf einen Wink vom Lehrer oder einen Rippenstoß der Mutter hin sich wieder sitzsam einzuhüllen. Feierlicher wurde es erst, als nach Schluß des Gottesdienstes die Kinder heimgeschickt wurden und nun die Abendmahlsfeier begann. Dieser heutige Gottesdienst war gewissermaßen gleichzeitig eine Heidenpredigt; denn neben der offenen Veranda hatten sich eine ganze Menge Heiden eingefunden, die neugierig und gespannt den Vorgängen und Worten folgten.

Trat einem hier in diesem kleinen Gemeindlein der Unterschied zwischen christlichen und heidnischen Pariadörfern nicht so klar in die Augen, so war das mehr der Fall bei einem anderen Dorfe, das ich mit demselben Missionar besuchte, das Dorf Ranjanur. Hier ist schon eine ältere christliche Gemeinde, die allermeisten Bewohner sind Christen. Ich bin durch kein Pariadorf gekommen, dessen Dorfstraße so sauber gekehrt und gereinigt war, ebenso erstaunt war ich über das Innere der Häuser. Durchweg machten sie einen soliden und besseren Eindruck, als ich es bisher gewohnt war. Auch der Gottesdienst verlief hier viel feierlicher und europäischer, wenn man so sagen kann. Die Kinder wußten sich gesitteter zu benehmen und der Gemeindegesang zeigte von wirklicher Teilnahme der Gemeinde an der Feier.

So sucht die Leipziger Mission durch Predigt und Seelsorge an ihren Christen zu arbeiten, um sie innerlich und äußerlich zu heben — Mission und Kultur gehen hier wie selten Hand in Hand — und damit den Hindus zu zeigen, das Christentum vermag tatsächlich das Wort seines Stifters zu erfüllen, daß alles neu werde, wo er Herr werde. Damit hat sich aber der Leipziger Mission ganz naturgemäß eine andere Arbeit aufgedrängt.

Die Paria, welche durch die anfangs geschilderten traurigen Verhältnisse oft in bitterste Not kommen, lassen schließlich alles im Stich und gehen als Plantagenarbeiter nach Ceylon oder Hinterindien. Die zurückgelassene Mutter kann unmöglich für ihre Kinder sorgen, ja verläßt sie womöglich auch noch und dann sind die armen Würmer fast schlimmer dran, als wirkliche Waisenkinder. Besonders die Mädchen sind der Sünde und Schande mit tödtlicher Sicherheit verfallen, wenn sich niemand ihrer annimmt. Da hat nun die Leipziger Mission eingesezt und diese Mädchen in einer Kostschule auf der Station Majaweram gesammelt. Aber bei meinem Besuch dieser Anstalt erfuhr ich, daß solche Mädchen nur einen kleinen Teil der ganzen Schar ausmachen. Es sind hier auch viele Mädchen, deren Eltern noch leben, aber arme Hörige sind. Sie können die Knaben selbst erziehen, weil diese nebenbei doch noch etwas verdienen, anders die Mädchen. Diese nimmt die Mission ihnen nun ab und erzieht sie auf ihre Kosten. Schließlich gibt es aber auch Paria, die bei christlich-nüchternem Leben als Pächter vorwärts kommen und sich für ihre strebsamen Mädchen nicht begnügen mit dem doch immerhin armseligen Dorfunterricht und die nun ihre Kinder nach Majaweram zur Weiterbildung schicken.

Diese Kostschule ist von großer Bedeutung; denn aus dieser Schule sollen die zukünftigen Lehrerinnen und die Frauen der Lehrer, Katechisten und Pfarrer, die aus den Paria stammen, hervorgehen. Letzteres ist bei der Kastenpraxis der Leipziger Mission besonders wichtig, denn diese Männer werden trotz ihrer Stellung schließlich doch nur Pariamädchen heiraten können. Wie schwer die Leitung dieses Institutes ist, versteht man erst, wenn man daran denkt, daß die Kinder im allgemeinen nicht über ihren Stand heraus erzogen werden sollen, damit sie später in die kleinen Verhältnisse eines Pariadorfes wieder hineinpassen. Andererseits soll ihr äußeres und inneres Leben so von christlichem Geiste durchdrungen sein, daß sie später als Frauen dennoch ihrem Haushalte einen anderen Anstrich zu geben vermögen. Um allen diesen Anforderungen zu genügen, bedarf es vieler Umsicht und Liebe seitens des leitenden Missionars und seiner weißen und schwarzen Hilfskräfte. — Gerade diese letzten Ausführungen zeigen den Missionsfreunden wieder einmal, wieviel schwieriger und vielgestaltiger die Missionsarbeit ist, als man sie sich im allgemeinen denkt.

So arbeiten die Leipziger Missionare mit großer Treue und Aufopferung an der Hebung auch dieser armen Heiden, allerdings augenblicklich mehr in dem Sinne, daß sie ihre Christen immer mehr zu wahren

Jüngern Jesu machen wollen, denn die eigentlichen Missionserfolge, d. h. Uebertritte aus dem Heidentum zum Christentum sind eben Ausnahmen. Merkwürdigerweise ganz anders steht es damit im äußersten Süden des Tamulenlandes, in der Umgebung von Nagarcoil, das ich bereits im vorigen Reisebriefe erwähnte. Hier macht sich unter der Privatbevölkerung ein deutlicher Zug zum Christentum bemerkbar. Sehr interessant waren mir daher die Tage, die ich auf dieser Station der amerikanisch-lutherischen Mission der Missourisynode verbringen durfte. Diese Mission ist erst seit wenig Jahren hier und doch hat sie schon ein reiches Arbeitsfeld. Von allen Seiten kommen Leute und bitten um Aufnahme in den Taufunterricht, selbst in ganz heidnischen Dörfern wird regelmäßig gut besuchter Gottesdienst gehalten. An dem Sonntag, an dem ich auf dieser Station war, fuhr ich morgens mit dem Missionar Hübener auf dem Rade hinaus in das Pariadorf Taleikutti, das wundervoll unmittelbar am Fuße steiler Felsabhänge liegt. Aus diesem Dorfe hatten 25 Personen, von ihren christlichen Verwandten aus Nachbardörfern dazu bewegt, um die Taufe gebeten. Damit die Mission nur ja käme, haben sie aus eigenen Mitteln ein kleines Kapellchen aus Lehm und Palmblättern gebaut, wo nun Sonntags Gottesdienst gehalten wird und Werktags der Katechumenenunterricht. Hier geht es offenbar sehr vorwärts und eine solche Anfangsarbeit zu sehen, ist wirklich eine große Freude.

Die Leser werden es aber wohl auf Grund dieses Briefes mit mir verstehen, wenn manche Missionare zur Arbeit unter den Paria sich nicht besonders hingezogen fühlen und es lieber sähen, wenn sie mehr Gelegenheit hätten, unter den höheren Kasten, vor allem den Brahmanen zu arbeiten. Aber ich glaube, auf größere Uebertrittsbewegungen wird man im allgemeinen, so wie heute die Verhältnisse in Indien liegen, nur rechnen können in den niederen Volksschichten. Sind aber diese einmal christlich geworden und auch kulturell dadurch gehoben, dann müssen auch die gebildeten Kreise, die in ihren modernen Zweigen sich vergeblich um Hebung des Volkes versucht haben, die umgestaltende Kraft des Christentums anerkennen und erst dann kann man auf Massenübertritte von ihnen rechnen. Damit wäre es dann im Christianisierungsprozeß Indiens so gegangen, wie es seit Jesu Zeiten in der Mission immer gegangen ist, aus der Tiefe in die Höhe, erst die Wurzeln unten im Boden und dann die grünenden und blühenden Zweige am Baume des Volkes.





Ihr seid das Salz der Erde

Ein gesegneter Sommertag neigte sich über dem Simmental. Schon kletterten die Abendsschatten sachte die Höhen empor, nur ganz oben lagerte noch voller Sonnenglanz, und der Schnee auf der gewaltigen Wildstrubelkette leuchtete unverändert rein und weiß, — ein Sinnbild der Ewigkeit.

Zu viert hatten wir die Nordostflanke des Tals erstiegen. Tapfer hatte selbst das Mütterchen den hier und da unbequem steilen und steinigem Pfad überwunden. Nun wendeten wir uns immer wieder, das Alpenpanorama zu bewundern, das bei jedem Schritte in die Höhe sich gewaltiger und majestätischer aufrollte. Und taucht da hinten nicht schon des Wildhorns schneeweiße Kuppe auf? Gewiß, sie ist's, ein Blick auf das Rärthchen gibt uns recht. „Du hast deine Säulen dir aufgebaut und deine Tempel gegründet! . . .“

Doch weiter geht's über tiefgrüne Matten; fleißige Hände wenden das duftige Heu und manch freundlicher „Grüß“ fliegt herüber und hinüber.

Aber bald erlahmen die des Steigens ungewohnten Kräfte. Sehnsüchtig schauen die Blicke voraus nach einem ruhe- und erquickungsbietenden Gasthause. Vergebens! Noch immer mahnt die weiße Markierung am Rande des Pfades zum Weitergehen.

Da weist ein fleißiger Landmann den Weg ins Tal! Doch es ist nicht der auf der Karte verzeichnete, der allmählich in großen Bogen der Talsohle zustrebt. Ist's nicht geraten, lieber dem freundlichen und erfahrenen Ratgeber in der Tasche zu folgen?

Eine kurze Rast am Rande des Tannenwaldes, ein einfacher Imbiß, der für alle Fälle daheim eingepackt worden war, — und voran mit frischem Mute!

Und richtig! Da teilt sich auch endlich der Weg! Abwärts führt durch den köstlichen, weichen Rasen, von üppigem Klee und würzigen Kräutern durchsetzt, ein bequemer Steig und selbst die Alten schreiten aufs neue rüstig aus. „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

Schon tauchten die ersten Häuser an der Talseite auf, die meisten verschlossen, die Holzladen fest vor den kleinen Fenstern. Die Bewohner

sind mit dem Vieh hoch droben auf der Alm; nur der Nährtroß vor der Thür läßt gastlich und nimmer müde sein quellfrisches Wasser rinnen.

Dort grasen schneeweiße Geißen dicht am Häuslein. Die Fenster sind geöffnet, ein Greis ist im Heu tätig. Freundlich blicken aus dem verwitterten, von rötlichem Haar und Bart umwehten Antlitze zwei helle, blaue Augen. Lieblich klingt sein Gruß und gewinnend die Frage nach dem Woher und Wohin; denn dicht am Hause führt der Pfad abwärts. Es wird uns wohl in seiner Nähe, und flink wagt sich die Frage über die Lippen, ob man wohl ein Glas Milch bekommen könne. Milch? Mühe gibt's nicht in der ärmlichen Wirtschaft; doch ja! Die Geißen sind gesund und abgekocht ist schnell. Und schon springt der Mann, selbst die Ziegen zu melken.

In der Laube vor der Küche finden die ungebetenen Gäste Ruhe-
sitze; bald schäumt die Milch in sauberer Kasserolle, das Feuer wird geschürt. Wir aber, eigen bewegt von der herzlichen Gastlichkeit des Fremden, wollen auch nicht müßig bleiben und stimmen als Gastgeschenk ein Liedlein an. „Willkommen, o seliger Abend“ und „Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott“.

Vielleicht ist uns sogar ein Blick ins Innere des Häusleins gestattet? O gern! Und wir treten ein — durch die Küche ins bescheidene Wohnzimmer, dessen gewaltiger Webstuhl des Hausvaters Platz zu sein pflegt. An den Wänden hängen dicht nebeneinander eingerahmte Sprüche und Verse. Wie eigen grüßen hier im fremden Lande die wohlbekannten Lieder: „Ohne dich, was ist der Himmel, ein verschloss'ner Freuden-saal“, „Würde Jesus solches sagen, würde Jesus solches tun?“ Und dort überm Bett der Tochter das Motto, das der liebe „Christliche Hausfreund“, der alljährlich mit in die Sommerfrische wandert, für den heutigen Tag spendete: „Ja, ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet“. Jes. 46, 4.

Wie gehen da Herzen und Lippen auf und wie gut verstehen sich die Menschen aus Nord und Süd! Bald liegt Vater Gottliebs Leben wie ein offenes Buch vor uns. Er bekennt es dankbar, auch auf dunklen Wegen ist Gott mit ihm gewesen, hat ihm, dem Frühverwaisten, zwei liebe Pflegemütter geschenkt. Im Andenken an die eine Treue zeigt er uns voll Andacht das von ihr geerbte „Goldene Abc“, eine ganze Sammlung alter, schöner Liederverse in seltsamem Drucke und noch seltsamerer Rechtschreibung.

Uebers Meer hat ihn der Herr mit der vor acht Jahren heim-
gegangenen Lebensgefährtin und den sechs Kindern geführt; doch die zarte

Gesundheit des Vaters war wohl den Anstrengungen des Farmerlebens nicht gewachsen. Schon nach einem Jahr ging's wieder der alten Heimat zu.

Ein schmerzhaftes Magenleiden sucht den lieben Alten seit seiner Jugend heim; doch fröhlich und gelassen trägt er's. Die Milch seiner Ziegen erhält ihn; Fleisch kommt nicht ins Haus, höchstens ein- bis zweimal im Jahre.

Doch es wird lebendig im Häuslein. Der Sohn Johann erscheint auf der Schwelle. Sein erstes Wort ist Dank, herzlicher Dank für den Gesang. Er sei ihm gleich durch's Herz gegangen. Auch die Tochter kehrt heim, beide gewiß müde und hungrig vom Tagewerke und doch strahlend über den unerwarteten Besuch. Geschäftig eilen sie hin und her. Bald öffnet sich die Thür zum Nebenzimmer. Da winkt einladend der gedeckte Tisch mit vier blinkenden Tassen. Im Krüge aber schäumt die frisch abgekochte Milch. Bescheiden zieht sich die Familie zurück; nur des Alten freundlicher Wunsch: „Gott segne Euch das Mahl“ hallt nach in Ohr und Herz.

Doch die Abend Schatten werden tiefer, der Gedanke an den unbekannten Abstieg mahnt zum Ausbruch. Noch schnell Name und Adresse der freundlichen Wirtel! Erst unterwegs bemerken wir, da das mitgegebene Rärtchen auf der andern Seite den Spruch trägt: „Der Herr behütet alle, die ihn lieb haben“. Mühe kostet's, Vater Gottlieb zur Annahme des Silberstücks zu bewegen, das die Abendzeche hatte decken sollen; immer wieder wehrt er ab. Dann kommt der Abschied. Tief ins Herz dringen seine Segensworte und mit Tränen dankbarer Rührung wenden wir uns zum Gehen. Noch lange wehen droben am Häuslein die weißen Tücher und bei jeder Wegbiegung schauen wir grüßend zurück.

Schon sind wir unten im Tal, an der alten, malerischen Mühle vorüber führt unser Weg. Wir tauchen in das Dunkel des Erlenswäldchens, da tönen eilige Schritte hinter uns! Der Sohn des lieben Alten ist's, Johann, der, mit dem Tragkorb auf dem Rücken, hinunter eilt ins Bad, um einzukaufen. Sollten wir in einer Stunde der Not Einkehr gehalten haben im Häuslein und wieder einmal Gottes Handlanger haben sein dürfen? „Herr, du weißt alle Dinge“.

Mit dem fröhlichen jungen Mann vergeht das letzte Stück des Weges schnell. Rede gibt's und Gegenrede. Bitter klagt er, daß die Talgenossen geistlich tot seien, die Menschen trogen zu viel, meint er. Er selbst steht mitten in der Reichsgottesarbeit und sammelt allsonntäglich die Kleinen um sich, deren sich die Kirche hier erst im Konfirmandenalter erinnert. Wie glücklich ist er, mit seinen schwachen Kräften etwas für

den Herrn tun zu dürfen und wie tief und sinnig sind seine Worte. Salz der Erde!

Noch ein Händedruck zum Scheiden und wir tauchen wieder hinein in den Strudel des BADELEBENS. Vor den Hotels eine lachende und scherzende Menge, elektrisches Licht auf allen Seiten. Wir aber danken dem Herrn für diese stille Stunde droben auf der Alp, für diesen Glanz aus der Ewigkeit! Es lehre uns aufs neue, daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine!

S. Vergelt.



Landhaus Heidrich in Dybin

„Die Kellerhäuser mehren sich,“ rief jemand neulich lustig aus, als er den Prospekt in meinem Blatte sah. Und er hat nicht so Unrecht. Da ist das Landhospiz Beerberg, das mein Freund Herr von Below schon vor mehreren Jahren gegründet hat, ganz in dem Geist geleitet, der diese Blätter seit ihrem Bestehen durchweht. Die früher ganz weltliche Pension Schweißenalp bei Brienz hat jetzt durch unsern regelmäßigen und länger dauernden Besuch einen andern Charakter erhalten; — wenigstens solange ich da bin, predige ich Sonntags daselbst und komme auch mal Alltags bei schlechtem Wetter zu Wort. Und jetzt hat die mir seit Jahren befreundete Familie des Schulrat Heidrich sich in dem malerischen Tale von Dybin ein geräumiges, gemüthliches Landhaus erbaut, das dem „persönlichen Christentum“, wie es mein Blatt vertritt, durch sein Dasein dienen will.

Die äußeren Bedingungen sind außerordentlich günstig. Als ich neulich, Ende Mai, da war, entzückte mich sowohl die Landschaft im allgemeinen, als die vorzügliche Lage des Hauses im besonderen. Ich habe doch schon viel Schönheiten in Gottes weiter Welt gesehen (glaube auch dafür einen Blick zu haben), aber ich war doch überrascht, wieviel Vorzüge sich hier zusammenfinden. Bewaldete Berghöhen bis zu 750 Meter hoch wechseln mit tiefen Einschnitten und grotesken Felsmassiven, die aus dem weichen Grün des jungen Tannenwaldes aufragen. Mächtige Wälder sorgen für staubfreie, erquickende Luft und doch fühlt man sich nicht bedrückt durch die unmittelbare Nähe von solchen Felsen und finsternem Wald, weil das liebliche Dybintal Raum genug für Luft und Licht bietet.

Das Haus selbst ist geradezu ein Meisterstück zu nennen. Praktisch, bequem, modern und behaglich — ist es gleich weit entfernt von einem kaltwirkenden Logierhaus oder einem Prunkbau im Jugendstil, wo sich der unglückliche Fremde wie eine Mißgestalt vorkommt, da er weder zu Form, noch zu Farbe seiner Umgebung paßt. Außerdem deutet die beschränkte Zahl von Logierzimmern darauf hin, daß der Charakter des erweiterten Familienkreises gewahrt werden soll. Wenn sich unter den Gästen auch junge Mädchen befinden, die neben körperlicher Erholung geistiger Fortbildung bedürfen, so wäre hier dafür die beste Gelegenheit, da der Hausvater als alter Pädagoge gern unterrichtet und die Hausmutter junge Mädchen sehr anzuziehen pflegt.

Und dann muß man die lieben Leute selbst kennen lernen, die diesem schönen Heim in schöner Umgebung die Seele geben wollen! Doch darüber darf man ja wohl öffentlich nichts sagen! Man muß gewillt sein, sich verziehen und bemuttern zu lassen, wenn man hingeht. Wieviel einsame Menschen, die eigentlich trotz der schönen Etagenwohnung der Großstadt kein Heim haben und kein naheß Herz kennen, dem sie sich rückhaltlos anvertrauen könnten, dürften hier den Anschluß finden, nach dem sie sich schon lange gesehnt. Darum kann ich nicht anders, als wünschen, daß diese neue Friedensstätte mitten in dem nervenzerrüttenden Leben der Gegenwart von Gott gesegnet sein möge, — äußerlich und innerlich! S. Keller.



Bethel, den 11. Mai. Die hiesige theologische Schule wird in diesem Semester von 39 Studierenden besucht. Von diesen sind 6 als Hospitanten (darunter ein Missionar der Norddeutschen Missionsgesellschaft) eingetragen. Unter den Studierenden befinden sich ein Schweizer und ein Oesterreicher, unter den Hospitanten ein Russe und ein Armenier, alle übrigen Herren sind Deutsche. 15 Studenten stehen im ersten Semester, 9 im mittleren, der Rest sind siebente und höhere Semester. Eine so große Zahl von Studierenden hat sich bisher noch niemals eingefunden.

Gott spricht immer gern freundlich mit den Seinigen. Was er ihnen Unangenehmes zu sagen hat, läßt er ihnen oft durch rohe Menschen, durch Feinde sagen. Verstehen sie ihn dann, wie David den Simei verstanden hat, so hat Gott gewonnen und spricht dann nur freundlich zu ihnen.

Gebanken aus dem Tagebuch eines Christen alter Zeit.



Erklärung

Meine Angaben im ersten indischen Reisebriefe (Dez. 1910, S. 73) über die Teilnahme eines engl. China-Inland-Missionars an einem Maskenfeste an Bord der „Prinzeß Alice“ ist vielfach von Freunden der China-Inland-Mission angegriffen worden. Besonders hat der Kaufmann Polnick-Barmen in seinem Blatte das Ganze als eine oberflächliche und böswillige Berichterstattung hingestellt und mir als Willkommensgruß in der Heimat ein Schreiben gesandt, in dem er verlangte, ich soll die Sache als „Unwahrheit“ widerrufen, andernfalls er gerichtlich gegen mich vorgehen wolle. Es ist wohl selbstverständlich, daß ich keinen Augenblick gezögert hätte, die Angabe zurückzunehmen, sobald man mich wirklich davon überzeugt hätte, daß der in Frage kommende Missionar kein China-Inland-Missionar sei, sondern ein Baptiste, wie behauptet wird. Aber das ist bisher noch nicht geschehen. Nicht nur die Schiffsgesellschaft im allgemeinen, sondern auch ein Missionsinspektor, an den ich mich eben noch gewendet habe, hatten die Ueberzeugung, daß der betreffende Mann der China-Inland-Mission angehöre. Sollte nachgewiesen werden können, daß wir alle uns geirrt hätten, würde ich natürlich gern widerrufen.

Vielleicht beruhigt aber folgende Korrektur die Gemüther. Der Ausdruck: „Maskenfest“ ist nicht ganz richtig gewählt. Da nur wenige Masken trugen, so hätte ich sagen sollen: „Kostümfest“. Ferner hat sich der Missionar, der als arabischer Bettler verkleidet, sein Gesicht mit Ruß geschwärzt hatte, nicht am Tanz direkt beteiligt, sondern ist nur durch die Schar der Tanzenden hin und hergegangen.

Das Hauptärgernis an dem ganzen Abschnitt hat aber unzweifelhaft der Nachsatz gegeben, wo von der China-Inland-Mission und ihren Anhängern gesagt war „die doch gern unsere deutschen Missionsgesellschaften für nicht vollkommen im Glauben halten“. Diesen Satz kann ich erst recht nicht zurücknehmen, will aber auch nicht näher darauf eingehen, da daraus nur ein Angriff entstehen würde auf eine Missionsarbeit, die nach dem Urteil Warnecks „den deutschen Missionsbetrieb mit einer bedenklichen inneren Gefährdung bedroht“.

Rastatt (Baden), den 29. Mai 1911.

Hans Keller, Divisionspfarrer.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

M. S. Gewiß kann Gott Sie erhören. Aber wollen Sie bitte zuerst um Stille bitten, ehe Sie um solch einen sinnenfälligen Beweis seiner Macht und Hilfe beten! Sind sie ganz stille geworden, dann leuchten Sie in Ihres Herzens Tiefen hinein, ob Ihr Wille sich nicht nur reimt auf Stille, sondern ob er wirklich demütig sich vor Gottes Willen niedergelegt hat. Dann fragen Sie sich: 1. Will ich jetzt noch weiter um diese Sache bitten? 2. Bin ich imstande, eine solche Erhörung wirklich zu vertragen? Ist da keine Gefahr für mich drin, daß die himmlische Einquartierung, um die ich bitte, meine irdischen Hürden kurz und klein schlägt? 3. Wäre es nicht schöner, wenn ich jetzt, wo ich alles eingesehen habe, auf die äußere Hilfe verzichte? Wenn ich die Wahl habe: Gottes Wohlgefallen oder jene äußere merkwürdige Erhörung, — dann wüßte ich, was ich wählte!

E. H. W. Sie schicken mir einen Vers und bitten um seine Erklärung. Der Vers lautet:

„Der sei von göttlichen Dingen ein Schweiger,
Dem gar nichts Göttliches aufgeprägt;
Er gleicht einer Turmuhr, die richtig schlägt,
Aber dem Zifferblatt fehlen die Zeiger“.

Wir scheint der Sinn ziemlich klar zu sein. Wir sollen doch die Tugenden, des, der uns berufen hat, verkündigen, daß man etwas von Jesu Art an uns sehen kann. Wir sollen ein Rebus sein für den Weltmenschen, daß er uns nicht eher versteht, als bis Jesu Worte ihm die Auflösung dieses Rebus geben. Wenn wir ganz und gar mit der Weltart übereinstimmen, daß uns nichts von ihr unterscheidet, dann dürfte unser Zeugen von göttlichen Dingen von der Welt mit höhnischem Lächeln aufgenommen werden: sie glaubte dann nicht an unsern Glauben. Daher riet ich schon oft: überzeuge zuerst durch Wandel und Wesen die Andern von deinem neuen Leben und dann sprich erst zu ihnen davon.

E. R. Wenn Sie den Herrn im gegebenen Falle nicht bekannt haben, so war das eine Untreue, eine Verleugnung, eine Sünde, wofür Sie Vergebung vor

seinem Antlitz suchen müssen. Wie Sie aber dazu kommen, nun zu meinen, daß Sie jetzt dadurch Ihr Heil überhaupt verschert hätten und verlorengingen, ist mir nicht klar. Oder sollten Sie in den traurigen Gefühlen, die solchen Fall nachher kennzeichnen, Ihre Verlorenheit erkennen? Dann war wohl vorher Ihr Glaube auch nur Gefühl?

L. v. R. Ihr innerer Zustand ist natürlich, wie Sie selbst in Ihrem Briefe ahnend andeuten, krankhaft. Das ist kein normales Christentum. Sie sind, wie ich schon neulich einem jungen Mädchen schrieb, eine religiöse Schlafwandlerin. Wenn man Sie jetzt ansprechen würde, könnten Sie einen großen Fall tun. Alle diese unterpersönlichen Zustände haben etwas Unheimliches an sich. Sie mahnen an eine Gebundenheit, die um so gefährlicher ist, als der Gebundene unter dem Betrug der Sünde meint, jetzt erst „den richtigeren Weg“ gefunden zu haben, wie Sie auch schreiben. Ohne persönlichen Gebetsumgang mit Jesus, ohne tägliche Sündenvergebung und wirkliche Liebe auch zu unsympathischen Brüdern dürfte keine Sorte von Christentum auf die Dauer auskommen!

Einem halben Duzend (das sich immer noch um die Angriffe des Alltagsblattes aufregt), möchte ich nur ein Wort von Ernst Moritz Arndt sagen, das er einst schrieb, als man ihn verkannte und verleumdete: „Ich verachtete es und habe damals und im Laufe des Lebens noch mehr gelernt, daß nichts törichter und kindischer ist, als um Urteil, Vorurteil oder Nachurteil der Menge zu buhlen und aus solcher Rücksicht nur einen Strohhalbm breit von seinem gewöhnlichen Wege abzulenken.“ Mein Weg war seit 32 Jahren in der Nachfolge Jesu der gleiche, in der Theologie derselbe und in der Stellung zu den — Schwägern derselbe.

Mia. Sie können nicht an die Existenz des Teufels glauben? Da will ich Ihnen schnell eine wahre Geschichte erzählen. Es war ein herrlicher taufrischer Sonntagsmorgen im Mai. Eine Stimmung wie von Gottes Anbetung und Bereitschaft, ihn zu ehren, lag über der ganzen gläubigen Familie. Man suchte die Gesangbücher, um zur Kirche zu gehen. Plötzlich gibt eins der Kinder einem bösen aufsteigenden Gedanken nachlässigen Ausdruck. Die Mutter beruft es; aber statt zu schweigen, steigert sich der aufwallende Trotz in herausforderndem Ton. Der Vater ruft ernst, fast drohend herüber: „Nimm dich zusammen! du verdirbst uns allen den Sonntag, den Kirchengang, die Freude.“ Aber an nichtsagender Veranlassung flammt's auf, wie wenn ein kleines brennendes Streichhölzchen einen Strohhaufen zündet. Das leidenschaftliche Kind fühlt sich beleidigt, wo es eigentlich alle andern und seinen Heiland ganz sinnlos gekränkt hat und schleudert ein freches, unkindliches Wort heraus, daß man starr ist über solchen Ausbruch. Schläge, Tränen, bittres Weh und tiefe Verstimmung aller ist die Wirkung. Wie geht man jetzt unter Glockenklang zur Kirche? Als die innerlich Zertretenen! Und Sie glauben nicht, daß das der böse Feind getan?

M. G. Wenn mein Vortrag „Widersprüche des Lebens Jesu“ gedruckt sein wird, dürfte Ihr Einwand erlegt sein.

G. B. 1. Wenn Jesus auch auf den Besitz der göttlichen Allwissenheit für seine Erdenzeit verzichtet hatte, konnte ihm der Vater doch solche Dinge mitteilen, wie Sie sie bei Nathanael und der Samariterin anführen. 2. Jesus ist zweifelsohne gekreuzigt worden. Pfählen ist eine ganz andere Todesart, die für Jesus nirgends beglaubigt ist. 3. Jenes Wort fasse ich buchstäblich auf.



Paul Keller. Der Sohn der Hagar. 23. Auflage. München. Allg. Verlags-Gesellschaft.]

Als ich den unbekannten Namensvetter (ich kannte ihn bis dahin nur als Redakteur des humor- und gemütvollen Witzblattes „der Guckkasten“) persönlich kennen gelernt hatte, las ich diesen seinen bedeutendsten Roman. Ich war bis in's innerste Herz ergriffen von der Art, wie hier das unverschuldete Leid des unehelichen Kindes dargestellt wird. Das ist ein echter Dichter! Bei allem Realismus ist es ein reines, schönes Buch und der Humor hat seinen Platz an der Sonne in diesem Hause und die christliche Luft weht ohne Staub aufzuwirbeln hoch herein. An Erdgeruch und Heimatlust steht es Frenssen, Spedmann und andern nicht nach. Ich hoffe, der Verfasser schreibt noch mehr solche Bücher!

H. Bod. Leichenverbrennung oder Leichenbestattung. Königsberg i. Pr. Evang. Vereinsbuchhandlung. 60 Pf.

Besser kann man gegen „die Verbrenner“ nicht zeugen, als es hier geschieht. Es ist aber das Verbrennen eine Etappe auf dem Wege der Entchristlichung des öffentlichen Lebens und wird sich nicht mehr aufhalten lassen: Das Antichristentum muß reif werden bis zur Ernte.

Seeberg, D. Reinhold, Professor an der Universität zu Berlin. Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Alte oder neue Moral? Berlin, Trowitzsch & Sohn. 120 M.

Eine vornehme, verständnisvolle, gedankenklare Auseinandersetzung mit den Ideen der Bloch und Forel, Helene Störker und Ellen Kay. Hier wird unwiderleglich nachgewiesen, daß die sittliche Vollendung des geschlechtlichen Lebens nur in dem christlichen Ideal der Ehe zu finden ist und daß in den sittlichen Nöten und Wirren unserer Zeit nichts anderes heraushilft und vorwärts führt als eine neue Belebung der sittlichen Ideale der „alten Moral“. S.

H. Brachmann, Superintendent. Die Seelsorge in der Predigt. Leipzig, Dörffling & Franke.

Eine „brüderliche Handreichung für das praktische Amt“ nennt der Verfasser diesen Vortrag. Kein Diener vom Wort wird die reicher Erfahrung entstammten Ratschläge ohne Nutzen lesen. „Die Predigt habe ich angeblich gehört, aus welcher ich nicht ganz bestimmte Aufgaben mitgenommen habe, welche ich für meine Person zu vollbringen habe“ — das ist ein für Redner und für Hörer wichtiges Wort. S.

Prof. D. Dr. Hausleiter. Jesus, sechs Vorträge. München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1.80 M.

Mit neutestamentlichen Angaben selbst werden hier einige Probleme des Lebens Jesu behandelt und beleuchtet: das religiöse Bewußtsein Jesu, die Glaubenserziehung Jesu usw. Für alle, denen die Schrift noch fest steht, eine anregende und erbauliche Lektüre. —

E. Miescher. Es sei denn. Jesu Gespräch mit Nikodemus über das Kommen ins Himmelreich. 2. Auflage. Basel, Missionsbuchhandlung

Ein feines Büchlein! Wer wie Nikodemus vor dem Graben steht und wissen möchte, wie er über denselben ins Himmelreich kommen kann, der findet hier die richtig verstandene und klar beschriebene Weisung des Meisters. Wer bereits drüben ist, freut sich bei der Lektüre dankbar des Weges, den er geführt ist. C. R.

Dieser Nummer ist ein Aufruf des Christl. Vereins junger Männer „Nord-Ost“ zu Berlin beigelegt. Wird er ein Echo finden? Wenn die Welt „Blummentage“ mit mancherlei Almbim einrichtet, dann regnet das Geld! Aber die christlichen Kreise, die so oft zu den verschiedensten Zwecken angegangen werden, seufzen, wenn sie wieder solch eine Bitte hören. Wirklich? Nur Seufzen? Nein, es gibt immer noch hin und her wahre Christen, die sich über solche Signale freuen, weil sie predigen daß Jesu Reich wächst und solche Freude ist ein Patentschlüssel zum frisch gelösten Schloß ihres Geldtäschens. Zehn Mark hier und fünf Mark dort, — die hüpfen bei solcher Freude ordentlich und wollen im ersten warmen Gefühl sofort auch abgesandt werden. Laßt die Sonne nicht untergehen, bis die Postanweisung fort ist, sonst ist das liebe warme Gefühl vorbei und wer weiß, wann der Engel wiederkommt, der dieses Wasser bewegt. Wenn einer aber wirklich und wahrhaftig keine fünf Mark schicken kann, geht er vielleicht mit diesem Prospekt zu einem wohlhabenderen Freunde und läßt sich nicht eher herauswerfen, als bis er dort etwas herausgeriffen hat. Mit freundlichem Gruß Euer alter S. Keller.

Mein Reiseplan

Ende Juli bis Anfang Sept. Schweißentalp b. Brienzen, Schweiz (Porto!)

24.—26. September Cassel.

1.—3. Oktober Zürich.

6.—26. Oktober Ostpreußen.

29. Oktober Braunschweig.

5.—15. November Hamm i. Westf.

28.—8. Dezember Magdeburg.

10.—17. Januar Dresden.

18.—21. Januar Chemnitz.

Nachher Posen, Görlitz, München, Pforzheim, Wiesbaden.

(Bis Ostern 1913 scheint schon alle freie Zeit besetzt zu sein).

Psalm 31, 16.

Bezugsbedingungen

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pf.

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.

Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.



Heft 11

August 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

Gebet

Strahle gnädig, süßes Licht!
Hingegeben deinem Leuchten,
Hebe ich die tränenfeuchten
Augen voller Zuversicht.

O, wie füllet süßer Trost
Meine schier verzagte Seele,
Wenn ich alles Dir befehle,
Was sich wider mich erboft.

Heil'ger Schauer mich durchrinn't,
Von dem milden Strahl getroffen;
Meine Seele steht dir offen,
Mache mich zu Deinem Kind!

Berthold Retchel.



Ein starker Schluß

„Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen“.

Wenn im Kasernenhof ein Tagesbefehl verlesen wird, pflegen die Soldaten ihm nicht allzuviel Aufmerksamkeit zu schenken. Im Kriege ist es anders: wenn dort zwischen zwei Schlachten zum Appell angetreten wird, dann lauschen sie gespannt auf jedes Wort. Hinter einem schwere, blutige Kämpfe, — vor einem ebensolche, was kann da für ein Tagesbefehl ausgegeben werden?

Das paßt auch für uns; die Lage auf dem Kriegsschauplatz des Reiches Gottes hat sich sehr verschärft. Unentschlossenheit darüber, wohin man gehören will, ist jetzt nicht mehr möglich. Wer zwischen beiden Parteien neutral bleiben will, auf den wird von beiden Seiten geschossen. Politisch, sozial, religiös, — überall eine ungeheure Spannung, als ob das Wort schon anfängt sich zu erfüllen: Die Menschen werden verschmachten vor Angst und warten der Dinge, die da kommen sollen. Die Zukunft hat des Wort: Wohin treibst du? Was wird in Bälde über die verschiedenen Gebiete für eine Katastrophe kommen? Gibt es den Weltkrieg oder die große Revolution, den Zusammenbruch unserer Gesellschaftsordnung, Trennung von Kirche und Staat, oder wird die christliche Familie, Schule und Kirche überhaupt aus der Welt geschafft? Was ist noch sicher? Da gilt es, sich auf das Bleibende zu stützen. Wenn die Berge einfallen und das Meer wütet und waltet und die Flut der Gotteshasser schwillt — der Herr ist größer in der Höhe: Jesus Christus bleibt wie er ist, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Darum handelt unser Tagesbefehl von seinen drei Kronen: Die Königsherrschaft, der Kraftbesitz und die ewige Herrlichkeit.

I.

Dein, Jesus, ist die Königsherrschaft! Ja, aber Ebräer 2 Vers 8 sagt sehr nüchtern: Jetzt aber sehen wir noch nicht, daß ihm Alles untertan sei! Nein, wahrhaftig nicht. Als Elias gen Himmel fuhr, ließ er dem Elisa seinen Mantel zurück und seinen Geist zweifältig — uns hat der Herr sein Knechtsgewand und Dornenkrone und

Kreuz zurückgelassen. Die Feindschaft gegen ihn ist schärfer denn je. Eine falsche Theologie verwirrt die Lehre und das Gewissen, eine irregeleitete Wissenschaft verblendet das Volk, sodaß die Windrichtung des öffentlichen Lebens Christo feindlich ist; auf eine gläubige Zeitung kommen fünfhundert ungläubige. Zwischen Glaube und Unglaube tut sich eine schier unüberbrückbare Kluft auf, die allermeisten verlieren ihren Kinder glauben und der scharfe Luftzug des modernen Lebens ist dem Wachstum eines neuen Glaubens nicht günstig. Ist Jesus da König? Gewiß, er hat viele Anhänger, aber unter vielen seiner Gläubigen herrscht eine weltflüchtige, weinerliche Stimmung; sie sprechen mit Thomas: Laßt uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben! Treu wollen sie ihm ja noch bleiben, aber mit wehem Herzen und lassen Händen, wie ein treues Hündlein auf dem Grabe seines Herrn verhungert! Sie tun wahrhaftig so, als ob nur noch von einem Weltuntergang eine Hilfe für das Christentum zu erwarten wäre.

Das ist falsch, die Königsherrschaft ist sein. Ihr braucht nicht mit den Erweckungsliedern von Wales zu singen: „Krönt ihn, krönt ihn.“ Nein, er ist schon gekrönt. Gott hat längst sein Wort erfüllt: Ich habe meinen König eingesetzt auf meinen heiligen Berg Zion! Er ist aus der kleinen sichtbaren Provinz Erde fortgezogen, um sein Reich über alle Welt einzunehmen und hat uns den Befehl hinterlassen: „Handelt, bis daß ich wiederkomme!“ Dann braucht er Kämpfer, die ihm diese Welt erobern helfen, aber nicht fromme Schwämme, aus denen man alle Sonntag ein paar Tränen preßt! Wir brauchen ein lebendiges Evangelium, das imstande ist, seine Felddienstfähigkeit im Kriege zu beweisen. Der Christ darf nicht wie ein krankes Kind am Wege sitzen und jammern über die Schlechtigkeit der Welt oder hinter den Abtrünnigen herkeifen, daß sie nicht mehr mit „Kirche spielen“ wollen. Nein, er hat zu kämpfen. Darum gilt es zwischen dem großartigen Königsherrscher Jesus und jenem kleinen abgesprengten Häuflein seiner Leute eine Verbindung herzustellen: Das ist der lebendige Glaube an seine Herrschaft und seinen Sieg. Denn er dreht sich zu uns um und spricht: „Was mein ist, das ist dein.“ Im russisch-japanischen Kriege hat man wieder festgestellt, daß die Wunden bei den Siegern viel schneller heilten als dieselben Wunden bei den Besiegten. So würde es auch bei uns gehen. Solch eine Siegeszuversicht würde uns beleben und die Wunden heilen, die der Feind uns schlug. Solcher Glaube würde uns zu neuem Glauben Mut machen und es würde wie ein elektrischer Strom durch unsere Reihen gehen und wir kämen voran in

der Eroberung des Landes für ihn! Warum geht es nicht besser? Darauf antwortet die Betrachtung seiner zweiten Krone.

II.

Die zweite Krone heißt: „Dein ist die Kraft“. Auch davon sieht man nicht viel. Der Feind scheint die Kraft in der Welt zu haben. Wie Luther schon singt: „Groß' Macht und viel List sein grausam Rüstung ist . . .“ Er hat als Bundesgenossen die Fleischeslust, das Zuchtlose, die Weltart, die Begierden des natürlichen Menschen. Talwärts fließt alles Wasser schnell zusammen. Jede Revolution hat es gezeigt: Wenn man den schlechten Instinkten des Menschen schmeichelt, dann ist die Masse begeistert und wie Wachs in der Hand des Agitators. Ein lüsterne Buch hat hundertmal mehr Abnehmer als ein reines.

Diesem Zusammenschluß alles Bösen gegenüber spüren wir unsere Ohnmacht. Das Schwert ist noch das alte, es hat seines gleichen nicht, aber der Arm fehlt, es zu schwingen. Was schwächt und lähmt uns aber mehr als Mutlosigkeit! Vielleicht nur noch Lieblosigkeit und der Herr hat es vorausgesagt: Die Liebe wird in vielen erkalten! Aber das ist die Folge des mangelnden Glaubens. Wie kommt es, daß ihr nicht Glauben habt? Er hat doch gesagt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!“ Dann muß es doch auch eine Bedeutung für uns haben, daß er jetzt eben schon die Kraft hat.

Alle bloß menschliche Kraft hat eine kurze Blütezeit; sie steigt auf wie eine Rakete, zerplatzt glänzend und verschwindet. Alles Fleisch ist wie Gras, Rauch ist alle irdische Größe. Gotteskraft hat dagegen den Charakter des stetig bleibenden organischen Wachstums, sensornartig, eine zurückgehaltene Kraft, die zuletzt nicht in dem blendenden Erfolg, sondern die in Wahrheit und Wirklichkeit siegt. Für diese Kraft gibt es schier unbegrenzte Möglichkeiten. Menschliche Liebesinteressen gleichen den Teichen, die können austrocknen; die Kraft der Liebe Jesu gleicht dem Ozean, sie erneuert sich stets in Gott, sie quillt immer weiter, sie ist nicht zu überbieten, sie kann mit ihrer Umfassung stets weiter ausholen. Jesu Kraft gleicht auch sonst der des Wassers; geduldig läßt es sich in eckige oder runde Behälter sperren, friert, wenn es sein muß, zu Eis, nimmt jede Form an, wartet schweigend hinter der vorgeschobenen, hölzernen Behr, bis es angeschwollen endlich das Hindernis sprengt oder darüber weggeht. Jesu Kraft kann wie das Radium seine Eigenschaft entwickeln, ohne je abzunehmen.

Und alle solche Kraft zum sittlichen Kampfe ist schon in Jesu Händen. Er hat schon die Feinde sorgsam umzingelt und hinter

dem Toben der Völker, die gegen ihn aufschäumen in blindem Haß, blitzen schon die Bajonette seiner Scharen. Es handelt sich nur noch um himmlische Minuten — die auf Erden Jahre oder Jahrzehnte sein können — bis zur Offenbarung seines Sieges. In der unsichtbaren Welt, die unsere kleine sichtbare Provinz rings wie mit starken Armen umfaßt hält, ist der Kampf schon entschieden. Darum wirbelt der Teufel so viel Staub auf; man soll seinen verzweifelten Rückzug, ähnlich dem wie Napoleon aus Rußland floh, nur noch nicht entdecken. Jetzt bedarf es nur der Verbindung des Glaubens, damit Jesu Kraft in unser Herzen und Leben hineindringen kann. Nur ein Treibriemen, der seine Kraft auf uns überträgt. Dann spricht er wieder: Was mein ist, das ist dein! Aber noch eine Bedingung! Jesu Kraft ist nicht für dein Wohlgefühl, dein Prahlen, deinen Uebermut da, sondern zur Ausführung seiner Werke. Menschliche Rechthaberei und Parteilache soll nicht auf seine Kraft rechnen. Aber, wo man selbstlos Jesu Reich ausbreitet und für ihn kämpft, da soll seine Kraft sein und sein Sieg. Gehorsam in der Nachfolge Jesu wird Parole; je ehrlicher im Gehorsam, desto mehr Kraft wird in den Wegen, wo er dich führt, sich auswirken können. Rechts und links daneben ist die Kraft ausgeschaltet. Nur in der Richtung seines Willens steht dir Kraft zur Verfügung. Dann nimm diese Kraft und trage sie heute noch hinein in die Verhältnisse, in die Nöte, in die Kämpfe seines Reiches.

III.

In dieser Kraft liegt es schon, daß wir jetzt noch im Kampfe bleiben. Zum Genießen seliger Ruhe bedarf es keiner besonderen Hilfe. Aber wir stehen ja auf dem Schlachtfelde. Das Feuer des Geisteskampfes beleuchtet den dunklen Himmel des Weltenabends. Halt, Gewehr bei Fuß! Wir haben Appell zwischen zwei Schlachten! Nur einen Augenblick stille, der Tagesbefehl des Königs sagt noch ein Wort: Dein ist die Herrlichkeit.

Was bedeutet das? Jesus hat einst hier auf Erden: „Vater verkläre mich mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe der Welt Grund gelegt war“. In diese Herrlichkeit ist er nun eingetreten. Sie ist wie ein Regenbogen, der sich in der Symphonie seiner sieben Farben am Himmel zeigt.

1. Ehre vor Gott. Nach der hatte Jesus gefragt und die Ehre von Menschen abgewiesen. „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt und nach der Ehre vor Gott fragt ihr nicht?“ Jetzt hat er diese Ehre. Hat er den Vater mit Drangabe seiner ganzen Persönlichkeit

geehrt, so kann der Vater nicht hinter ihm zurückbleiben, jetzt ehrt der Vater ihn in unaussprechlicher Weise.

2. Das vollkommene Glück. Auf Erden hat er darnach nicht getrachtet, sondern nur nach des Vaters Willen sich gerichtet, und wie oft hat er seufzen müssen; von seinem Lächeln berichtet die Schrift nichts, wohl aber wiederholt von seinen Tränen. Die mit Tränen säen, sollen mit Freuden ernten. Er soll seine Lust sehen und die Fülle haben. Jetzt hat er seine Lust, daß er jauchzen kann, vollkommenes ewiges Glück! Wie die Schrift sagt: Der selige Gott!

3. Frieden. Nur die Harmonie zwischen Wirklichkeit und Idee schafft Frieden. Nun, hier ist Gottes Plan erfüllt — was für ein seliger Friede muß nun herrschen! Der Heimatlose, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegt, hat nun Frieden wie einen Strom.

4. Sittliche Vollkommenheit. Auf Erden hat Jesus lernen müssen, da stand er unter dem Gesetz der Entwicklung, ebenso wie unter dem jüdischen Gesetz — jetzt dauernde, strahlende, reife Vollkommenheit, wie das durchsichtige, gläserne Meer, das des Vaters Vollkommenheit widerspiegelt.

5. Schönheit. Hier das Haupt voll Blut und Wunden, entstellt durch die Sünde, die er auf sich genommen, daß man das Antlitz vor ihm verbarg — dort die ewige Schönheit, die kein Auge gesehen und die in keines Menschen Herz gekommen ist. Früher klang es durch die Himmelsräume: Gott, wer ist wie du? Jetzt kann Jesus aufstehen und sagen: „Vater, ich bin wie du!“

6. Glanz. Dem sie hier auf Erden die Kleider abriffen und warfen das Los darüber, der hat jetzt Licht angezogen wie ein Kleid. Er ist jetzt geworden der schöne Glanz Gottes mit Heil unter seinen Flügeln. Darum braucht die Gemeinde der Ewigkeit keine Sonne: denn ihre Leuchte ist das Lamm.

7. Gemeinschaft mit Gott. Das kann kein Mensch auf Erden verstehen, was das sein muß, wenn einen nichts mehr in der vollen Liebesgemeinschaft mit Gott stört. Er ruhet in Gott und Gott in ihm.

Diese Herrlichkeit des Sohnes Gottes hat er jetzt schon und nun neigt er sich zu uns und flüstert es jedem zu: Was mein ist, ist dein. Unser Haupt ist schon verklärt — „lässet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht“? Mag der Fuß noch im Staube der Straße geh'n, mag die Welt noch darauf treten — die Hoffnung zeigt uns jetzt schon, daß Jesus uns nach sich zieht in jene Herrlichkeit. Wie lange wird's noch dauern, dann muß der letzte Nebel weichen und die

Verklärung der Welt teilt sich der letzten kleinen Provinz, unserer Erde mit.

Darum möchte ich die schwachen, schlaffen Saiten, darauf ihr nur klagende Vieder spielt aus euren Herzen herausreißen und stahlharte, neue Saiten in diese Harfe einsetzen — sie aller Harfen Preis — daß ihr nichts mehr darauf spielen könnt als brausende Kriegsmelodien. Daß euch jetzt eben, während er mit euch redet, die Herzen brennen und die Augen glühen! Diese Stunde soll nicht wieder vergessen werden! Ihr Echo in Haus und Leben soll seine exzentrischen Bogen weiter tragen, bis sie branden am goldenen Ufer der Ewigkeit!

Als König Wilhelm zum Kaiser gekrönt, seinen glänzenden Einzug in Paris hielt, gab es weit davon bei Dijon noch Kämpfe, in denen sich deutsche Soldaten mit den letzten Scharen von Garibaldi und Bourbaki herumschlügen. Da, im Morgengrauen kommt ein Reiter herangesprengt, schweißtriefend und bestaubt. Dem schaumbedeckten Koffe beben noch die Knie und Flanken vom rasenden Ritt — aber der Reiter hebt sich hoch im Bügel und ruft mit leuchtenden Augen: „Kameraden, hier ist ein Telegramm aus Paris! Der Kaiser ist heute dort eingezogen, Sieg und Herrlichkeit ist sein! Jetzt wird auch bei uns gleich alles vorbei sein und wir können heimkehren zu Weib und Kind!“ So ist mir zu Mute, als müßte ich die Glocke läuten von Turm zu Turm und der ganzen kämpfenden Christenheit zu rufen: Hebet eure Häupter auf und fasset Mut, denn unsere Erlösung naht! Jesus hat schon alle Gewalt im Himmel und auf Erden, sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.



Wenn das Denken über den Tod der Seele bange machen will, so bleibt ihr nur übrig, sich in das Erbarmen zu versenken, „das alles Denken übersteigt“, und wenn das Herz zagt vor dem großen, letzten Schritt, dann soll es sich festhalten an Den, der „größer ist als unser Herz“. (Selene Gräfin Waldersee).

Es giebt keine Seelengüte ohne Taten, keine Frömmigkeit ohne Erscheinungsform, wie es keinen Frühling ohne Blüten und keinen Herbst ohne Früchte gibt. (Gans Wehrmann).



Gott ist die Liebe

Gott kennt die Blüte schon, die wunderbar
Aus fest umschloss'ner Knospe werden soll,
Die unscheinbar und arm noch wächst im Grün,
Gott weiß, sie wird in reiner Schönheit blüh'n.

Gott kennt den Segen schon, der in dem Leid,
Im bitteren Herzleid liegt für dich bereit.
Wie könnt' er sonst, der doch die Liebe ist,
Ertragen, daß du gar so elend bist!

Gott sieht das Wachstum deiner besten Kraft,
Die im verschloss'nen Kelch am Dufte schafft:
Er sieht den Segen schon, der wunderbar
Der Knospe deines Leid's erblühen soll.

M. Feesche (1911).



„Auch die besten Menschen, wie die Jünger, müssen noch besonders in die Schule der Demut, damit die ganze Gnade des ewigen Lebens bei ihnen Eingang findet, und daraus erklärt sich auch, was uns oft so anstößig ist und doch so häufig vorkommt. Gerade edlere Seelen nämlich, die redlich und ernsthaft, selbst mit heißem Gebet an ihrer eigenen Besserung und Vervollkommenung arbeiten, auch sie gerade müssen es am herbst erfahren, wie sie in der Knechtschaft einer besonderen Sünde gefangen sind, daß sie auch nach zeitweisen Siegen immer wieder daren zurückfallen; — warum macht sie nicht Gott mit einem Zug von der Sünde los? Warum erspart der Herr nicht einem Petrus seinen schweren Fall? Warum lesen wir noch Hebr. 12 von der Sünde, die uns immer noch anklebt, und von dem Kampf, der uns verordnet ist? Auch das hat seinen Grund in der göttlichen Erziehungsweisheit. Gegenüber der unzerstörlichen Sucht der Selbsterhöhung kommt Gott auch mit den Besten unter uns nur dadurch zum Ziel, daß sie sich demütigen lernen unter die Gnade und das immer aufrichtiger und vollkommener.“ (Wet).

„Edlen Männern ziemt Stolz und Selbstvertrauen, wenn die Welt um sie her zusammenfällt, Trotz, wenn man sie verachtet, Mut, wenn man sie verhöhnt; ihnen ziemt, wenn Gewalt ihre Arme lähmt, das unsterbliche Wort, das allein der Tod den Tapfern entreißen kann. (E. M. Arndt).



Eine Tischrede an das junge Paar

Gestern am Polterabend haben wir Alten mit Euch Jungen gescherzt und gelacht; dann ist es recht und billig, daß Ihr uns heute am Hochzeitstage auch eine ernstere Note gestattet. Der wahre Frohsinn braucht ja auch zu seiner Folie einen stillen ernstesten Hintergrund, sonst wird die Stimmung flach, wie eine chinesische Landschaft, der die rechte Perspektive fehlt, weil Licht und Schatten nicht zu ihrem Rechte kommen.

Wo Gott der Herr eine Kirche baut, setzt der Teufel seine Kapelle daneben. Wenn eine rechte Ehe im Himmel beschlossen worden ist, dann regt sich die Hölle dagegen auf. Kaum ist eine herzliche Liebe der beiden Menschenherzen zu einander entstanden und man hat durch die Offenbarung der Verlobung die ersten unklaren hemmenden Gefühle (wie die natürliche Scheu, dergleichen vor aller Welt zu bekennen) überwunden, scheint ein Chorus von unheimlichen neidischen Geistern losgelassen zu sein, der sich dagegen aufmacht. Hier ist es ein finsternes Gesicht — „ihr Antlitz war nicht wie gestern und ehegestern“, ohne daß man weiß, was man außer seiner Verlobung verbrochen, dort mäkelte jemand mit leisem Anflug von Spott an der Wahl oder an der Familie des Geliebten oder es regen sich die Kräfte von ungeahnten Imponderabilien. Je intensiver und origineller sich jede der beiden Familien ihren eigenen Typus ausgebildet hat, desto mehr Schwierigkeiten erwachsen den beiden Verlobten, die aus ihrem alten Milieu schon längst vor der Hochzeit herausgeworfen worden, wie halbflügge Vögel aus dem Nest! Und doch ist man weder selbständig genug, noch ganz bei einander, wie später, wo man seinen eigenen Familiencharakter herausbilden kann. Das erzeugt eine Spannung, die ich die erste Feuerprobe nennen möchte.

Bei Euch kam noch in die Zeit dieser ersten Probe die fünfmonatliche Reise des Bräutigams nach Indien. Wie schwer damals der Abschied gewesen sein mag, wer denkt nachher noch solcher Gefühle! Darin liegt eine Lehre, im ersten Augenblick schon neue Lasten daraufhin anzusehen, daß sie ein Ende nehmen werden! Die erste Feuerprobe habt ihr gut bestanden.

Etwa acht Tage nach der Hochzeitsreise wird sich der Anfang der zweiten Probe in Eure Empfindung drängen. Man merkt jetzt erst, wo man sich anfängt, sicher zu Hause zu fühlen und sich gehen lassen kann, daß jeder kleine Rücksichtslosigkeiten und harmlose, aber zähe Selbstsüchte mit in die Ehe gebracht hat. Jeder erwartet st. schweigend, daß der Andere anfangen werde, dergleichen abzulegen, um ihm ein volles Behagen zu bereiten. Das Werben um des Andern Liebe hört ganz auf. Aber die rechte Liebe in der Ehe ist nicht etwa eine Art Schicksal, sondern es ist das Facit eines Rechenexempels, das alle Tage von beiden gelöst werden muß. Die einzelnen Posten dieser Rechnung bringt man in die Ehe mit; das sind nicht Sachen oder Kenntnisse, sondern was man ist: die sittliche Persönlichkeit und Charakterstärke. Gerechnet wird nach der Regel: „Wie es in den Wald hineinruft, so schallts zurück“ und „jede Sache ist das, was man aus ihr macht“.

Ich habe bei dieser zweiten Feuerprobe (übrigens kann die sich wiederholen, so oft im Hause gelocht wird!) in meiner eigenen Ehe eine Beobachtung gemacht. Es gibt nämlich zwischen rechten christlichen Eheleuten eine feine unsichtbare Seelenlinie, wo ihr Friede wohnt, das ist der Barometer ihrer Stellung zu Christo. Die kleinste Trübung dieses Seelenpiegels löst sofort an der empfindlichen Stelle, dem Ehefrieden, einen Wetterumschlag aus. Dann ist es ratsamer, nicht abzuwarten, bis Blitz und Donner da sind, auch noch nicht sofort sich auszusprechen, weil das ohne wertlosen Regen aus weiblichen Tränen nicht abzugehen pflegt, sondern man muß zuerst seine Stellung zu Christo regulieren. Fortgehen in die Stille und mit Bibellesen und Beten sein Antlitz salben; dann wird der Ton der Begegnung nachher auf die Melodie des Heiligtums gestimmt sein und der treuere Vater wird Sieger werden! Und auch der Besiegte atmet erleichtert auf!

Aber, wenn der andere Teil durch Sünde oder Verblendung den Ernst der Situation gar nicht erfaßt hat? Darauf möchte ich mit einer alten Geschichte antworten. Ein Feldherr verteidigt gegen die Uebermacht der Feinde seines Königs Burg. Da sie ihm nicht beikommen konnten, beschloßen sie ihm das Wasser abzugraben. Als man das dem Feldherrn mitteilt, antwortete er kaltblütig: „Denn werden wir unsere Brunnen tiefer legen.“ Der wirkliche Christ muß für solche „unwirsche Tage“ in seinem Umgang mit Jesu eine so tiefe Quelle haben, daß ihm auch die schlimmste Art des andern Teils nicht imponieren darf. Was mit Jesus zusammenhängt ist, unüberbietbar.

Hat man diese zweite Feuerprobe einige Duzend Male bestanden, — es kann bald der Eine, bald der Andere die Aufgabe haben, hier die religiöse Hauptarbeit zu tun, — dann ist mir vor der dritten Feuerprobe nicht mehr bange. Diese kommt gewöhnlich erst nach jahrelanger stiller Ehezeit. Einerlei, ob sie nach Art der modernen Dramen und Romane in plötzlicher Versuchung besteht, an der eigenen ehelichen Liebe selbst irre zu werden und einer neuen Verliebtheit Thür und Thor zu öffnen, (ganz ohne solche Anfechtungen werden wohl wenig Ehen davontkommen!) — oder ob schwere Lebensschicksale und Trübsale aller Art den stillen Frieden gewaltsam erschüttern. Wenn der sittliche Sieg in der zweiten Probe erfochten war, gilt hier das Wort Schillers von der Königin Elisabeth: „Nicht eine Welt in Waffen fürchtet sie, solange sie Frieden hat mit ihrem Volk!“ Sind die Beiden wirklich christlich feste Herzen geworden, sind sie ganz überzeugt von der gegenseitigen Treue, dann bricht sich an solchem Schild von Erz jeder Pfeil der Anfechtung von außen.

Dann aber behält Luther Recht, der ein wahrhaftes christliches Eheglück die Krone des irdischen Lebens nennt. Dann soll's an den Tag kommen, daß solche Ehe im Himmel geschlossen, auch für den Himmel die besten Seelsorgedienste tut und daß die Ehe ein Nest aus dem Paradiese der Menschheit ist. Das wünsche ich euch Beiden von ganzem Herzen, daß ihr diese Aufgabe, an die euch Gott mit dem heutigen Tage stellt, einst so gelöst haben werdet, zu eurem Heil und zum Segen für eure Umgebung!



Arbeit mit Gott. Auf einer alten schweizerischen Münze sieht man einen Mann geprägt, der sich stehend auf eines jener langen Riesenschwerter stützt, welche mit beiden Händen geführt wurden. Die Inschrift zählt nur zwei Worte: Deus providebit, Gott wird's versehen. Welch' herrliches Wort! Der Mann ist bewaffnet für den Kampf . . . und Gott wird's versehen. Stellt man das Schwert bei Seite und verläßt sich auf Gott allein, so vergißt man eine der Bedingungen zum Siege. Wer Gott vergißt und nur auf sein Schwert vertraut, der läßt die andere Bedingung außer Acht. Darum wollen wir weder die Waffe noch die Inschrift auslöschen. Ergreifen wir vielmehr das Schwert des Geistes, kämpfen wir nach unseren besten Kräften und ersehnen wir den göttlichen Segen, ohne welchen all unsere Anstrengungen vergeblich sind! Gott wird's versehen! (De Gasparin).



Indische Reisebriefe

Von Hans Keller

IX. Ein Wort zum Schluß

Es war zum zweiten Mal im Hafen Colombo. Mit kräftigem Ruderschlag trieben die braunen Ruderer das Boot durch das vom Wind und von zahllosen Dampspinassen aufgebrachte Wasser einem Schiffe zu, das stolz die deutsche Flagge zeigte. Wir legten an und die Ruderer wurden entlohnt, natürlich in echt indischer Weise. Um mein indisches Geld loszuwerden, hatte ich ihnen etwa das Dreifache des durch die Hafenbehörde festgelegten Fahrlohnes gegeben. Sie aber, empört über die „geringe Bezahlung“, wiesen es einfach zurück und hätten mich beinahe nicht aussteigen lassen, wenn nicht plötzlich ein Bootsmann auf gut deutsch ihnen von oben herab die Wahrheit gesagt hätte. Als sie glücklich abgezogen waren, und ich, die Schiffstreppe emporgestiegen, von einem der Schiffsoffiziere auf deutsch begrüßt wurde — da fühlte ich mich plötzlich wie in eine andere Welt versetzt. Der ganze fremdbartige Reiz Indiens und Ceylons war für mich verschwunden, und ich war von Herzen dankbar, wieder heimatlichen Boden unter den Füßen zu haben.

Alle jene indischen Schrecken und Gefahren waren für mich nicht mehr vorhanden. Sonne und Mond mit ihren für uns Europäer so oft tödlichen oder doch schädigenden Wirkungen konnten mir nichts mehr anhaben. Es bestand keine Ansteckungsgefahr mehr von Pest oder Cholera. Wie oft war ich nicht in ihrem Bereiche gewesen, wie manche Pest- oder Cholera-Beiche auf dem Transport zu dem schauerlichen Verbrennungsplatz hatte ich gesehen, begleitet von trunkenen, lachenden Tänzern, die mit langen Stangen den Straßenstaub aufwirbelten und von lärmender, unheimlich gellender Musik. Der Schrecken Indiens, die Kobraschlange*),

*) Die Kobraschlange oder Brillenschlange, deren Biß fast immer tödlich ist, hat in Indien zwei sehr bezeichnende Zunamen. In einem nördlichen Volksstamme heißt sie der „Ehrenmann“, weil sie im Gegensatz zum lautlos heronschleichenden Tiger, vor dem Angriff laut zischt, jedoch man unter Umständen sich noch retten kann, vorausgesetzt, daß man über genügend Geistesgegenwart verfügt. Im Tamulenlande im Süden heißt sie die „gute Schlange“, weil man bald nach ihrem schmerzlosen Biß das Bewußtsein verliert und ohne Schmerz und Kampf im wahren Sinne des Wortes „entschläft“.

und manch anderes giftige Getier, das einem auf der Reise und selbst in den schützenden Wänden der Missionshäuser so oft erschreckt oder in Gefahr gebracht hatte — ihren Bereich hatte ich verlassen. Das alles gab es nun für mich nicht mehr, sicher und geborgen fühlte ich mich auf den deutschen Schiffsbrettern, die mich der Heimat entgegentragen sollten.

Dieses Gefühl — es geht der Heimat entgegen — das wurde noch stärker, als wenige Stunden später unser Dampfer seine Anker lichtete und langsam dem Ausgang des Hafens zusteuerte. Es war ein unvergeßlich schöner Anblick: noch einmal diese originelle Stadt Colombo überragt von den Gebirgen mit herrlichstem Laubwalde, umrahmt von schlanken Palmen, die bis zum weißen Sandgestade oder den jäh ins Meer abstürzenden Felschroffen sich wagten; noch einmal dieser große Hafen mit seiner Unmenge Schiffe aller Völker und Nationen und dem Gewimmel kleiner Boote mit ihrer braunen, schreienden und heftig gestikulierenden Bemannung. Kurz vor dem wir den Hafen verließen, passierten wir die „Gneisenau“, die auf der Fahrt nach Calcutta, um den Kronprinzen weiter nach dem Osten zu bringen, hier Station gemacht hatte.*) Wie neidisch sahen die Hunderte von Matrosen, die vom Deck bis auf die Masten das stolze Kriegsschiff füllten, uns nach, die wir der Heimat zufuhren, während sie noch weiter in fremden Gewässern bleiben mußten. Wie stimmungsvoll der Augenblick, da die Flaggen sich senkten und von beiden Schiffskapellen der Präsentiermarsch gespielt wurde!

Ja — einen merkwürdigen Klang hat nach einer solchen Reise das Wort „Heimat“ wohl besonders für einen Deutschen. Und wirklich heimgekehrt, da sieht man doch alles mit anderen Augen an, da man jetzt auch andere Verhältnisse, Sitten und Gebräuche kennt, als nur die geregelten Deutschlands. Das ist sicher auch ein Segen solcher weiten Reise, daß man sich nun nicht mehr so leicht zu denen gesellt, deren einziges Tagewerk es ist, an allem zu nörgeln und herumzudeuteln, nur zu klagen und zu schelten. Im Auslande lernt man es erst, was wir Deutschen an unserm Vaterlande haben, und deshalb kann ich voll und ganz jenes Wort unterschreiben:

„Das ist meiner Reise Frucht,
daß mir gefällt die deutscheucht“.

Aber das ist nicht die einzige Frucht meiner Studienreise. Ich will an dieser Stelle ganz absehen von all' den vielen lehrreichen Eindrücken politischer und sozialer Art, von dem ganz anderen Verständnis, das man nun kolonialen Fragen entgegenbringt, von all' den vielen Erlebnissen und

*) Am gleichen Tage traf allerdings die Nachricht ein, daß der Kronprinz seine Reiseroute ändern und von Indien aus schon heimkehren würde.

Erfahrungen, von den Bekanntschaften und Gesprächen mit Menschen verschiedener Völker, vor allem auch englisch redenden Hindus, von all dem Vielen, das einem den Horizont erweiterte. Hier will ich mich beschränken auf das, was der Hauptzweck meiner Reise war und darüber in aller Kürze einiges den Lesern, die an der Hand meiner Briefe in diesem Blatte in etwa der Reise folgen konnten, berichten, was für sie von Interesse sein mag, auch ohne Missionspezialisten zu sein.

Die Missionsfreunde daheim haben vielfach eine ganz falsche Vorstellung von dem indischen Heidentum. Sie halten es für eine längst überwundene Sache. „Alle Türen sind offen“, der Missionar braucht nur das Wort Gottes zu verkündigen und die Heiden melden sich zur Taufe. Abgesehen von dem kleinen Gebiete, in dem die Gofñersche Mission arbeitet*), habe ich nirgends etwas gefunden von solcher Bereitwilligkeit der Hindus. Daß das Heidentum noch eine anscheinend geradezu unüberwindliche Macht ist, wird einem zur Genüge klar an den berühmten „heiligen Stätten“ Indiens und bei den großen Götzenfesten. Man muß bei ersteren nur einmal die gebildeten Hindus gesehen haben. Sie beherrschen ein gut Teil unserer europäischen Kultur, man kann mit ihnen über Politik und soziale Fragen, über Kunst und Wissenschaft, über Moral und Religion sprechen, man hält sie für höchst gebildete Menschen und dabei beugen sie sich unter die sinnlosesten Vorschriften des kraßesten Heidentums. Sie werden, wenn auch vielleicht in Gegenwart eines Europäers etwas verlegen, dennoch alle Vorschriften ihrer Religion erfüllen, wie ich es beim Besuch des Kalitempels in Calcutta erlebte, wo auf entsetzlich rohe Weise dieser blutgierigen Göttin Ziegen geopfert wurden. Oder man muß bei großen Götzenfesten diese Büßer gesehen haben, wie sie in Brust und Nacken silberne Pfeile gebohrt oder sich in den Rücken schwere eiserne Haken geschlagen haben, an denen Stricke befestigt sind, welche Wagen ziehen mit Opfergaben und Götzenbildern beladen. — So ist tatsächlich noch heute das indische Heidentum eine Macht, unter die sich hoch und niedrig beugt und erst kleine Breschen sind an einzelnen Stellen in dieses Bollwerk hineingelegt worden.

Andererseits habe ich erst hier draußen die tatsächlich vorhandenen Lebenskräfte unseres evangelischen Christentums wirklich werten gelernt. Wenn man daheim im Amt manchmal so wenig Frucht sah und in Gefahr war, sein Ohr denen zu leihen, welche rufen, das „alte Evangelium“ hat keine Lebenskräfte mehr, wir müssen ein „freieres Christentum“ schaffen, dann kann einem die Missionserfahrung den rechten Weg weisen. Mit

*) Matheft von „Auf Dein Wort“, Seite 216, letzter Abschnitt.

dem sog. „freien Christentum“ würde man in Indien auch rein nichts erreichen. Den Idealmenschen Jesus kennen die Hindus zum größten Teil und die Predigt von ihm würde keinen Widerspruch hervorrufen, für ihn würden sie sich interessieren und ihn würden sie auch verehren, wie sie es vielfach tun. Man kann wahre Lobeshymnen auf Jesus hören. Aber in keinem Hindu würde nach meiner Meinung durch diese „moderne“ Christentumsverkündigung der schwere innere Kampf entstehen, der sie schließlich zum Uebertritt und zur Taufe führen würde. Nein, diese fundamentale Umwälzung im Herzen eines Hindu kann nur die Predigt vom Gottesohn Jesus Christus, dem für uns gestorbenen und auferstandenen Heilande, zu Wege bringen. Und was darin unser „alter Glaube“ geleistet bei kulturlosen Bergbewohnern und hochgebildeten Brahmanen — Beamten und Studenten, — das ist ganz enorm. Lebenskräfte sind noch heute in unserem Glauben vorhanden, die das Leben der einzelnen und ganzer Völker umgestalten können. Kein Wunder, wenn derartige Erfahrungen für die theologische Stellung, eines jungen Geistlichen zumal, von größter Bedeutung sind.

Meine Reisebriefe sollen mit diesem Artikel schließen, da sei es mir noch erlaubt, zum Schluß drei Bitten anzubringen. Ich weiß, daß ich im Sinne der indischen Missionen rede, denen diese Fragen sehr am Herzen liegen.

Die erste Bitte gilt den Pfarrern daheim. Man kann leider so oft von ihnen abfällige Urteile über Missions-Berichte und -Vorträge der Missionare hören. Woher kommt das? Einmal ist es sicher ein Mangel bei dem betreffenden Missionar, der nicht imstande ist, ein anschauliches Bild seiner Arbeit draußen zu geben, wie es doch auch manchen Pfarrer geben dürfte, der nicht in der Lage wäre, über seine Arbeit etwas zu berichten, was Hand und Fuß hat. Dann aber, und das dürfte meistens der Fall sein, bietet der Missionar nicht das Erwartete, weil er einfach geistig und körperlich müde und abgearbeitet ist. Durch jahrelange, eintönige, schwere Arbeit, durch ein aufreibendes, erschlaffendes Klima geschwächt, kehrt er matt und müde heim und muß recht bald die ebenfalls aufreibende Arbeit eines Reisepredigers auf sich nehmen, ehe er sich noch genügend akklimatisiert und erholt hat. Ich verstehe daher das Wort eines Missionars, das ich in einer eben erschienenen Biographie des Gohner'schen Missionars (Hahn*) lese: „Bei meinem nächsten Urlaub lasse ich mir ein Zeugnis vom Arzt ausstellen, daß ich den Strapazen der Erholungsreise auch gewachsen bin“. Und schuld an diesem doch sicher ungesunden Betriebe sind —

*) Paul Wagner: „Ferdinand Hahn, ein Missionar von Gottes Gnaden“. Friedenau-Berlin, Verlag der Gohner'schen Missionsbuchhandlung, Preis 15 Pfg.

man entschuldige diese Behauptung — im Grunde die Pfarrer. Wenn diese mehr Missionsstudium trieben, als es die Mehrzahl tut, dann wären auch mehr in der Lage, Missionsstunden und Missionsvorträge zu halten und dann brauchte man selten, nur für besondere Veranlassungen, Missionare. Auf diese Weise könnten diese viel mehr geschont werden, sich für diese wenigen Reden besser vorbereiten und würden frischer und lebendiger zur Stelle sein. Davon aber hätten nicht nur die Missionare selbst einen Vorteil, sondern nicht weniger der Pfarrer. Die Beschäftigung mit dieser jungen, eifrigen Christenheit draußen bringt uns eine Neubelebung unseres persönlichen Glaubens und neue Freude und Kraft zu unserer oft harten und anscheinend vergebliehen Arbeit daheim.

Meine zweite Bitte gilt den Missionsfreunden. Ich habe so oft in Indien von Missionaren die Klage gehört: Warum haben wir so wenig Fühlung mit den heimatischen Missionsfreunden? Oft genug habe ich den Posttag ja in Indien erlebt und weiß, wie besonders auf einsamen Posten stationierte Missionare sich auf diesen Tag in der Woche freuen. Immer sollen sie ausgeben und anregen, und sie selbst empfangen nichts. Welche Freude aber, wenn irgend ein Verein, oder eine Privatperson, die gerade für diese Station etwas geschenkt haben, nun brieflich sich nach Verwertung des Geschenkes oder diesem und jenen von den Ereignissen der Station erkundigen. Da hört für den Missionar die Vereinsamung auf, denn es gibt ja noch Leute außer der Missionsleitung, die ein persönliches Interesse an ihm und seiner Arbeit uehmen. Bringt dem Missionar diese persönliche Fühlung neuen Lebensmut und Arbeitsfreudigkeit, so bringt sie den Missionsfreunden daheim erst das wirkliche Interesse und die Gebelust. In diesem Sinne müßte zum Besten der Missionsarbeit noch mancherlei geschehen und die Missionsleitungen sollten selbst mehr darauf bringen.

Die dritte Bitte gilt den Missionsleitungen. Von den deutschen Missionsgesellschaften, auf deren indischen Arbeitsfeldern ich war, arbeiten zwei auch noch in deutschen Kolonien (Afrika*) und eine will eine neue Arbeit in Afrika**) beginnen. Da besteht die Gefahr, daß man das Kolonialinteresse benutzend, die afrikanischen Gebiete bevorzugt. Und das empfinden die Missionare draußen sehr schmerzlich. In Indien hat die deutsch-evangelische Mission Gewaltiges geleistet und es wäre ein Jammer, wollte man diese schöne Vorwärtsentwicklung hemmen durch Vernachlässigung

*) Die Basler Mission in Kamerun und durch Beschluß vom 12. April ds. Jrs. von jetzt an auch in Nord-Togo und die Leipziger Mission in Deutsch-Ost-Afrika.

**) Die Breklumer Mission.

dieser Arbeit. Soweit ich mir ein Urtheil erlauben darf, ist die deutsch-evangelische Mission berufen in Indien noch Größeres in der Zukunft zu leisten, denn sie erfreut sich überall größter Beliebtheit, vielleicht gerade, weil ihre Missionare einer anderen Nation angehören, als die Regierungsbeamten, — also gerade weil sie nicht Kolonialmission ist. Deshalb mögen die Missionsleitungen nicht ihre Liebe und ihr Interesse von dem Gebiete abwenden, sondern weiter die Arbeit dort stärken. Für die einmal entstehenden Volkskirchen wird es sicher von allergrößtem Segen sein, wenn sie nicht allein auf englisches Christentum zurückgehen, sondern auch beeinflusst werden von dem nüchternen deutschen Christentum mit seiner gründlichen, soliden Arbeitsart. Es ist eben vielleicht doch etwas an jenem Wort eines der besten deutschen Patrioten:

„Ja, dann wird an deutschem Wesen
Einmal noch die Welt genesen“.



Noch mehr

Und schenkte Gott mir alles Erdenglück,
Ich hätte doch mit freiem Kindesblick,
Daß er hinzu noch füge Zweierlei:
Daß ich's recht fühle und recht dankbar sei.

Stephanie von Gohlar.



Zum Beherzigen. Bist du der Ueberzeugung, daß du eine bessere Einsicht besitzest, als ich? Es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß dies der Fall ist. Dann handle mich, wie du wünschen würdest, in ähnlicher Lage behandelt zu werden. Zeige mir einen besseren Weg, als der ist, den ich bisher gekannt habe . . . Und wenn ich noch auf dem Pfade verweile, den ich bisher zu wandeln gewohnt war, und den zu verlassen ich nicht gleich willens bin, so gib dir ein bißchen Mühe mit mir . . . werde nicht ärgerlich. — Nein, wenn du ärgerlich wirst, so werde ich es vielleicht auch, und dann wäre wenig Hoffnung vorhanden, daß wir die Wahrheit ausfinden. Wenn einmal der Zorn aufsteigt „wie Rauch“, wie Homer irgendwo sagt, so wird dieser Rauch mein Augenlicht verdunkeln, daß ich nichts deutlich sehen kann.

(Aus John Wesley's Vorwort zu dem ersten Band seiner Predigten aus dem Jahre 1747).



Ein ungeschriebenes Buch

Sehr geehrtes Fräulein! Seit mein Blatt besteht, sind alle Jahr eine Reihe von Briefen eingelaufen, die sich mit dem Ihrigen fast decken, ohne daß ich eingehend darauf geantwortet hätte. Nun soll es mal geschehen! Aber, bitte, denken Sie nicht, daß Ihr Brief etwas so Erschütterndes an sich gehabt hätte, daß jetzt die Feuerwehr anspringen muß! Nein, es war das Tröpflein, das ein volles Glas zum Ueberlaufen bringt und wie Sie beobachtet haben werden, laufen dann mehr Tröpflein ab, als dieses Eine! Um die acht (!) Seiten Ihrer Klagelieder auf wenige Zeilen zusammenzudrängen: Sie klagen, daß Ihr Pastor oft ganz unvorbereitet zur Sonntagschul-Vorbereitung kommt und daß außer diesem Mangel an Interesse auch Ihre meisten Kolleginnen nicht ernst genug zu der wichtigen Sache ständen, 600 Kinder mit Jesu bekannt zu machen. Alles Andere war Beiwerk, Beispiele oder ein Ausrufungszeichen mit Buchstaben ausgedrückt.

Ohne daß Sie es ahnen, kenne ich Ihren Pastor! Er ist ein gläubiger, ernster Mensch; denn er hat mich einst vor Jahren tief in sein Herz sehen lassen. Aber er ist etwas schwerfällig, versonnen, mühsam, nachdenklich. Vielleicht wäre er eine Zierde der positiven Theologie geworden, wenn er das Geld gehabt hätte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen oder wenn er nicht ein blutarmes Mädchen geheiratet hätte! Für den praktischen Frontdienst eines Großstadtpfarrers fehlt ihm die Beweglichkeit und Oberflächlichkeit, die ohne gründliche Arbeit schnell etwas für das Schaufenster des Gebrauchs fertig hat. Ich will es also glauben, daß er, wenn sich Sprechstunden, Sitzungen, Amtshandlungen häufen, auch mal gezwungen war, selbst unvorbereitet andere vorzubereiten und daß Sie dann in solcher Stunde „wie auf Nadeln gesessen haben“. (Dieser Ausdruck Ihres Briefes braucht selbstredend nicht zu tragisch genommen zu werden!) Ob aber mit einzelnen solchen Entgleisungen das Andere zu erklären ist, — daß die meisten Helferinnen ihr Amt leichtfertig versehen — möchte ich noch bezweifeln. Ein Helferkreis von 26 Damen und 3 Herren ist unter allen Umständen ein Organismus, der eigenes Leben haben kann, auch wenn es an der zureichenden Ernährung von Seiten

des Pastors ganz fehlt. Gibt es doch, und nicht nur in Sekten und Gemeinschaften, Helferkreise genug, die gar keinen Geistlichen an der Spitze haben und manche dieser Sonntagschulen haben seit Jahren doch in großem Segen gewirkt. Es würde sich also darum handeln, was könnte von Ihrer Seite geschehen, um jener von Ihnen geschilderten Unpünktlichkeit und Leichtfertigkeit usw. ein Ende zu machen?

Aus Ihrem Briefe klingt mir der volle Anspruch entgegen, für ein wirkliches Gotteskind gehalten zu werden. Ich will daran nicht zweifeln. Auch das Gefühl der Verantwortlichkeit an soviel Kinderseelen zu arbeiten, nehme ich ernst und möchte es sogar noch unterstreichen. Denn je mehr das „christliche“ deutsche Volk in die zwei Konfessionen — positiv und negativ — auseinander klappt, desto wichtiger muß uns eine Gelegenheit werden, unvergeßliche Eindrücke biblischer Auffassung auch in solche Kinderherzen zu werfen, die daheim nichts, auch gar nichts mehr vom Christentum sehen oder hören. Ich meine nicht, daß es Ihr Anliegen sein soll, Kinderbefehreungen zu erzwingen, die später sich doch nur als Knospenfrevler zu erweisen pflegen, sondern Ihre Gruppe soll es Ihnen allmählich anspüren, daß Sie den Heiland lieb haben und den Eindruck des Ernstes nicht wieder los werden: Unser Fräulein steht vor Gott, wenn sie betet und möchte wirklich uns alle zum Heiland bringen.

Wenn wir uns in dieser Hinsicht finden und verstehen, dann wundern Sie sich gewiß nicht, daß ich fortfahre: „Siegen kann nur die Kraft Christi! Also muß man für Kanäle und Organe sorgen, dadurch diese Kraft in Ihren Helferkreis und Ihre Kinderschar hereinkommt. Wozu wollen Sie dafür auf den vielbeschäftigten Pastor schauen, an dessen übervollem Wochenprogramm die Sonntagschule nur eine Nummer von vielen ist? Daniel hatte ein offenes Fenster nach Jerusalem, wollen Sie nicht selbst dieses offene Fenster Ihres Helferkreises sein? Die Beschäftigung mit der Sonntagschule ist bei Ihnen der Mittelpunkt und die Hauptsache Ihrer Reichsgottesarbeit, — wie intensiv und treu können Sie dafür beten! Beten Sie für jeden Einzelnen Ihrer Arbeitsgenossen, für den Pastor, für die Vorbereitungsstunde, für Ihre Gruppe, für die Stunde am Sonntag und während der Pastor seine zusammenfassende Ansprache oder Katechese hält, für die ganze Kinderschar, daß Geistesmächte sich regen möchten. Zu solcher Gebetsarbeit vereinigen Sie sich zuerst (abgesehen von Ihrem heimlichen täglichen Seufzen) mit derjenigen Helferin, die Ihnen am nächsten steht. Vielleicht machen Sie ab, daß Sie sich am Freitag, wo die Vorbereitung stattfindet, eine halbe Stunde vorher zu solchem Aussprechen und Beten treffen wollen. Nach

einigen Monaten, während derer kein Mensch sonst von dieser Ihrer Gebetsarbeit weiß, ziehen Sie die dritte Freundin ins Vertrauen. Viel mehr brauchen es gar nicht zu sein.

Geben Sie durch Pünktlichkeit und Treue das beste Beispiel und seien Sie jüngeren, unreiferen Helferinnen gegenüber so freundlich als möglich, dann wird es sich bald zeigen, daß Ihr Einfluß auf dieselben wächst. Aus meiner eigenen Sonntagsschule in Düsseldorf erinnere ich mich z. B. des hübschen Zuges, daß eine der reifsten, gebildetsten und begabtesten Damen sich den Jüngsten anbot: Am Samstag Abend um 8 Uhr vor ihnen ihre eigene Darstellung des Stoffes nochmals durchzugehen. Findet man vielleicht zu dem Thema eine passende Geschichte oder einen illustrierenden Bibelspruch oder Liebesvers, dann sollte man das nicht als einen Raub selbstsüchtig davontragen, um nur seine eigene Darbietung am Sonntag zu bereichern, sondern man müßte am Schluß der Vorbereitung sich daran gewöhnen, daß der Pastor fragt: „So, wer hat jetzt noch irgend etwas zur praktischen Behandlung des Themas hinzuzufügen?“ Auf diese Weise kann manche wertvolle Beigabe in das allgemeine Interesse für die jedesmalige Behandlung kommen.

Ist eine Helferin besonders unpünktlich, oberflächlich, unfähig, — aus Not nimmt man ja in manchen Städten das unglaublichste Material, was Alter, Bildung und geistliche Reife anlangt — so sollten Sie und Ihre Gebetsfreunde eine solche besonders aufs Korn nehmen. Zuerst mit Fürbitten eine Art Glasglocke um diese Seele gebildet, dann mit Liebenswürdigkeit ihr Vertrauen und ihre Freundschaft gewinnen! Dann laden Sie dieselbe mal ein zu einem einsamen Sonntagspaziergang oder in Ihre Wohnung zu einer Tasse Tee und suchen Sie dann ihr Interesse auf die Verantwortlichkeit der Arbeit zu lenken. Was gilt's: in den meisten Fällen findet sich dann der Schlüssel zu solchem Herzen und Sie bekommen die Vollmacht, Seelsorge an ihr zu üben; der Segen solcher Bemühungen wird sich bald in der veränderten Art jenes Mädchens zeigen — und die Kinderseelen jener Gruppe werden das Echo Ihrer Liebe verspüren, obwohl Sie sich im anderen Winkel der Kirche befinden!

Aber nun noch ein Wort über den Stoff! Wie wäre es mit folgendem Vorschlag? Sie können ja das Blatt, angestrichen und mit Ihren Randbemerkungen versehen, an die Redaktion Ihrer Fachblätter, einsenden. Man verteile das Leben Jesu auf die 52 Sonntage und veröffentliche diese Einteilung zugleich mit einem Preisausschreiben: wer die beste, leicht verständlichste und dabei anfasslichste Behandlung eines Einzelthemas liefert, sollte einen entsprechenden Preis erhalten. Dann

läßt man sämtliche 52 Ausarbeitungen in den betreffenden Fachblättern mit breitem weißen Rand drucken; dieser Raum soll dazu dienen, daß man praktische Winke, Geschichten usw., wie sie sich aus der Behandlung des Stoffes im Kindergottesdienst ergaben (vielleicht auch originelle Antworten der Kinder, die manchesmal ein besonders helles Licht auf die Kinderpsychologie warfen!) darauf schreibe. In jedem Helferkreis wird dann ein Helferabend oder ein Helferausschuß die eingegangenen Notizen kontrollieren und sichten und nur das Allerwertvollste dürfte ausgesucht und an jene Redaktionen eingesandt werden. Wenn man dort wieder geprüft und gesichtet und so die Stimme der praktischen Anwendung, das Echo aus den Sonntagschulen, gehört hat, dürfte die Neubearbeitung des Buches erfolgen. Wenn ich auch die ungeheure Redaktionsarbeit, in die sich mehrere Fachleute teilen müßten, vollauf als die Hauptschwierigkeit würdige, bin ich doch der Meinung, daß auf diese Weise es ein großartiges Buch über das Leben Jesu geben würde. Keins der bisher vorhandenen könnte ihm das Wasser reichen. Erstlich halte ich es für nötig, daß die verschiedensten Gaben sich an den verschiedenen Partien des Lebens Jesu versuchen. Wenn einer, der die Bergpredigt meisterhaft dem Kindesverständnis nahe zu bringen versteht, das ganze Lebensbild malt, fehlt ihm an andern Stellen vielleicht die Plastik oder die Originalität oder die Weihe, wie sie dort nötig wären. Zweitens scheint mir das Echo der Praxis von der größten Bedeutung. Wie kann bisweilen ein Kindersinn uns korrigieren. Hatte ich da einst die Geschichte von der Samariterin behandelt und ließ sie von einem sechsjährigen Jungen wiederholen. Da ergänzte er ganz unbefangen mit der entsprechenden Handbewegung: „So hoch war der Brunnenrand, daß der müde Herr Jesus sich gerade gut darauffsetzen konnte, um sich auszuruhen!“

Sollte dieses bisher ungeschriebene Buch über das Leben Jesu in billiger Ausstattung (immer wieder durchschossen gebunden, daß sich jeder weitere Vorkommnisse notieren kann!) erschienen sein, könnte man ja einen zweiten Band alttestamentlicher Texte folgen lassen. Apostelgeschichte und Kirchengeschichte mit Missionsbildern aus der Gegenwart durchsetzt, lieferte vielleicht den dritten Band. Aber am nötigsten ist ein solches Leben Jesu.

Für die Helfer und ihre innere Förderung empfiehlt es sich, bei jeder Vorbereitung eine Frage oder ein Problem oder eine sittliche Forderung auszusprechen, die sie mit dem Inhalt des Themas in persönlicher Weise verbindet, damit die Gefahr vermieden wird, nur an die Kinder und nicht zuerst an das eigene Gewissen oder Erleben zu denken. Das waren meine besten Predigten, wo der Text zuerst bei dem stillen Grübeln einen

Stachel in mein eigenes Empfinden trieb oder einen süßen Ton für meine persönliche Andacht anschlug. Was mich nicht antreibt oder erbaut, das kann durch meinen Mund auch nicht andere antreiben oder erbauen.

So, jetzt lassen Sie sich vom Verlage dieses Blattes noch so viel Hefte dieser Nummer schicken, als Sie Helfer in Ihrem Kindergottesdienst haben; geben Sie, diese Hefte dann blau angestrichen, dem Einzelnen mit der Bitte, am nächsten Helferabend sich darüber auszusprechen zu wollen und dann drücken Sie auf die Redaktion Ihrer Fachblätter, damit das Preisausschreiben bald erlassen werde!

Mit herzlichem Gruß Ihr alter Freund S. Keller.



Nochmalige Erklärung

Da es mir, wie ich bereits in der Zulinummer sagte, durchaus fern liegt, eine Behauptung zu halten, die irrig ist, wandte ich mich an die Londoner Leitung der China-Inland-Mission des Missionars wegen, von dem ich behauptet hatte, er habe an Bord der „Prinzeß Alice“ an der Maskerade teilgenommen. Inzwischen wurde mir ein Brief des betreffenden Missionars aus Shanghai selbst zugeschickt, in dem er den Namen des Missionars nennt, der als Sieger beim Kostümfeste hervorging, aber nicht der China-Inland-Mission angehöre, sondern einer amerikanischen Gesellschaft. Er selbst habe sich nicht daran beteiligt und halte es auch für unpassend, daß Missionare das tun, wie andere englische Missionare es tatsächlich getan hätten.

Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß die andern deutschen Missionsleute und ich, die wir vom Gegenteil überzeugt waren, es zugeben, daß wir alle uns in der Person des Mannes geirrt haben, da er ja klipp und klar sagte, er wäre es nicht gewesen. Es tut mir leid, dem Manne Unrecht getan zu haben, aber ich hätte bei der allgemeinen Ansicht es für höchst aufdringlich gehalten, den wirklichen China-Inland-Missionar am Tage nachher zu fragen, ob er tatsächlich am Feste aktiv sich beteiligt habe.

Rastatt, 1. Juli 1911.

Hans Keller, Divisionspfarrer.



Ein Echo

K., den 2. Juni 1911.

Sehr geehrter Herr Amtsbruder!

Vielleicht freut es Sie, wenn auf Ihren in „Auf dein Wort“ abgedruckten Brief aus dem Leserkreis ein Echo kommt. Ich arbeite unter ähnlichen Verhältnissen wie Sie. Meine drei Kollegen an der M. . . kirche stehen wohl mit mir in herzlichem Einvernehmen, aber es fehlt mir noch die rechte geistige Fühlung. Es ist mir, als sähen sie die Not in der Gemeinde nicht, jedenfalls nicht so, wie ich. Wenn auch an Festtagen unsere 900 Sitzplätze zählende Kirche mehrmals gefüllt ist, so ist im Sommer der Durchschnitt kaum viel höher, als bei Ihnen. Dazu zählt unsere Vorstadtparochie ca. 30 000 Seelen. — Da ich mich oft einsam fühle, sind Verzagtheit und Schwermut manchmal meine Genossen. Ich bin vor allem mit meinem eigenen Wesen unzufrieden und oft sehr unglücklich über meine Predigten. Und ich hatte schon mehrfach den Wunsch: Wenn ich doch einen Freund fände, der auf ähnlichem Boden arbeitet wie ich. Wie fruchtbar müßte ein Austausch von Erfahrungen und gegenseitige, unbefangene Kritik sein und wie müßte eine Gemeinschaft vor Gott stärken. Ich will es wagen und anfragen, ob Sie sich wohl von einem zwanglosen Briefwechsel etwas versprechen. — Hausbesuche kann ich nicht genug machen. Seit 1. Januar habe ich 318 Besuche gemacht und bleibe doch noch weit hinter den Veranlassungen zurück. Wichtig ist mir mein Zettelkatalog, durch den ich mir das Auseinanderhalten der verschiedenen „Fälle“ erleichtere. Bei der Unübersichtbarkeit einer großen Gemeinde ist er mir unentbehrlich. — Ueber die Bibelfunde, zu der zunächst nur alte Weiblein kamen, war ich manchmal trostlos. Aber ich habe erfahren dürfen, wie sich allmählich andere hinzufanden und auch manches Erfreuliche erlebt, daß ich ob meines Kleinglaubens beschämt war. — Ein neues Unternehmen sind meine Konfirmandenelternabende. Nur die Eltern wurden eingeladen zu einem Vortrag über die Zukunft ihres Kindes. Das ist noch eine Situation, um an Fernstehende heranzukommen. — Ueberrascht bin ich immer wieder über die Fülle von Seelsorge. Es ist mir so viel Leid, Not und Sünde anderer geklagt worden, daß ich ein ziemliches, allerdings sehr düsteres Bi'd von dem Durchschnitt

unserer Bevölkerung zu haben meine. Aber es ist so wenig bis unmittelbar zum Allerheiligsten gegangen. — Noch kein Glück habe ich auf der Suche nach „Unteroffizieren“ gehabt. Nur für ein paar konkrete Fälle konnte ich eine liebe Greisin und einen ehrwürdigen originalen Greis vorschicken. — Soviel zur Orientierung. Es wäre herrlich, wenn es zu einem Austausch von Erfahrungen käme nach dem Doppelwort Gal. 6, 2 und 5. Zuletzt freilich wollen wir uns durch Pfingsten erinnern lassen, daß die größte Not noch tiefer liegt. Aber ich glaube an den heiligen Geist.

Mit amtsbrüderlichem Gruß Pastor H.

Anmerkung des Herausgebers:

Hiermit stelle ich mein Blatt dem Austausch zur Verfügung! Auch wenn jener anonyme Brieffschreiber aus Heft 9 nicht selbst sich daran beteiligen wollte, weil ich gestehe, einiges aus seinem verzweifelten Schreiben ganz weggelassen, einiges andere etwas modifiziert zu haben, — so könnten doch andere auf diesen Brief antworten wollen. —



Quittung

Für die Aussätzigenasyle in Burulia und Salur liefen bis zum heutigen Tage bei mir ein folgende Gaben:

Witwe Sch=Barmen 50; E. U.=Neuwied 5; M. N.=Frankental 5; H. H.=Bethel 1; L. H.=Oldenburg 10; E. B.=Heidelberg 3; M. Pf.=Leipzig 5; D.=Breslau 20; A. W.=Dresden 10; B. F.=Hannover 5; H. H.=Trebitz 5; B. M.=Danzig 6,05; M. G. Greifswald 3; G. Sch.=Breslau 10; R. F.=Aklar bei Wehlar 5; Geschwister Rh.=Großlichterfelde 30 = 173,05 Mk.

Für diese Gaben danke ich den Gebern im Namen beider Asyle und hoffe, daß die Geber, dadurch etwas interessiert für die Arbeit unter den Aussätzigen, nun auch persönlich suchen, Verbindung zu bekommen mit diesen Liebeswerken durch die Missionsliteratur der Götterschen und Breklumer Missionsgesellschaften.

Rastatt, 1. Juli 1911.

Hans Keller, Divisionspfarrer.



Aus der Briefmappe des Evangelisten

M. Gr. Vor der unnüchternen Schriftauslegung und Prophezeiung dieses Herrn Joh. Walther muß ich Sie ernstlich warnen. Bruno Keller, Pastor in Döbeln hat eine Erklärung der Offenbarung Johannes herausgegeben, die ich Ihnen bestens empfehle. Die Entrückung, wie sie jetzt in unnüchternen Kreisen verstanden wird, ist unbiblisch.

Martha N. Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, den ich nur hier beantworten kann, da ich Ihren Namen und Adresse nicht habe. Es ist also alles so in Ordnung!

S. v. M. Auch ich erwarte früher oder später eine Trennung von Kirche und Staat, aber was Sie da schreiben, scheint mir eine höchst gefährliche Idee zu sein. Wissen Sie nicht, daß Sie nur das Opfer einer geheimen Agitation sind, die seit Monaten im Gange ist? Man will die „entschiedenen“ Gläubigen zum Austritt aus der Landeskirche drängen. Dazu mußte den führenden Geistern alles dienen. Dazu schlachtete man den Fall Jatho seit einem Jahre aufs eifrigste aus. Dazu haufte man den Angriff gegen mich aufs heftigste auf: waren doch manche dort überzeugt, daß ich vielen Seelen ein Haltepunkt und eine Verbindungslinie für das Bleiben bei der Landeskirche war. Wie entzückt waren doch jene Kreise, mich jetzt bei den „Gläubigen“ mißkreditieren zu können! Setzen Sie Ihren Namen unter kein solches Flugblatt, beteiligen Sie sich an keiner solchen Agitationskonferenz! Wenn Gott der Herr die Gläubigen aus der Masse der Landeskirche, wo sie bisher als Salz wirken sollten, herausführen will, dann wird er andern Handlangern „pfeifen“, die die Arbeit des Einreißens besorgen sollen. Darum bitte ich Sie, niemand mehr, wie mir, den Aufruf zur Gründung eines „Bekennerbundes für Christus“ zuzusenden. Wir haben schon genug Bündnisse und Allianzen verschiedener Art! Ach, daß die gläubigen Christen doch merken, worauf das hinausläuft! Es ist ernste Zeit, in der wir stehen und wer steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle.

B. in Lübeck. Ihren freundlichen Brief mit Freuden gelesen. Zum durchlesen der mitgesandten Schriften fehlt mir jetzt noch die Zeit. Vielleicht später. Herzlichen Gruß.

A. D. Hamburg. Der Gedanke ist sehr gut, aber die Ausführung kurz und phrasenhaft. Wenn Sie keinen Einspruch erheben, will ich Titel und Hauptgedanken Ihrer Skizze für die Juni-Nr. des nächsten Jahrgangs zu einem eigenen Artikel benutzen!

F. W. G. Ihre erste Frage lautet: „Wenn Gott allwissend ist, wird ihm von vornherein bekannt sein, wie sich der Mensch entscheiden wird. Wenn dies zur Verdammnis geschieht — wie ist dann die Zulassung schon der Geburt eines solchen mit Gottes Liebe vereinbar? Oder ist durch die Willensfreiheit schon die Allwissenheit Gottes beschränkt?“ — Ganz befriedigen wird Sie wohl hierin keine Antwort können. Wenden Sie sich mit solcher Frage an jene Leute, die noch glauben daß kleine ungetauft sterbende Kinder einer endlosen Qual anheimfallen. Ich glaube in meinem Büchlein „Wo sind die Toten?“ den Beweis führen zu können, daß die Schrift keine endlose Verdammnis lehrt. Hoffentlich ist mein Büchlein im Herbst im Druck erschienen. — 2. Ueber das sexuelle Eheleben im christlichen Sinn kenne ich kein mich selbst befriedigendes Buch. — 3. Dr. Joh. Müller und Dr. Högby nehmen zur Kirchenlehre vom gekreuzigten und auferstandenen Heiland nicht meine Stellung ein. Mir scheint, daß sie von der Sünde und der verdorbenen Natur des Menschen eine von der Schrift abweichende Auffassung haben; darum klingt bei ihnen oft so, als ob der Mensch sein eigener Heiland werden könne, wenn er sich selbst erst recht gefunden hat.

B. Wiesbaden. Sie sind auf dem rechten Wege. Bleiben Sie dem Heiland treu und erhören Sie Ihre eigenen Gebete, indem Sie sich nach der betreffenden Richtung selbst strecken und alles meiden, was Sie darin stört.

Pastor G. Ich wüßte nicht, wie ich Ihrem Klienten eine entsprechende Stellung in Rußland verschaffen könnte. Für eine Hauslehrerstelle scheint er mir zu alt zu sein und an öffentlichen Schulen dürfte er erst recht nicht anzustellen sein. Das Einzige wäre, Sie veranlassen ihn, sich an die Generalsuperintendenten von Riga, Mitau und Reval zu wenden.

A. B., C. W., Th. W. u. Andern. Herzlichen Dank Allen, die mir solche tröstliche Briefe schreiben. Aber Sie gehen von der falschen Voraussetzung aus, als wäre ich durch die erfahrenen Angriffe irgendwie des Trostes bedürftig. Das ist nicht der Fall. Ich habe ja nur öffentlich ausgesprochen, was tausende von andern Pastoren und Laien lange im Herzen geglaubt haben. Darum mache ich mir aus der Verunglimpfung nichts. Der Herr zeigt mir innerlich und äußerlich, daß er mit mir ist; was sollten mir dann irrende Brüder schaden können!

Freisrau v. M. Sie würden für einige Jahre gern ein kleines Kind in Pension nehmen, dessen Eltern im Auslande sind. Ich gebe die Anregung hiermit weiter.

A. J. Bis diese Zeilen in Ihre Hände kommen, bin ich wohl schon in Königsberg an der von Ihnen gewünschten Arbeit! Herzlichen Gruß nach Armia!

Zum Fall Zatho Wenn Sie sich für 20 Pfg. einmal amüsieren und die Konsequenzen der Zatho'schen Anschauungen geistreich darge stellt sehen wollen, lassen Sie sich von der Buchhandlung Fr. Jülissen, Berlin, das Heftchen schicken: „Römischer Katholik und — evangelischer Pfarrer.“

Die Kellnermission Köln quittiert dankend über 2 M. von Joh. B. R. Mannheim und ich über 10 M. von M. B. Darmstadt für Heidenmission.



Direktor A. W. Schreiber. Die Edinburgher Welt-Missionskonferenz. Basel, Baseler Missionsbuchhandlung. 2 Mk.

Für jeden alten Missionsfreund ist dieses Buch eine herzerquickende und ihn antreibende Lektüre; für manchen, der bisher unter dem Bann von Vorurteilen und Unkenntnis abseits stand und gleichgültig war, ein vorzügliches Erneuerungsmittel. Jeder lebendige Christ, der aufmerksam alle diese Zeugnisse gelesen hat, muß zur Überzeugung kommen, daß eine große Stunde der Weltgeschichte geschlagen hat und die deutsche Christenheit sich aufmachen muß, ihre Versäumnis einzuholen, bis es in der Mission auch heißen kann: Die Deutschen an die Front!

C. Skovgaard-Petersen. Kurze Worte von großen Dingen. Deutsch von Dr. H. Gottsched, III. Bändchen. Basel, Rober, C. F. Spittlers Nachfl. 60 Pfg.

Man ist versucht, klare Worte, erleuchtete Worte statt kurze Worte zu sagen, wenn man diese Anleitungen zur Erbauung und Vertiefung liest. Mir war dieses, Bändchen der Segen des heutigen Tages, um den ich gebetet hatte, ohne zu ahnen daß er in diesem unscheinbaren Büchlein schon lange für mich bereit lag!

Paul Le Seur. Herrscher, herrsche! Rufe und Skizzen. Berlin, Warned.

Ein merkwürdiges, mächtiges Buch! Glänzende Sprache und herzendringende Begeisterung und doch hat man dabei den Eindruck, als würde ein edler Kenner von starker Hand zurückgehalten, daß er nicht durchgehen darf. Die einzelnen Stücke sind nicht gleichwertig. Am schönsten ist der Abschnitt „Jesus Christus“. Das ist Licht von seinem Licht! Jedenfalls begreift es jetzt jeder Leser dieses Buches, daß sein Verfasser an manchem Orte beispiellosen Erfolg als evangelischer Redner gehabt hat und warum es ihm in Berlin geglückt ist, Sönders verwaiste Kanzel wieder zum Sammelpunkt einer begeisterten Gemeinde zu machen. Ich erwarte noch viel von Paul Le Seur und möchte ihm zurufen: Der Herr mit dir, du streitbarer Held!

Das Leben Jesu von John Watson (J. MacLaren). Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Potsdam, Stiftungsverlag.

Der hat den Meister verstanden und versteht es, den Schönsten unter den Menschenkindern ins rechte Licht zu stellen und das Verlangen nach immer lebendigerem Verkehr mit dem lebendigen, gegenwärtigen, wirksamen, ewigen Christus zu wecken oder zu steigern. Ich lese dieses Buch zum dritten Male und wundere mich, daß es erst in zweiter Auflage erschienen ist.

Reincke.

Samuel Störri. Jesus und die Sünde. Eine Untersuchung nach den vier Evangelien zur Klärung des Sündenbegriffs. Basel, C. F. Spittler's Verlag. 80 Pf.

Dies ist ein gesundes, originelles, kräftiges Anfassn, — zuerst des betreffenden Begriffs und dann des Lesers selbst. Der Verfasser sollte in ähnlicher Weise noch mehr biblische Begriffe behandeln: er würde unserer unwissenden Christenheit damit einen Dienst tun!

Brünell, Christus und der Fortschritt. Eine Besprechung von Zeitfragen; übersetzt von Graf H. von Halley. Gütersloh, Bertelsmann. 3 Mark.

Einmal wieder ein originelles Buch! Man braucht nicht mit jeder Aeußerung des geistvollen Verfassers, der bisweilen ans Paradoxe kreift, übereinzustimmen und kann sich doch nicht dem Eindruck entziehen, daß hier die Kraft des Glaubens in glänzender Sprache und oft ganz neuen Bildern und Vergleichen zu Wort kommt. Anregend für jeden gebildeten Christen ist das Geringste was man sagen muß.

Anna Bachofner. Madame Elisabeth von Frankreich. Basel, Rober. C. F. Spittlers Nachfolger.

Die erschütterndsten Ereignisse der französischen Revolution sind um Madame Elisabeth, die Schwester des unglücklichen Königs gruppiert. Dies Buch, das wahre Seelengröße im tiefsten Leide schildert, könnte unserem Geschlechte wirklich einen Dienst leisten, wenn recht viele es lesen und ernstlich darüber nachdenken wollten. M.

Mein Reiseplan

Bis Anfang September Schweibental
bei Brienz, Schweiz (Porto!).
17. September Karlsruhe.
24.—26. September Cassel.
1.—3. Oktober Zürich.
6.—26. Oktober Ostpreußen.
5.—15. November Hamm i. Westf.

28. Nov. bis 8. Dezember Magdeburg.
10.—17. Januar Dresden.
18.—21. Januar Chemnitz.
1.—11. Februar Posen.
12.—18. Februar Götting.
3.—10. März München.
12.—20. März Wiesbaden.

Nach Ostern Schwelm, Danzig, Köslin.

Sej. 51, 3.

~~~~~ Bezugsbedingungen ~~~~~  
Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.—  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.  
Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Walb & Krüger in Hagen i. W.



Heft 12

September 1911

9. Jahrgang

Nachdruck verboten

## Die Wasserrose

Leise schwankt die Rose  
Auf dem stillen Teich,  
Hingeweht so lose —  
Einer Flode gleich.

Zäh mit rauhem Wehen  
Fährt einher der Wind —  
's ist um dich geschehen,  
Armes Blumentind!

Aber sieh', die Rose  
Hält ihm tapfer Stand,  
In des Grundes Schoße  
Längst sie Wurzel fand.

Keines Sturmes Toben  
Ist dir bricht den Mut,  
Wenn dein Herz dort oben  
Fest verankert ruht.

M. Simmler.



## Der Trost großer Gedanken

Es ist eine alte Erfahrung, daß der weite Ausblick von einer Bergeshöhe ins Land hinaus einen erhebenden und befreienden Eindruck auf uns macht, daß wir manche Sorge und manche Spannung, die drunten aus der Enge wuchs, wie durch einen Zauberschlag los werden. Das hat sicher nicht nur körperliche Ursachen, sondern es spielt ein seelischer Vorgang mit. Nach den Schmerzen und dem Druck der kleinen Blicke des Alltags wagt man bei dem großen Blick wieder aufs neue zu hoffen: ist Gottes Welt so groß, so schön, — sollte der Vater im Himmel nicht auch Raum haben für deine Füße und Ausweg aus deiner Not und Licht für dein Dunkel? Außerdem zeigt der große Blick so vieles Andersgeartete, worauf der Maßstab deiner Winkelsorge garnicht paßt und du schämst dich des Kleinglaubens und der Selbstsucht, womit du dich selbst und andere eingeengt hast. Wie selbstlos ist Gott, daß er solche Herrlichkeit im Sonnenglanz über die weite Aue hingegossen hat, damit wir uns dran erquicken! Da ist es sicherlich auch heilsam für den inneren Menschen, von Zeit zu Zeit auf eine solche lichte Höhe geführt zu werden, — und aus dem Verglande, zu dem ich da bisweilen meine Augen erhebe, möchte ich heute einen besonderen Gipfel zum Ausguck empfehlen: es ist die Beschäftigung mit der Heidenmission.

Wie frische Kriegsberichte auf die Garnison daheim belebend und anspornend wirken, so kann es den heimatlichen Gemeinden mit dem Rückschlag gehen, den die Mission auf die ausübt, die sie treiben. Denn das gehört auch zur Selbstlosigkeit Gottes, daß er von uns nichts verlangt, womit er uns, wenn wir gehorchen, nicht auch beglückt! Und bisweilen bedürfen wir wirklich den Trost großer Gedanken, wenn die Last des kleinen Denkens uns müde und matt gemacht hat.

1. Daheim weht scharfe Luft des Unglaubens und in weiten Kreisen scheint das Ansehen und der Einfluß der Bibel und des biblischen Christentums rapid zu sinken. Wir sehen es ja an unserer Jugend, wie sie vielfach wenige Jahre nach der Konfirmation dem Ansturm der Christusfeindschaft erliegt. Senachdem in was für



Gegenden Deutschlands jemand lebt oder was für gesellschaftliche Preise es sind, in denen er sich bewegt, kann es vorkommen, daß er sich mit seiner gläubigen Anschauung ganz isoliert fühlt und es schwer wird, daran zu glauben, daß das noch das Land der Reformation sei! Da kommt von draußen aus dem Missionsgebiet, mit dem man sich beschäftigt, eine wunderbare Nachricht nach der andern: Die Bibel bewährt sich an den Herzen der Heiden als das Buch der Menschheit; denn überall ist es das biblische Christentum, wodurch der entscheidende Sieg über die uralten Bollwerke Satans erlangt wird. Die falschen religiösen Vorstellungen der Gözendiener oder die bange Abhängigkeit der Seelen von unheimlichen Geistmächten im animistischen Heidentum können auf die Dauer den Zusammenprall mit den Lebensmächten des Evangeliums nicht aushalten. Sobald aber die biblische Lehre neue Ueberzeugungen im Gewissen und Denken der Heiden hervorgerufen, folgt der Wille nach und der große Umschwung tritt ein. Es versteht sich von selbst, daß dann auch alle Lebensnormen und -Formen bei den Neugewonnenen von Grund aus neu werden. Was heidnisch war, d. h. entweder unter dem Niveau der christlichen Sittlichkeit lag oder sich in krassem Gegensatz dazu befand, wird bekämpft, ausgewurzelt, überwunden, während die eigenartigen neutralen Sitten, Gebräuche und Formen, die einem begabten Naturvolk als nationale Sonderheit innewohnten, nicht vertilgt werden, sondern gleichsam eine Bereicherung des christlichen Lebens überhaupt bilden. Und diesen ganzen wundervollen Prozeß von der Bekehrung des ersten zagen Jünglings bis zur Christianisierung des ganzen Volkes schafft der Geist Christi durch unsere alte Bibel! Weht da nicht ein starker Trosthauch herüber? Beg' das freisinnige Zeitungsblatt aus der Hand, das heute über die Bibel und den biblischen Glauben wieder in ebenso frecher wie unwissenschaftlicher Weise gelästert hat und denk an die Wirkungen, die das alte Buch und der alte Glaube an hundert Stellen des weiten Missionsfeldes heute noch ausüben. Sollte die Bibel dir denn nicht auch noch für die religiösen Bedürfnisse deiner Seele genügen? Solange sie sich draußen als eine Auferstehungsmacht erweist, liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß sie ihre Wirkung auch bei uns noch offenbaren kann.

2. Daheim gibt es leicht falsche Auffassungen der Bekehrung. Die einen leugnen eine wirkliche radikale Bekehrung ganz und wollen ohne ein Erlebnis des Lebendigen den Umschwung eines Menschenlebens aus dem Milieu, aus dem Wiederaufwachen von starken Kindheitsimpulsen und ähnlichem erklären. Die andern haben sich eine Schablone

von Befehrung zurechtgemacht, nach der sich Gott jedesmal richten soll, damit ihre Theorie stimmt und sie mit ihrer Engigkeit Recht behalten. Diesen beiden entgegengesetzten Irrthümern hilft die aufmerksame Lektüre der Missionsnachrichten ab, indem man aus den verschiedensten Missionsgebieten an einer Fülle von eigenartigen Befehrungsgeschichten die Wahrheit illustriert findet: Gott wirkt ohne Anknüpfung an jenes Milieu und jene Kindheitseindrücke (denn die fehlen ja beim Heiden!) und stets originell in der Methode! Der tieffstehende stumpfe Kanale, der sinnlich orientierte Neger, der gebildete, spekulative Bramane, der fanatische Muhammedaner, der pharisäische Chinese, — wie grundverschieden sind die Eindrücke, die sie vom Evangelium bekommen und wie verschieden verläuft der innere Prozeß! Und doch bleibt die Hauptsache überall die gleiche: Jesus ist ihnen zu stark geworden und hat die Persönlichkeit innerlich aus den Angeln gehoben und alle widerstrebenden Regungen überwunden. Solche Beobachtung hat etwas Erquickendes und Befreiendes für uns daheim, die wir uns Sorgen um die Befehrung gewisser Freunde und Bekannten machen und oft seufzend wie mit gebundenen Händen vor dem Geheimnis sitzen: wie soll hier das Leben über das tote Herz kommen? Der Gott, der draußen unaufhörlich hin und her solche Wunder wirkt, der hat auch unter uns sein Werk und sein Arm ist nicht zu kurz geworden, auch bei uns Feuer vom Himmel fallen zu lassen! Sind die Vorurteile des abtrünnigen Christen, — und um einen solchen handelt es sich ja in der Heimat! — als eines verirrtten Kindes stärker als die jahrtausende alte Gewöhnung und die Mauer von Sitte, Volkstum und Religion, die den Heiden aufhält? Das gibt einen Trost für unsere Arbeit daheim!

3. Daheim deprimiert uns die Gleichgiltigkeit der Christenheit gegen ihren Heilsbesitz. Weil niemand ihnen denselben streitig macht und es so viel bequeme Gelegenheit in Wort und Schrift giebt, wodurch er aufgefrischt werden kann, regen sich viele Leute gar nicht mehr drüber auf, daß sie solche Schätze, wie Vergebung der Sünden, Frieden des Gewissens, Kraft im Kampf gegen das Böse und Befreiung von den unheimlichen Verderbensmächten in ihrem Christenglauben haben können. Draußen steckt der Neubefehrte selbst noch in den quälenden Realitäten des Heidentums drin und weiß sehr wohl sich zu erinnern, wie einem Menschen zumut ist, der keine Vergebung, keine Erlösung, keine Aussicht auf Hilfe hat. Daher spürt er den Umschwung in seinem eigenen Leben viel heftiger und elementarer, als ihn irgend ein Befehrter in der alten Christenheit nachfühlen kann. Die natürliche Folge davon

ist, daß es ihn jetzt auch ganz anders antreibt, seine Missionspflicht an anderen auszuüben. Wir sind schon mal von Natur „weitergebende Geschöpfe“! Was uns das Wichtigste ist, was als Leben aus unserem Herzen quillt, müssen wir andern mittheilen. Wie wird diese natürliche Veranlagung nun gesteigert, wenn man sich im Besitz eines Geheimnisses weiß, das rettet und beglückt und den andern verloren und trostlos vor sich sieht! Darum ist die Missionsgeschichte voll von Beispielen dieser werbenden, andringenden Ketterliebe der Geretteten. Ja, man kann getrost sagen, bei vielen Völkern der Missionswelt hat man schon beobachten können, daß das erste Stadium der Arbeit langsam und mühsam sich entwickelte, wo nur europäische Sendboten sich aufgeopfert. Als aber eine Schar eingeborener Christen das Zeugnis in Wort und Wandel an ihre Volksgenossen weiter gab, brach die zweite Stufe — die Volksbekehrung — mit Macht herein. — Muß ein solches feuriges Echo des Evangeliums nicht ein zweites tröstliches Echo in unsern Herzen wachrufen? Und zwar in diesem Fall nicht nur einen Trost, der Gefühle anregt, sondern den Trost der Willensstärkung und Herzensbelebung! Denn solches Beispiel da draußen weckt manchen schläfrigen Christen daheim auf zu neuer Liebe und neuer Treue, sodaß die Beschäftigung mit der Mission einem die Rückkehr zur ersten Liebe erleichtert: Dein Alter sei wie deine Jugend!

4. Daheim leidet die Christenheit unter dem Mammonismus. Der Nationalwohlstand wächst; die Lebenshaltung auch der unteren Klassen hat sich seit zwanzig Jahren gewaltig gehoben. Dabei herrscht eine Genußsucht und Selbstsucht auch in sogenannten christlichen Kreisen, daß man bisweilen verzweifeln möchte an der Zukunft der Kirche, der Innern und Außern Mission. Die 60 Millionen der deutschen Christenheit bringen etwa 6 Millionen Mark jährlich für die Heidenmission auf; also 10 Pfennig im Durchschnitt! Die  $4\frac{1}{2}$  Millionen aus der Heidenwelt gewonnener Christen bringen für den gleichen Zweck 20 Millionen auf! Also über 4 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Dabei fällt aber der Unterschied des Vermögens und der Möglichkeit zum Geldverdienen erschütternd schwer in die Waagschale. Die 600 Ausföjigen im Asyl zu Burulia in Indien müssen sich viele Mahlzeiten im Jahr buchstäblich am Munde absparen (da sie sonst keine Einnahme haben als ihren Reis und 8 Pfennig wöchentlich!), bis sie ihre jährliche Missionsgabe von einigen hundert Mark zusammen haben! Und die Deutschen daheim haben im vorigen Jahr eine Milliarde mehr als sonst auf die Sparkassen getragen! — Du wirst sagen, daß das kein Trost großer



Gedanken sei, sondern eine gewaltige Beunruhigung! Gott gebe es, daß solche Erwägung jeden, der es liest, aufreize und anstachle, mehr als bisher für Gottes Reich zu tun. Denn was gleicht dem Trost, als wenn wir innerlich uns überzeugt haben, daß wir einen großen Schritt vorwärts getan haben in der Hingabe unseres Herzens an Jesu? Und sollte bei vielen unter uns das nicht mit einer totalen Aenderung ihrer Stellung zu den Missionskollekten zusammenhängen?

5. Daheim stoßen wir so leicht auch bei sogenannten Gläubigen auf jenen Zug, über den Paulus bei seinen Gehilfen schon klagt: „Sie suchen alle das Ihre“. Der opferfreundige Idealismus, die selbstlose Liebe sind selten. Entweder sucht man etwas für sein liebes Ich oder für seine Partei oder seine Lieblingsideen. Gegenüber solchen Enttäuschungen daheim tut es wohl, aus der Beschäftigung mit der Missionsgeschichte bis auf den heutigen Tag auch nach Abstrich aller Schönfärberei so viel edle Persönlichkeiten kennen zu lernen. Wo giebt es wohl sonst in der Welt so viel starken, praktisch wertvollen Idealismus, der unter den größten Gesichtspunkten die unscheinbarste Arbeit im kleinen tagaus, tagein, jahraus, jahrein verrichtet? Bei den Missionaren und Missionsfrauen so viel anspruchslose selbstlose Liebe, wie ein geheimer süßer Duft der Herzen, — und aus dem Leben der Neubekehrten so viel kleine, naive, originelle Züge, daß einen diese heiligen „Kinder geschichten“ bis zu Tränen rühren können, — sollte das uns nicht ein starker religiöser Einschlag sein in das Gewebe unseres eigenen Erlebens? Wo uns daheim das Herz blutet über allerlei Bösem und wir die Augen abwenden müssen von allerlei Häßlichem, — wie sollte es uns nicht ein wertvoller Trost sein, zu hören, wieviel neue Ansätze und Aussaaten des Guten in der Welt stattfinden überall dort, wo Jesu Boten sein Reich bauen?

Wahrlich, aus den kleinen Strichen setzt sich schon ein Bild zusammen, eine Aussicht auf die Zukunft. Wir können von unserem Ausguck heimkehren mit der Gewißheit: Noch gehen Jesu Fähnlein vorwärts! Noch kämpft man an tausend Orten! Und der endliche Sieg wird doch sein, daß alle Reiche der Welt unseres Gottes und seines Gesalbten sein werden.

„Es kann nicht Frieden werden,  
Bis Jesu Liebe siegt  
Und dieser Preis der Erden  
Zu seinen Füßen liegt.“



## Aus rinnender Zeit

Brich durch, Sonne!

Du mit dem heißen Siegerblick! Hast du nicht mehr die Kraft, die dicken Wolken beiseite zu schieben? —

Sieh doch, wie die Schatten länger werden! — In Riesenschritten kommen sie auf mich zu — —, sie haben schon das Haus umstellt — —!

Aber es darf noch nicht Nacht werden — brich durch, Sonne!

Laß mich noch einmal alles im Lichte schauen, damit ich glaube an deine Gewalt! —

Ich weiß, wie es am Morgen war . . . , rosige Streifen im Osten und leichte Lüfte . . .

Und dann am Mittag — überall blendender Schein.

Da hab' ich die Läden zugemacht, — — es war mir zu viel, zu viel!

Das hat dich beleidigt — ? Ich wußte doch, daß du da warst, und freute mich deiner Wärme.

Es gibt welche, die nie genug bekommen können, selbst von dir nicht; aber ich gehöre nicht zu ihnen. Und als sie schon den Rücken wandten und fröstelten, — hatte ich noch vom Mittagsüberfluß —. Und es war lange hell an dem Tage!

Brich durch, Sonne! — Die Wolken ballen sich rings. — Durch den Dämmer schreitet die Nacht. . . .

Sonnensehnsucht läßt mich nicht los, — du mußt herrschen im Land! — dunkel darf's nicht werden um mich!

— Ich glaube an dich . . ! schlage dein strahlendes Auge auf — ich muß dich wieder sehen! Mein Herz dürstet nach dir —! Sieh, ich halte meine Arme offen, und meine Hände — . . meine Augen, — — mein Herz. . . .

Sonne, brich durch!! —

2.

Es hatte einer einen Freund, den er hoch schätzte und für den er zu manchem Dienst bereit gewesen wäre.

Un der sagte zu ihm: „Höre! ich bin ein ganz freier Mann! Ich kann immer alles tun, wie ich es will. Ich habe einen verantwortungsreichen

Beruf, so muß ich auch handeln nach meinem Gutdünken, — ich lasse mir von keinem etwas vorschreiben. In meinem Hause fühlen alle, daß ich der Herr bin, und tun, was ich will. Ich habe nicht nötig, jemandem zu gehorchen — —, ich bin ein freier Mann!“

Seine Stimme frohlockte und er überfah den kleinen Zweifel, der in des Freundes Augen aufgedämmert war.

— Dann kam ein Tag, an welchem der Freund einer harten Meinung die seine hart entgegensetzte.

Da kamen heftige Worte von den stolzen Lippen, solche, die Widerhaken haben und beim Niederfallen Wunden reißen. Er beleidigte den Freund, — kehrte ihm den Rücken und — ging davon . . .

Bald darauf reute es ihn —, das hatte er nicht gewollt.

Und er ging in eine Weinstube und trank, — trank mehr als er — — gewollt hatte.

Als er heim kam, fand er seine Schuhe nicht an ihrem Platz. Da erwachte der Zorn in ihm und gab seiner Bildung einen Stoß, daß sie wankte. Aus dem Grunde seiner Seele stieg ein Fluch auf, — — roh und sinnlos . . .

— Und er hob die Hand gegen sein Weib, — — das ihn liebte . . . .

Nun fühlte er, daß er eine Schuld hatte, und er versuchte, sich zu entschuldigen.

„Ich habe alles nicht so gemeint, — ich weiß selbst nicht, wie es eigentlich kam; — ich hatte gar keine böse Absicht, ich wollte das wirklich nicht!“ —

— Und er zerbrach sich den Kopf, warum er das hatte tun müssen —!

Das war einer, der von sich sagte: Ich kann alles tun, was ich will! — —

— — So frei war der Mann!! — —

### 3.

Ich hebe in meinem Garten die Kirschen blühen sehen—.

Ich hab' unter dem Jasminstrauch geträumt, — große, bange Träume —; ich habe den Duft vom Faulbaum geatmet — bis die Lieder schwer wurden.

Da stand das Leben vor mir wie eine Braut, mit tiefen, verheißenden Augen; ich hörte es flüstern von süßen, kommenden Zeiten, von Seligkeiten — —

Nur warten und — lächeln . . . .



— Eine Jugend lang hat es gedauert — —!

Und als der Blick leise anfang sich zu erheben, — wurden die Augen weit und starr. Ich saß in einem Zimmer, zwischen vier Wänden und vor mir stand das Leben — — ein Riese! —

„Es ist kein Traum, — es ist ein Ringen ums eigne Dasein, — — ein Können, ein Kraftproben — —“

„So hast du damals gelogen!! —?“

„Du wolltest nicht sehen, — du gingst mit toten Blicken—!“

„Mein Garten, mein Blühen, mein Duft, mein Hoffen!“ das Herz wand sich in unendlicher Qual.

Da streckte das Leben die Hand aus mit Siegermiene und drückte mir ein Grabscheit in meine Rechte — — —: „du hast nie einen Garten besessen — zuvor; aber ich will dir Land zeigen und will dir zeigen, wo Blumen blüh’n — — — schaffe ihn dir!

Da schaute ich auf, — dem Leben ins Gesicht — — und meine Arme wurden schlaff —.

„Wenn ich nur jetzt nicht zu müde bin dazu!?

Aber ein leises Lächeln trat in des Riesen unergründete Augen —: „es ist ein Kraftproben“ — — und mir war, als hätte ich ein Versprechen bekommen.

. . . Weit im Nebel sah ich winkende Aepfel reifen! —

(Aus dem gleichnamigen Buch von St. Gatz.)



## Das braune Ackerfeld

Eile nicht achtlos vorbei an des Ackerfelds feierndem Teppich,

Fülle des Segens verbirgt heimlich gehütet der Grund.

Dringt erst der himmlische Strahl durch die lockere Hülle zur Tiefe,

Drängt sich lebendiges Glück jauchzend zum seligen Licht.

Staunend betrachtest Du dann das uralte beglückende Wunder,

Wie aus dem Tode uns Gott Leben und Herrlichkeit weckt.      P. Menzel



## Eine russische Erinnerung

Heute abend beim einsamen Grübeln im kalten ungemütlichen Hotelzimmer fiel mir plötzlich eine Geschichte ein, die mir vor einem Vierteljahrhundert ein Mann in der Krim erzählt hat, während die Wellen des Schwarzen Meeres bei Ai-Thodor an die Felsenschroffen schlugen. Im nächsten Augenblick ward mir alles so lebendig, wie es damals mir erzählt ward und ich empfand es als eine Nötigung, niederzuschreiben, was greifbar vor mir stand. Mein Gewährsmann erzählte:

„Durch ein Mißgeschick besonderer Art hatte ich einen Konflikt mit dem Polizeichef in X gehabt und als seine Untergebenen mir andeuteten, daß ich mit fünftausend Rubel mich von jeder Verfolgung loskaufen könne, warf ich sie hinaus. Am nächsten Tage war ich im Untersuchungsgefängnis eingesperrt und es konnte wer weiß wie lange dauern, bis ich als gewöhnlicher russischer Kaufmann damals, 1884, mein Recht bekommen hätte. Denn wenn einem sonst auch nicht die leiseste Schuld nachgewiesen werden konnte, so ward man bei der sogenannten dritten Abteilung als politisch verdächtig angezeigt und ohne viel Federlesens auf administrative Weise nach Sibirien verschickt. \*) Großend mit Gott und Menschen hatte ich etwa acht Tage in der schauerlichen Einzelhaft gegessen, da ging eine Bewegung durch den ganzen großen unheimlichen Bau des Gefängnisses. Türen wurden zugeschlagen, laute Kommandorufe erschallten, dazwischen erscholl fröhliches Lachen, — ich wußte nicht, was das bedeute. Endlich wälzte sich die Welle dieses Lärms näher und näher an meine Zelle. Jetzt öffnet sich die Tür und der alte schieläugige, griesgrämige Schließer sagt: „Vorwärts! Zieh den Schinell\*\*) an, nimm deine Kappe und marschier auf den Hof. Da wirst du hören, was es giebt.“

Wenige Minuten später waren alle die dreihundertachtzig Insassen des Gefängnisses auf dem Hof in Reihen aufgestellt: Mörder, Diebe, Fälschmünzer und — wir! Sechs Soldaten mit geladenem Gewehr hielten

\*) Solche gerichtßlose Verbannung ohne Verhör, ohne Verteidigung, ohne Urteilspruch drohte mir im Herbst 1890 auch!!

\*\*) Großer Mantel für die Kälte.

uns in Ordnung. Plötzlich öffnet sich eine Thür und ein hochgewachsener Mann von edlem Aussehen trat heraus. Seine Gesichtsfarbe glich matter Bronze; seine Augen konnten drohend leuchten, wie Feuer, und liebevoll streicheln, wie man Kinder kocht; seine Stimme war bald weich, wie schwedisches Leder, bald schneidend scharf, wie Schwerter Schlag. Er richtete sich hoch auf; sicher war er eines Hauptes länger als wir alle, — nahm dann seine Krimmerfellmütze ab, daß man seine hohe weiße Generalsstirn sah mit dem wallenden, leicht ergrauenden Haupthaar drüber und — es ward Totenstille, denn seine Augen faszinierten uns — sagte mit wunderbarem Klang der Stimme:

„Gospodal“ (Meine Herren!)

Wenn es möglich war, wurde es noch stiller. Wer redet russische Gefangene je so an! Dann sagte er:

„Man hat mir erlaubt, in einer ganz besonderen schweren Sache mir Freiwillige aus Ihrer Mitte auszusuchen. Beim Bau der Eisenbahnlinie N-S haben plötzlich die Arbeiter gestreikt und ich habe doch dem Zärväterchen versprochen, die Bahn bis zum ersten Juli nächsten Jahres fertig zu stellen. Nun verspreche ich jedem von Ihnen, der mit mir dorthin in die Steppe zieht und treulich mitarbeitet, volle Befreiung von allen ihm um seiner Verbrechen willen drohenden Strafen und bei freier Kost noch einen anständigen Lohn zum Schluß. Wer nicht gehorcht oder die andern aufhezt, den schieße ich nieder. Ich treffe drüben den vorstehenden Nagel im Hoftor.“

Im nächsten Augenblick hatte er eine lange kaukasische Reiterpistole aus der Brusttasche gezogen und schoß so schnell, daß alles zusammenfuhr: jener Nagel war wirklich getroffen und in's splitternde Holz hineingeschmettert:

Die Pistole verschwand. Eine lange Pause trat ein, während die Blicke des merkwürdigen Herrn, der das Russische mit einem etwas deutschen Beigeschmack gesprochen hatte, leuchtend von Angesicht zu Angesicht der vor ihm stehenden Verbrecher flogen. Mir stand das Herz fast still vor Aufregung.

Jetzt trat ein älthlicher Gefangener einen Schritt vor, — wie ich nachher hörte, war er als Stundist für seinen Glauben eingesteckt worden, — und sagte feierlich:

„Väterchen, wie heißt du?“

„Warum willst du das wissen?“ fragte der Herr lächelnd.

„Warum? Der Name ist der Griff vom Menschen und ich will von heute an für dich beten; darum brauche ich deinen Namen, um ihn Gott zu sagen.“



„Dafür danke ich Dir!“ sagte der Fremde mit leiser Stimme und ernst werdend, dann fügte er laut für alle hinzu:

„Ich heiße Roman Feodorowitsch\*) und gebe Euch mein Wort, daß Ihr es bei mir mit Arbeitsmaß und Essen ebenfogut haben sollt, als ich selbst. Also, wer kommt heute Nachmittag mit mir hinaus auf die Steppe?“

Im nächsten Augenblick schrie alles: „Ja, ich komme!“ und der Stundist sagte:

„Wir sehen Dein Antlitz als eines Engels Angesicht und folgen Dir, wohin Du uns führst.“

Wirklich zogen wir mit diesem livländischen Baron, — wie wir später hörten, war dieser Ingenieur wirklich so etwas, — in die Steppe. Ein Scherzwort von ihm elektrisierte uns. Wir schliefen wie er im Zelt, wir aßen dieselben Speisen wie er und nie hat ein Trupp gelernter und gut bezahlter Arbeiter so viel in kurzer Zeit geleistet, wie wir Verbrecher. Einer paßte auf den andern auf, daß er nicht Zeit verlor und kein Material verdarb, — alles, weil wir begeistert für unsern Führer waren. Wie nun nach sieben Monaten die Arbeit beendet war und wir alle durch die Bank freigelassen und mit einem anständigen Arbeitslohn abgemustert wurden, — hatten es viele der richtigen Verbrecher nicht so eilig, zu Weib und Kind zu gehen. Sie umringten den Baron und sagten:

„Väterchen, weißt Du nicht noch solch eine Arbeit? Wenn wir von Dir fortgehen, fängt die alte Lumperei wieder an. Jetzt haben wir ohne Schnaps tüchtig arbeiten gelernt, — warum sollen wir wieder schlecht werden?“

Es strahlte ordentlich ein Licht in seinen schönen blauen Augen als er sagte:

„Kinder, habt Ihr so arbeiten gelernt, dann tut Euch zusammen zu einem Artel\*\*) und geht in die Krim, wo man jetzt gerade Chauffeen und Brücken baut und verdingt Euch dort. Dazu habt Ihr hier unter meinem Zwang gelernt, Euch zu beherrschen, daß Ihr jetzt stark genug geworden seid, ohne Zwang ordentlich und tüchtig zu arbeiten.“

Ohne Tränen ist kaum einer unser dreihundertachtzig von Roman Feodorowitsch geschieden, der jedem zum Abschied die Hand gab. Solche geborene Herrscher findet man selten, wie der Mann es war. Ohne Soldaten und irgend einen fremden Schutz in der Steppe mit dreihundertachtzig Verbrechern zu leben! Das reine Wunder.“

\*) Robert Theodors Sohn. Der Familienname ist beim einfachen Mann ungebräuchlich, außer wenn geschrieben wird.

\*\*) Artel nennt man eine Arbeitsgenossenschaft, die gemeinsame Kasse und gemeinsame Küche führt und wo einer für alle und alle für einen haften.

Warum erzähle ich heute diese alte Geschichte hier? Wenn sie dir nichts sagt, dann denke an Gottes Weg, wie er seine Leute entwickelt: zuerst der Zwang des Gesetzes, dann der persönliche Zug des sichtbaren Heilands in Israel, dann der unsichtbar wirkende Geist in den Aposteln und heute die geheimnisvolle Macht, die der Schönste der Menschenkinder durch sein Wort und Wesen ausübt auf seine Gläubigen! Jesus, wir trauen dir und gehen mit dir, wohin du gehst! du machst uns frei und zugleich bindest du uns ohne Fessel und Fäden fest an dich! Wir können und wollen von dir nicht lassen, ewiglich! Und unter deiner Führung können wir arbeiten, — wir alten Verbrecher, wie die besten, treuesten, Menschen! Alles um deinetwillen! —



## Sie soll

(Jak. 1, 4)

Ich höre das Wort: „Die Geduld aber soll  
fest bleiben bis an das Ende“;  
Ich sinne darüber gedankenvoll,  
Auf daß ich es recht verstände.

Sie soll, heißt: sie muß, ist ein Gottesbefehl.  
Ach, daß ich die Kraft dazu fände!  
Verzagt und müde sind Leib und Seel',  
Es beben Kniee und Hände.

Sie soll, heißt: sie wird. O göttliche Huld,  
Du willst, daß sich beides verbände,  
Befehl und Verheißung, im Wort: „Die Geduld  
Soll fest bleiben bis an das Ende“.

Stephanie v. Gohlar.

„Es wird gewiß recht werden in der bewußten Sache, wenn wir uns nur in die langsamen und verschlungenen Wege des Herrn finden lernen. Die Natur möchte alles gern klar und plan haben, wir sind aber so verwirrt, daß wir doch zu keiner Gewißheit gelangen, bis ein Teil von uns zerschnitten und abgetan ist; dann wird's nach und nach hell. Wie ist doch alles auf Erhöhung des alten Menschen abgesehen, damit der neue leben könne! Im alten Gewirr des eigenen Herzens würde diesem die Lebensluft ausgehen.“ S. Sundert.



## Lichte Wolken

Gibt es lichte Wolken? Sind das nicht Gegensätze? Licht und Wolke? Hell und dunkel? — Und doch — es gibt lichte Wolken, dort draußen schwebend im blauen Aether, dort drinnen in deinem Herzen!

Eines zu Ende gehenden Tages erinnere ich mich, als ich am Fenster stand und dem Scheiden des goldig flutenden Lichtballs zuschaute, der fern am Horizont immer tiefer und tiefer sank und zuletzt eine dämmernde Erde, ein großes, weites Schweigen zurückließ: Die heilige Andacht des Abends! — Graue, trübe Wolken zogen am Himmel und verdeckten das zarte, schöne Blau, — wie dunkel sie sich abhoben von dem hellen Hintergrund! Und doch, sieh: nun treten sie in den Strahlentkreis der goldenen, sinkenden Sonne, wunderbar, da wurden die Wolken licht, da wurde das Dunkel rosig, da hatte das Trübe einen Lichtschein, eine funkelnde Krone! Heilich, wie gesegnet zogen sie hin durch den Glanz der Sonne, durch die weite stille Welt! Lange sinnend schaute ich ihnen nach — sie hatten mir viel zu sagen, führten eine wortlose und tiefe Sprache, sie ließen mich schauen in das Erdenleben, in das Menschenherz. Kennst du Wolken in deinem Leben, in deinem Herzen? Wohl von fast jedem Erdenwanderer erhalte ich hier als Antwort ein wehes, trauriges „Ja“. — Ja, da ist wohl kein Menschenkind, das nicht an seinem Lebenshimmel Wolken gesehen; Wolken, die wie Gewittermassen schwarz sich türmten, die mit Sturm und Kampf daherzogen, die Blitze sandten in das zuckende Herz — die Hagelstücke schleuderten, daß grünende Hoffungsfaat vernichtet wurde, daß ein großes Sterben dort war in Nacht und Grau! Wolken, die es mit dunklem Druck umgaben, daß es nicht zu leben, nicht zu atmen wagte, daß unter den Schauern der sich türmenden Massen nur eins noch lebte, ein Kind der Finsternis, der nagende Wunsch: zu sterben! — Und waren die Wolken schwächer und zogen sie eher dahin, so waren es Wolken: trübe, schmerzende Tage! Stunden, die Schatten in's Leben warfen, die wehe taten, die Sonnenstrahlen verdunkelten! Und keiner liebt solche Wolken — ach, sind es doch Wolken, die Schmerzen bergen, die Trauer bringen und das Leid, das Leid auf's Menschenherz schütten! Wer auch sollte sie lieben, wer ihnen freudig entgegengehen? Der sie kennt,



der scheut sie — und, nicht wahr, auch du kennst sie? Doch — kennst du auch lichte Wolken? — Sieh, wenn der Tag sich neigt, wenn der Abend sein rosiges Licht über den Himmel sendet, dann haben alle die schwebenden Wolken einen zarten, lichten Schein. So sieh, wenn die Trübsal des Tages zu Ende, wenn du am Abend stehst und siehst den grauen Wolken des Geschickes nach, siehst du da keinen rosigen Schimmer, der sie mild umsäumt, siehst du da keine funkelnden Kronen auf ihrem Haupt? Siehst du da nicht auf ihnen ausgebreitet den Lichtglanz der Liebessonne Gottes? — Ja wenn der Sturm, das helle, grelle Blitzen vorüber, wenn es still um uns und in uns geworden, wenn es wie Abendfrieden durch unsere Seele weht, wenn der Kampf beendet, da hast du es schon so manchmal erfahren, daß das Trübe, die Wolken ihr Segenslicht hatten, daß es Segnungen unseres Gottes waren! — Doch nicht immer können wir sogleich aus dem Leid, das uns begegnet, Gottes Liebesauge erblicken, es dauert seine Zeit, wir müssen erst reif sein — es muß erst ganz Abend werden! Ja, und siehst du dann am Ende deines Lebens zurück, da siehst du manche vorher dunkle Wolke mit dem Königsglanz göttlicher Liebe ziehen! Da saltest du still im Schweigen des endenden Lebens deine Hände und dankst für das Leid, das dir Gott geschickt, dankst für die Wolken, weil du nun das Licht an ihnen erblickst: den reichen Segen, den sie hinterließen! Du stehst in der heiligen Andacht des Abends — schaust zurück und überblickst dein Leben in dem göttlichen Glanz ewiger Vaterliebe! Und du siehst das helle Blau in schönster Farbe, siehst den fröhlichen Sonnenglanz in höchster Pracht und du fühlst die Stürme vergangener Zeiten mit ihrem Krafthauch, mit ihrem Lebensodem — und du siehst lauter: lichte Wolken. A. Eitner.



„Kein Entwöhnter, der nicht vorher ein Vermöhnter gewesen wäre.“ So ist es gemeint Psalm 131: . . . „so ist meine Seele in mir, wie ein entwöhnet Kind bei seiner Mutter.“ . . . Jetzt ist der erste Schritt zum Menschwerden getan: er ist noch bei seiner Mutter aber an die Stelle roher Begehrlichkeit ist zubersehtliche Gelassenheit getreten; er hat warten gelernt und sich genügen lassen. Das Band zwischen ihm und der Mutter hat angefangen, ein geistiges zu werden.“ A. S. Theneß.

„Am Ostor sah ich einen Mann, dessen Gestalt hatte Ähnlichkeit mit der der alten Kaiser, er sah traurig und bekümmert aus, als ob er hungerte und wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat.“ (Beschreibung des chinesischen Moralisten Konfuzius, der vorgab, von Gott nichts zu wissen.



## Deutscher evangelischer Volksbund

Nachdem in einer großen öffentlichen Versammlung christlich-nationaler Männer und Frauen zu Elberfeld Anfang Juli ds. Jz. von Pastor Stuhmann in seinem Vortrage über „Die christlichen Aufgaben der Gegenwart“ das Signal: „Sammeln!“ im Blick auf die Entwicklung des völkischen und kirchlichen Lebens für die positiven, d. h. auf dem Boden des biblischen Evangeliums stehenden Glieder unseres deutschen Volkes ausgegeben war, ist der von ihm angeregte Zusammenschluß zu einem „Deutschen evangelischen Volksbunde für öffentliche Mission des Christentums“ zur Tat geworden: der Bund hat sich am 13. Juli ds. Jz. in Barmen konstituiert. Den Vorsitz des Bundes hat der bekannte Kolonial-Großkaufmann L. F. Vietor-Bremen übernommen. Mit der Leitung und Durchführung der Arbeit ist als erster Direktor des Bundes Pastor Stuhmann-Barmen betraut worden. Hunderte von Beitrittserklärungen sind bereits erfolgt. Die Bildung von Ortsgruppen bezw. Ortsvereinen ist in vielen Orten bereits angeregt oder schon erfolgt.

Der „Deutsche evangelische Volksbund“ ist satzungsgemäß „eine Vereinigung von Einzelpersonen und Körperschaften, welche, auf dem Boden des biblischen Evangeliums, von Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland der Welt, stehend, die Lebenskräfte des positiven Christentums für das Einzelleben, für das Familienleben, für das Gemeindeleben, vor allem aber auch für das öffentliche Volksleben zur Durchsetzung und Auswirkung bringen helfen wollen.“ Diesem seinem Wesen entspricht seine Aufgabe und sein Zweck: „Er will die bibelgläubigen evangelischen Glieder des deutschen Volkes zu einer persönlichen Mitarbeit an der öffentlichen Mission des Christentums heranziehen und organisch zusammenschließen, um für die Betätigung und Durchführung christlich-nationaler Grundsätze im öffentlichen Leben zu wirken.“ Diesen seinen Zweck sucht er zu erreichen:

1. durch eine allgemeine und zusammenfassende Mobilmachung aller in dem deutschen Volk noch vorhandenen biblisch-sittlichen Lebenskräfte zu positiver Arbeit an einer inneren Wiedergeburt des Volkslebens.

2. durch eine planmäßig ausgedehnte und tatkräftig schaffende Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift über die allgemein christlichen und speziell nationalen und sozialen Pflichten der gläubigen evangelischen Christenheit Deutschlands gegenüber dem Volksganzen;

3. durch zielbewußte Bekämpfung einer widerchristlichen Weltanschauung und Lebensauffassung und Lebensbetätigung durch Versammlungen, Vorträge, Flugblätter u.;

4. durch planvolle Förderung und Unterstützung der bereits vorhandenen auf dem Boden positiv christlicher Weltanschauung stehenden Tagespresse und

5. durch Gründung und Verbreitung einer auf christlich-nationaler Grundlage ruhenden allgemeinen deutschen evangelischen Volkspresse."

Der „Deutsche evangelische Volksbund“ hat Einzelmitglieder und korporative Mitglieder: jeder evangelische Christ — männlichen wie weiblichen Geschlechts — sowie jede evangelische Körperschaft oder Vereinigung, die sich zu obigen Grundsätzen, Aufgaben und Zielen bekennen und an deren Durchführung und Erreichung mitarbeiten wollen, können Mitglieder des Bundes werden. Der Jahresbeitrag bleibt dem Ermessen bzw. Uebereinkunft (bei Körperschaften u.) überlassen. Beitrittserklärungen und Zuschriften werden bis auf weiteres an Herrn Direktor Pastor Stuhmann in Barmen erbeten.

In einer Zeit, welcher der Entscheidungsskampf zwischen christlicher und widerchristlicher Weltanschauung den Stempel aufdrückt, bedeutet die Gründung des „Deutschen Volksbundes“ die Erfüllung der einen großen und notwendigen Forderung des Tages an die gläubige evangelische Christenheit Deutschlands. Gegenüber dem geschlossenen Ansturm gegen die positiven christlich-sittlichen Fundamente des kirchlichen und völkischen Lebens gilt es eine ebenso geschlossene Feuerlinie zu bilden und mit der persönlichen allgemeinen Wehrpflicht des Reiches Gottes endlich völligen und heiligen Ernst allerorten zu machen unter der Devise: „Nach innen geschlossen und nach außen entschlossen!“ Die so reich vorhandenen, aber vielfach nur zu sehr zersplitterten und vereinzelt positiven evangelischen Lebenskräfte müssen unter dem zwingenden Notdruck der Zeit sich organisieren; denn Organisation ist Macht in der Gegenwart, und umsomehr, je stärker die christlichen Persönlichkeitskräfte sind, welche die Organisation bilden. Das Wort des größten deutschen Staatsmannes: „Deutschland hat in seiner Zerrissenheit nicht gewußt, wie stark es ist!“ trifft auch auf die deutsche evangelische Christenheit zu: sie hat bislang in ihrer vielfachen Zerrissenheit ihre Lebensstärke nur zu wenig erkannt und ist sich



darum ihrer hohen und gewaltigen Lebensaufgaben auch im Volksleben nicht genug bewußt gewesen. Jetzt ist die Stunde gekommen, in der es heißt: „Aufstehen vom Schlaf! Die Waffen zur Hand! Die Reihen geschlossen!“ Eine öffentliche Volksmission eines heilerfüllten Volks an dem heillosen Volke muß mit Anspannung aller Kräfte einsetzen, eine zielstrebige Propaganda der Tat aus den vielen Winkeln heraus in die Weite des Volkslebens hinein! Die materiellen Volkswerte im sozialen und wirtschaftlichen Leben schließen sich zusammen zur Vertretung von Standes- und Berufsinteressen. Und die ideellen, die höchsten, die christlich-sittlichen Lebenswerte einer Nation sollten zur Vertretung der heiligsten Interessen, zur Bewahrung der hehrsten Güter keine geschlossene Phalanx bilden? Nimmermehr! „Die Zeit des Schweigens ist vergangen, die Zeit des Redens ist gekommen! „Dieses Lutherwort muß als Fortsetzung heute den letzten Ton ausklingen: „Und die Zeit des Handelns!“

Darum ergeht an alle positiven evangelischen Christen Deutschlands, an alle, die mit Ernst Christen sein wollen, an alle Vereinigungen und Körperschaften, die, jede an ihrem Teil und gemäß ihrer Aufgabe, für Kirche und Volk zum Dienst sich bereitgestellt haben, der Gewissensapell: „Rückt dichter in der heiligen Runde! Auf zu gemeinsamer Arbeit! Auf zum gemeinsamen Kampf!



Es ist nicht ein rascher Sprung, den man mit Hilfe des Wortes aus der Schwachheit in die Kraft macht, aus der Angst in den Frieden Gottes, wie das unsere eilfertige Zeit mit ein paar Sprüchlein zustande bringen soll, nach denen man von Zeit zu Zeit greift. Soll etwas Wahres und Beständiges herauskommen, so muß man, wie die Apostel und alle Glaubensmänner, einen schmal fortlaufenden Weg Schritt um Schritt zurücklegen, muß eine jahrelange Schule am Wort des Herrn durchmachen, und dabei wird man innerlich und äußerlich viel gedemütigt, muß manches Wort oft lang unverstanden wie ein rätselhaftes Sprichwort im Herzen herumtragen, damit der Sinn desselben frei herauskomme. Aber wenn das Herz nur redlich aus- hält als ein Jüngerherz, willig zum Lernen, statt den Meister zu spielen, schnell zum Hören und langsam zum Reden, dann legt sich im Herzen immer mehr Glauben und Liebe an zu dem Herrn Jesu Christo, auf den alle Worte, als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen hingen, und in dieser gläubigen Liebe wird uns der Sinn der göttlichen Worte immer reiner und voller geöffnet, daß wir auch an Weisheit und Einsicht zunehmen; ja es kommt auch zu dem, was im Evangelium steht: Er selbst, der Vater hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet, und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ (Bede).



## Flugblätter für Gebildete

Seit der Herausgabe der ersten Serie solcher Flugblätter war die Nachfrage nach einer zweiten Serie nicht verstummt. Jetzt, wo die erste Serie so ziemlich vergriffen ist, habe ich eine Fortsetzung erscheinen lassen. Ich drucke als Probe ein solches Blatt hier ab; die Bezugsbedingungen sind auf Seite 328 zu ersehen.

### Das oberste Naturgesetz.

„Der beste Beweis für das Wasser ist der Durst“, hat jemand ausgesprochen und daraus die Anwendung gezogen, so ließe sich das Dasein Gottes aus dem Bedürfnis der Menschenseele beweisen. Aber naturhafte Dinge können immer nur Auskünfte ihrer Natur nach geben und wem man das Dasein Gottes beweisen muß, dem läßt es sich nicht beweisen. Außerdem liegen die Beziehungen Gottes und des Menschen als bewußter Persönlichkeiten auf einer anderen Fläche: dem Willen. Gottes Wille ist das Gesetz der Natur und die Aufgabe für den Menschen. Sind Gottes Wille und des Menschen Wille dauernd und ganz eins geworden, so ist das Harmonie und Himmel; sind sie völlig und für immer entgegengesetzt, so ist das Tod und Hölle. In der Natur geschieht Gottes Wille prompt ohne Aufsehnung; soweit wir ihn dort erkannt haben, sprechen wir von Naturgesetzen. Sie sind die Form, wie sich Gottes Wille persönlich durchsetzt. In der Menschenwelt geschieht er nicht ganz und nicht immer, weil sich der durch die Sünde verdorbene Menschenwille gegen ihn entscheidet.

Die Folge davon ist viel Wirrwarr; als ob der Architekt eines Riesenbaues gestorben und die einzelnen Bauführer sich nicht einigen können über die hinterlassenen Pläne; nichtsdestoweniger wird drauflos gebaut und vieles muß wieder abgerissen werden. Der oberste Wille fehlt. Oder man könnte sagen: es ist ein Schlachtfeld, wo zwei Parteien um einen Kampfspreis streiten. Gott und das Böse ringen. Das Schlachtfeld ist das Menschenherz und der Kampfspreis ist der Wille des Menschen. Zugleich kann der Mensch bei solchen Kämpfen den Ausschlag geben. Denn mit dem Augenblick, wo er sich entschlossen auf die eine Seite stellt, ist der Ausgang entschieden.

Warum in aller Welt lehnt sich denn überhaupt der kleine Mensch gegen Gottes Willen auf? Gegen ein Naturgesetz anzugehen, hat doch keinen Sinn. Weil böse Lust und falsch verstandene Freiheitsträume dem Menschen vorgaukeln, daß sein Glück in der entgegengesetzten Richtung liege. Gegen Gottes Willen aber sich mit seinem Eigenthum auflehnen, ist der eigentliche Nerv der Sünde. Zum Frieden und zum gesegneten Leben, zur Harmonie mit sich selbst und mit Gott kommt aber keiner, so lange er sich gegen dieses oberste Naturgesetz aufbäumt. Je mehr Kraft er in sein Trogen legt, desto schärfer wird der Zusammenprall mit unsichtbaren Gewalten. Wieviel Schicksalsschläge willst du noch herausfordern? Wieviel Entscheidungstunden wird es noch geben? Wie leicht kann die letzte schon da sein, von der es heißt: was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!

Kann man dir entscheiden helfen? Ja, Jesus ist gekommen, um Gottes Willen zu tun. Vor ihm hat es nie solch ein Leben gegeben, wo alles für Gott da war, wie er selbst sagt: „Meine Speise ist, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat“. Ueber solchem Gehorsam ging er hinunter die Todesstraße, um uns zu erlösen von dem Bann und den Banden des bösen Willens. Jetzt aber ist er lebendig in unserer Mitte, um in seiner Person und seinem Wesen die Medizin für unseren kranken Willen darzustellen. Geh ihm nach, geh dich seinem geheimen Zuge hin und sofort wirst du den Wahrheitsbeweis erleben. Wie es in der äußeren Natur schon geht: mit dem Augenblick, wo man sich nach den Naturgesetzen richtet, werden die Kräfte der Natur wirksam und gehorsam. Wer Gottes Willen dadurch tut, daß er sich zu Jesu bekehrt und ihm gehorcht, der erlebt es, wie Gottes Kräfte jetzt regsam und lebendig werden für ihn! Hier gilt es nur das Experiment, die Probe aufs Exempel!

Vorstehendes Flugblatt ist zu beziehen vom Verleger Max Koch, Leipzig, Brüderstr. 15. Die Serie von 12 Stück (enthaltend: 1. Mittel gegen das Sterben. 2. Kannst du Gott schauen? 3. Was heißt beten? 4. Christentum und Revolution. 5. Wovon lebt die Seele? 6. Das oberste Naturgesetz. 7. Der Charakter Gottes. 8. Das Uebel in der Welt. 9. Der Sieg der Wehrlosen. 10. Wann kommt der Weltfrieden? 11. Schuld und Sühne. 12. Belehrung) — kostet 15 Pfg., mit Porto 20 Pfg. 10 Serien, also 120 Stück, kosten portofrei M. 1.30, 100 Serien portofrei M. 10.—.







## Des Blattes Abschied von seinen Lesern

Während des jetzt zu Ende gehenden Jahrganges bin ich der Gegenstand einer förmlichen Heze gewesen. Unwillkürlich fragt man sich, wenn der Lärm verstummt, nach der äußeren Ursache und dem inneren Sinn. Der erste Anlaß war jener Vortrag in Leipzig über „Naturwissenschaft und Bibel“. Nun hatte ich denselben seit zehn Jahren mit geringen Abänderungen in einer großen Zahl deutscher Städte gehalten, ohne jemals dadurch Aergernis erregt oder darnach Widerspruch erlebt zu haben. Er war ja auch schon im Mai 1910 gedruckt erschienen und von niemand als den Altlutheranern mißfällig aufgenommen worden. Er enthielt auch für den Theologen nichts Neues; die gesamte bibelgläubige Theologie steht schon seit einem Menschenalter auf dem darin vertretenen Standpunkte, daß die alte „Verbalinspiration“ zu verteidigen gegen die Wahrscheinlichkeit sei und nichtsdestoweniger die Bibel Gottes einziggültige Offenbarung an die Menschheit bleibe. Beides war scharf und deutlich darin ausgesprochen. Nur die unwahre und böswillige Art, wie der Missourier Vent in einem altlutherischen Blatt darüber berichtet hatte, stellte es so dar, als ob ich von der Bibel abgefallen sei. Ein Amtsbruder hatte den Leipziger Vortrag stenographiert und bot mir sein Stenogramm an, woraus zu ersehen gewesen, in welchen Ausdrücken und Verstümmelungen Vents Bericht nicht mit meinem Vortrag stimmte; ich verzichtete auf die Verteidigung. Ein gläubiger Universitätsprofessor erbot sich, eine Broschüre zu schreiben, in welcher er meinen Standpunkt als den allein möglichen für einen gläubigen Theologen dartun wollte; ich bat, davon Abstand zu nehmen. Inzwischen ging der Lärm weiter. Das Allianzblatt, das sonst von den Altlutheranern als Feinden der modernen Heiligungsbewegung nichts wissen will, überschlug sich in seinem Artikel „Die Masken fallen“ und warf noch neuen Schmutz der Lüge dem zu Unrecht Gefcholtenen nach. Merkwürdig, was es nun alles für Blätter waren, die gegen mich mobil machten! Es hieß, ich stünde mit Satho auf einer Stufe, — andere schrieben mir, ich sollte mich von einem Nervenarzt untersuchen lassen, — ja, eine liebe Seele schickte mir eine homöopathische Medizin gegen — solche Störungen! Ich habe diese Medizin nicht eingenommen!

Ein zweiter Sturm erhob sich, als ich ganz nebenbei in einem Vortrag über die Frage: „Wo sind die Toten?“ den Unterschied zwischen Ewigkeit und Endlosigkeit der Höllestrafen hervorhob und den letzteren philosophischen Begriff auf Grund der Schrift ablehnte. Daß mit fast verschwindenden Ausnahmen heutzutage kaum noch ein biblischer Theologe diese Endlosigkeit öffentlich zu lehren pflegt, daß eine stattliche Reihe berühmter Kirchenlehrer auf meiner Seite stehen, daß ich biblische Aussagen in Menge für mich habe, daß ich in einer ausführlichen Broschüre meine Meinung zu erhärten versprach — alles das half nichts, und wieder standen altlutherische und darbyistische Blätter Schulter an Schulter, um mich zu verdammen. „Der alte Glaube“ schrieb von mir sogar als einem gefallenem Engel, — was doch soviel wie Teufel heißen kann, und wieder fragten viele meiner Bekannten aus aller Welt bei mir an, ob ich wirklich zu den Ungläubigen übergegangen sei. Wie das alles möglich ist, wenn ein Mensch, wie ich, in der breitesten Oeffentlichkeit seit 32 Jahren ganz dieselbe Stellung zu den Heilswahrheiten eingenommen hat und für seinen biblizistischen Standpunkt von der radikalsten Theologie beseindet und verspottet wird, — fragt sich da mancher. Nun, ich glaube, es gibt verschiedene Schlüssel dafür! Gerade weil ich unabhängig bin und trotz meiner Kirchentreue vielen Pfarrern unliebsame Wahrheiten gesagt habe, war dort Zündstoff genug vorhanden. Es kann auch sein, daß die Sektenbrüder mir gerade jene Kirchentreue zum Vorwurf machen, und daß ich nicht mit ihnen gegen die Kirche streite. Hin und her schießt auch ganz kommuner Neid darüber herein, daß ich an vielen Orten, wo sonst der Tod im Topf ist, noch großen Zulauf gehabt habe.

Aber — da ich vor Gott stehe und mir aus der Gunst oder Ungunst der Menschen wenig mache, habe ich mich gefragt: Was bedeutet die Zulassung dieses Sturmes gegen mich? Alle Krisen, durch die wir gehen, sind doch sicherlich von Gott zum Zweck unserer Vollendung uns in den Weg gestellte neue Stufen. Dann wird das Erste sein, daß ich mich frage, was war denn meine Schuld bei den Gelegenheiten, die soviel Lärm machriefen? Da kann ich (abgesehen von Hannover, wo ich eine übereilte Wendung gegen die Pastoren, die ihre wahre Ueberzeugung von den letzten Dingen verheimlichten, im Hann. Sonntagsblatt zurückgenommen habe!) mich nur in einem Stück schuldig bekennen: Das ist die Form und der Ton der Rede. In der Sache nehme ich kein Wort zurück — aber in der Form habe ich mich wohl von meinem Naturell fortreißen lassen und heftig, zürnend über

den Widerstand, der einem entgegensteht, gesprochen. Wer so oft und so scharf pointiert vor großen öffentlichen Versammlungen redet, bei denen vom hitzigsten Sektierer bis zum Sozialdemokraten oder Redakteur des freisinnigen Blattes alle Schattierungen von Zeitgenossen vertreten sind, wie ich, der wird am ehesten die Gefahr verstehen, der ich zum Opfer fiel. Man spürt in der Versammlung geistige Widerstände, — man hat nicht die behagliche Pastorenruhe, die durch die Widerspruchslosigkeit der Kanzel garantiert wird, oder nur Gesinnungsgegnossen um sich, wie der Gemeinschaftsleiter, — sondern jeden Augenblick kann von irgend einer Seite eine Störung kommen, — was Wunder, wenn man sich da in einer arg gesteigerten Stimmung befindet! Also, das gebe ich unumwunden zu, wenn Gott mich fragt und mein Gewissen antworten muß: Ich bin hin und her unter dem Hochdruck geistiger und seelischer Anspannung zu „herrlich“ (wie ein Laie schrieb), zu heftig, zu zornig gewesen. Wer noch nie über etwas zornig gewesen ist, der hebe den ersten Stein auf mich! Des Menschen Zorn richtet keine Gerechtigkeit vor Gott an!

Vor Gott habe ich mich über jene Heftigkeit gewöhnlich sofort am selben Abend gedemütigt und Verzeihung erlangt; Menschen, die aus ganz anderen Motiven heraus mir schon grollen, werde ich es nie recht machen können und will es auch gar nicht versuchen. Aber ich möchte mehr von mir selbst loskommen. Dazu muß ich weniger öffentlich auftreten, innerlich stiller, kleiner und demütiger werden. Vielleicht hat der Herr das auch mit all den lieblosen Angriffen der Menschen in diesem Jahre bezweckt, dir er zugelassen hat. Dann soll doch noch ein heiliger Seelensseggen daraus erwachsen: je mehr einer lebendigmachender Geist werden soll, desto weniger sich vordrängende menschliche Psyche darf in seiner Arbeit zu spüren sein. Die Faustschläge von Satans Engel sind uns heilsam, aber dafür kriegt dieser Satans-Engel keine Belobigung von Gott! Uns aber soll das Demütigende und Schmerzhafte jeder Situation tiefer in den Herzgrund des Verkehrs mit Gott treiben. Weil aber in allen Aergernissen und Verwicklungen dieses schweren Jahres der Herr mich wunderbar getröstet und erquickt hat, kann ich vielleicht besser als zuvor andere trösten, die in ihren häuslichen oder persönlichen oder religiösen Verwicklungen keinen Ausblick zur Höhe mehr haben. Der selbst Getröstete steht nur einen Fußtritt höher als der Trostlose, sodaß er ihn mit der Hand anfassen und zu sich heranziehen kann; dann zeigt er ihm: „Siehe hier die herrliche Aussicht auf unseres Gottes schöne freie Gnade!“



Was wird nun nach all diesen Kämpfen, Verleumdungen, Anklagen des Herausgebers dieses Blattes aus diesem selbst werden? Wird es aus Mangel an Lesern eines jähen Todes sterben? Fürs erste sieht es nicht so aus. Es hat noch über 9000 Abonnenten! Und solange Gott mich in dieser Weise brauchen will, darf ich kein Pfarramt annehmen oder mich sonstwo „unterbringen“ lassen. Solange es alle Jahre ein paar hundert Briefe gibt, darinnen mir die Brieffschreiber für mein Blatt und den Segen danken, den sie dadurch erhalten haben, möchte ich weiter schreiben. —

Es dürfte also keine wesentliche Aenderung von Inhalt oder Form des Blattes im nächsten Jahrgang erfolgen. Von Herrn Dr. Bethge liegt ein wertvoller Beitrag über die Bedeutung des Wortes Gottes bereit, sowie eine ergreifende Erzählung von der Bekehrung eines Studenten, verfaßt von einem jungen, aufstrebenden Dichtertalent. Auch andere Mitarbeiter haben Beiträge eingesandt. Von mir sollen die Vorträge hier erscheinen: Mittel gegen das Sterben, Reich Gottes und soziale Frage, Widersprüche des Lebens Jesu und andere; ebenso fange ich im Herbst mit dem Abdruck meiner Bibelstunden über den Hebräerbrieff im Blatte an. Einige kleinere Skizzen und Aufsätze von mir sind teils schon fertig, teils in Vorbereitung.

In meiner Stellung zu meinem Heiland, zu meiner Arbeit, zur Bibel und zu meinen Lesern hat sich nichts geändert; in menschliches Parteigetriebe lasse ich mich nicht einspannen (obschon mir gerade diese Unnahbarkeit von vielen Parteisanatikern am meisten verdacht wird!) und möchte das persönliche Christentum, das ich selbst lebe, weiter bauen und pflegen an andern. Wem meine persönliche Note nicht gefällt, der braucht nicht zu schimpfen; er kann ja sonst in der Welt Anschluß an allerlei andere Kapellmeister finden, die nicht so unmusikalisch sind, wie ich.

Die wir aber in unserer Sonderart uns verstehen, — wir wollen weiter für einander beten und an unserer Reinigung arbeiten lassen von dem, der sich seine Leute erzieht und heiligt bis zu seiner herrlichen Zukunft. In der Welt — auch in der „frommen“ Welt — ist viel Tuten und Blasen von Signalen, — wollen wir uns nicht verwirren lassen und uns an der Gnade genügen lassen, daß das Herz fest werde. Mit herzlichem Händedruck im Geiste grüße ich Euch alle, die Ihr Jesum lieb habt und auf seine Erscheinung wartet!

Euer alter Genosse am Reich und an der Trübsal Christi  
August 1911. Samuel Keller.



## Aus der Briefmappe des Evangelisten

Jerem. 20, 7. Ihr Brief, darin Sie bekennen, was der Herr seit meiner Breslauer Arbeit an Ihrer Seele getan hat, stärkte mir den Glauben. Gewiß können Sie wieder schreiben, wenn Sie es nötig haben. Die Hauptsache bleibt die Treue gegen Jesus!

E. H. Ihr Christentum hat, wie manche Krankheiten, einen chronischen Zustand oder eine akute Färbung. Im chronischen Stadium spüren Sie nichts von besonderen Kräften, aber es scheint auch kein Bedürfnis nach solchen vorhanden zu sein. Ist das normal, daß Sie dann wochenlang ohne Bibellesen und tagelang ohne Gebet auskommen? Das ist chronische Erkrankung. Wenn Sie dann wieder Briefe schreiben, wie den letzten, voll himmelstürmenden Glaubens und überfließend von Gefühl, kann ich mich (da ich solch' ein Aufundnieder bei Ihnen schon mehrmals erlebt habe) des Gedankens nicht erwehren, als ob jetzt wieder eine akute Periode eingetreten sei. Wie lang hält sie dieses Mal an? Zwischen Aufgeregtheit und Gleichgültigkeit muß es doch eine gesunde Mittellinie geben: Glauben ohne Spektakel, Lieben ohne Hysterie, und in täglichem Umgang vom Herrn nehmen, was man zu der Erfüllung der täglichen Pflichten braucht. Das nennt die Schrift „mäßig und nüchtern zum Gebet“.

Dr. P. Ihre Einsendung drucke ich am liebsten ab. Nach derselben steht in der Selbstbiographie des Württembergischen Prälaten Friedrich Christoph Detinger (Stuttgart, 1845 herausgegeben von Hamberger), S. 80 ff.: „Schill (ein Schullektor in Calw, welcher immer mit Gott umging, ganz die Richtung nach innen hatte und ganz auf die Wirkungen des Geistes merkte) hatte demselben (nämlich einem Prälaten Dehslin) oftmals die Gründe von der Wiederbringung aller Dinge vorgestellt; allein der Spruch: Die Verurteilten werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben und noch andere kritische Einfälle hinderten ihn, daß er auf seiner Meinung beharrte. Es ist dieser Einwand allerdings scheinbar, und die Erklärungsregel nicht ohne Grund, daß man Worten in eben derselben Sentenz nicht zweierlei verschiedene Sinne geben solle; aber es stößt hier diese Regel wieder eine

höhere Regel an, daß man nämlich niemals einen Sinn annehmen solle, der den deutlichen Erklärungen widerspricht und der wider die Beschaffenheit der Sache ist. Ewige Pein kann der Sache nach nicht so ewig sein, als das ewige Leben, auch streiten 1. Cor. 15 und Eph. 1 offenbar wider die Unendlichkeit der Strafen.

Deßlin blieb indessen auf seinem kritischen Eigensinn unter dem Vorwande, man müsse bei dem Wort Gottes bleiben. Er starb; nicht lange aber nach seinem Tode kam er zu Schill. Schill wollte gerade zur Stubentür hinausgehen, da hört er halb still Deßlins Stimme, der ihn mit dem Worte: Bruder anredete und ihm erzählte, wie er nach dem Tod in eine Finsterniß gekommen sei, darin er nicht wußte, wie ihm war. Angst und Bangigkeit überfiel ihn deswegen, weil ihm seine Ueberzeugung von der Ewigkeit der Höllestrafen nachfolgte. Er warf es Schill sehr hart vor, daß er ihn nicht mit äußerster Beharrlichkeit von seiner Meinung abgebracht habe. Schill antwortete ihm, er habe ihn ja oft widerlegt; doch Deßlin versetzte, er hätte ihn rütteln und schütteln und nicht nachlassen sollen, bis er des Gegentheils wäre überzeugt worden. Er wäre eine gute Zeit in seiner Desperation geessen, bis Gott endlich sein Gebet erhört und ihm Licht habe werden lassen, da er denn seinen Irrtum erkannt und gesagt habe: Gott, ihr Theologen, wie seid ihr so blind in dem engen Bezirk eurer Thesen!"

Ich muß nur hinzufügen, daß ich die Wiederbringungslehre auch ablehne; nach meiner Ansicht müssen die Seelen der Verurtheilten, weil sie von dem einzigen Quell des Lebens und der Unsterblichkeit, d. h. Gott dauernd geschieden sind, zu Grunde gehen; das ist der andere Tod.

G. S. Ihr Brief war mir eine rechte Freude! Und wenn jedes Jahr nur einige Duzend solcher unbeschriebenen echten Befehlungen erfolgen, bin ich berechtigt jede Aufforderung zu einem Pfarramt abzulehnen: denn dann segnet der Herr mein Reisen und Arbeiten doch auf die unmittelbarste Weise.

D. L. Sie fragen, warum in der Schöpfungsgeschichte stehe: „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Aber sehen Sie doch in Ihre eigene Lebens-erfahung hinein! War es da nicht auch oft so, daß zuerst Dämmerung, ja Dunkelheit eintrat, wenn ein neuer Abschnitt, ein neuer Anfang, ein neuer Tag gezählt werden sollte. Wie ward das Alte verdunkelt, verleidet, daß man selbst damit nicht mehr zufrieden sein konnte, und wie schien einem der bisherige Stand und das bisher Erreichte so ungenügend! Das alte Licht mußte uns erst untergehen, damit aus dem Schoß der Nacht das neue Glaubenslicht, umfassender, energischer, heller hervorbrechen konnte. Jeder neue Morgen ist gewissermaßen der Abschluß einer Schöpfungsperiode in uns. Was wir dann Tag nennen, — das ist nur die Auswirkung der am Morgen erlebten Klarheit dessen, der für jeden Tag eine neue Seite seiner Güte hat!

A. W. Warum erschrecken Sie darüber, daß jene „Schicksalsschläge“ Ihre Lebensfreuden für immer zu vernichten“ drohen? Ist das christlich, geistlich, göttlich gedacht? Gerade aus den Erfahrungen, wo wir fürchten, es könnte unserm Fleische eine Lust zertrümmert werden, wird durch den Abbruch des Eigenlebens das Material zu einem Neubau gewonnen. Auf Kosten unseres selbstsüchtigen alten Wesens entwickelt sich für uns, für Gott und für andere Menschen eine ganz neue, schöne, blühende Seite, — die bis dahin wie ein versprengter edler Same im Schatten jener Mauer lag und gar nicht keimen und wachsen konnte. Die Mauer fiel, — der Keim sproßt, die schöne Blüte kommt, die süße Frucht reift!





Et expecto — — — Roman eines Priesters von Eugen Artho. Ein Baustein in der Reformation des XX. Jahrhunderts! 1911. Zürich, Verlag G. Bachmann-Grüner.

Das Motto des Buches ist zutreffend. „Aus der Not für die Not der Zeit geschrieben!“ Man zeigt uns, wie ein zeitgenössischer Priester die inneren Nöte und Kämpfe überwindet, im reinen Evangelium seinen Frieden findet, um dann begeistert in die Worte auszubrechen: „Et expecto — und ich erwarte eine Auferstehung aus dem Grabe des Irrtums zum Leben des freudigen Glaubens und Liebens in unserm Herrn Jesus Christus“. — Die ganze Darstellung ist dramatisch, die Sprache allenthalben rein und edel! Das Buch gehört in die Hand eines jeden gebildeten Katholiken, den angesichts des Modernismus und der Antimodernistenbewegung Zweifel anfechten! Uns gläubigen Gotteskindern dürfte der Jesusgedanke in diesem Buche zu unklar sein und der Verfasser hätte wohl daran getan, die Ideen des alten von Kant gänzlich abgetanen Swedenborg fortzulassen! Alles in allem „kein alltägliches Buch!“

Fr. Olpe.

Dietrich Vorwerk. Kindergottesdienst und Kinderseelentunde. Schwerin, Fr. Bahn. 1 Ml.

Ein feines Werkchen des bekannten Verfassers, das in die Hand eines jeden gehört, der an Kinderseelen mit Erfolg arbeiten will! In diesem Büchlein gibt's keine langatmigen Theorien, — alles ist dem Leben abgelauscht und nüchtern, klar und tief religiös dargestellt! Das Beste, was ich bis jetzt auf diesem Gebiet las! F. D.

Markus Hauser. Gottes Friedenswege diesseits und jenseits des Grabes. Gotha, P. Ott.

Zu breit angelegt! Der erste Teil: „Die Gnadenordnung“ ist gut für Leute, die Zeit genug haben, um über derartige klare biblische Begriffe lange zu philosophieren! Im übrigen redet das Buch eine köstliche, glaubensstarke Sprache und ist wohl geeignet, gläubige Christen zu stärken!

Conrad von Orelli. Allgemeine Religionsgeschichte. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag.

Wer „theologisch“ genügend gebildet ist, um sich durch ein solch umfangreiches Werk „glücklich“ hindurchzuarbeiten, mag sich diese Allgemeine Religionsgeschichte kaufen! Klarheit der Sprache und gut geordnetes reiches Material zeichnen sie aus, wie schon der Name des Verfassers für eine ernste und abgefeilte Arbeit bürgt. F. D.

Kristina Roy. Im Sonnenlande. Striegau, M. Urban.

Die in den Gemeinschaftskreisen beliebte Schriftstellerin schildert Lebensereignisse eines slowakischen Knaben, der das Sonnenland des Märchens im Erleben der Liebe und Nähe Jesu findet und dadurch für seine Umgebung zum Segen wird. Trotz der edlen Tendenz des Buches trägt dasselbe an manchen Stellen den Stempel psychologischer Unwahrscheinlichkeit. Das Lokalkolorit gewährt indessen dem Ganzen eine interessante persönliche Note.

B. 8.

---

## Quittung

Für die Aussätzigen-Arbeit in Burulia und Salur gingen bis zum heutigen Tage weiter ein:

A. v. M.-Ebstorf 10; E. M.-Bochum 5; W. M.-Solingen 20; Frau E.-Wilmerzdorf 6; S. Ep. 10.05; Frl. D.-Berlin 5; Familie B.-Gohlis 10 (aus Dankbarkeit gegen Gott, der gnädig wieder eine Sommerreise „zu vieren“ schenkte); Frau Dr. Sch.-Freiburg i. Br. 5; Hospital-Berlin 1.50; M. N.-Freudenstadt 10; zusammen = 255.60 Mk. Davon sandte ich direkt an die Missionare Wagner-Burulia und Schulz-Salur die runde Summe von je 5 Pfund = 102.50 Mk. Den Rest von 50.60 Mk. übermittelte ich den beiden Missionsgesellschaften (Göfnersche und Breklumer) zur Verwendung für die Aussätzigen-Arbeit. All' den vielen freundlichen Gebern nochmals herzlichsten Dank. Gott segne die Gaben in seinem Sinne, damit die indischen Aussätzigen von diesem Gelde nicht nur eine äußerliche Hilfe haben, sondern auch innerlich gestärkt werden. Dann aber muß hinter dem Gold und Silber das Gebet der Geber stehen.

Rastatt, den 1. August 1911.

Hans Keller, Divisionspfarrer.

---

## Mein Reiseplan

17. September Karlsruhe.

24.—26. September Cassel.

1.—3. Oktober Zürich.

6.—26. Oktober Ostpreußen.

5.—15. November Hamm i. Westf.

28. Nov. bis 8. Dezember Magdeburg.

10.—17. Januar Dresden.

18.—21. Januar Chemnitz.

1.—11. Februar Posen.

12.—18. Februar Görlitz.

3.—10. März München.

12.—20. März Wiesbaden.

Nach Ostern Schwelm, Danzig, Köslin u. a. D.

Hofea 10, 12.

---

ⓂⓂⓂⓂⓂⓂⓂ Bezugsbedingungen ⓂⓂⓂⓂⓂⓂⓂ

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mk. 3.—

Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 3,60. Einzelnummer 30 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Breisgau.

Verlag von Otto Rippel in Hagen i. W. — Druck von Bald & Krüger in Hagen i. W.







3 2400 00252 7616

## DATE DUE

Temporarily circulated from  
Pacific School of Religion

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

Auf dein Wort!

v.9  
1910/  
11

CBPaQ

v.9  
1910/  
11

339730

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY  
BERKELEY, CA 94709



